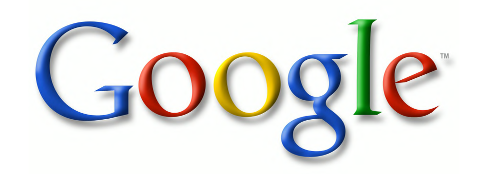
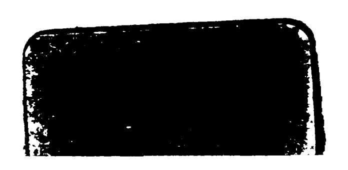





CHRISTO ET ECCLESIÆ
VE RI TAS
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV-ANG





# Die

# Einsiedler des heil. Hieronymus.

In freier Bearbeitung dargestellt

von

**Dr. Joseph Hubert Reinkens,**
ord. ö. Professor an der Königlichen Universität zu Breslau.

**Schaffhausen,**
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1864.

Die

# Einsiedler des heil. Hieronymus.

Die

# Einsiedler des heil. Hieronymus.

In freier Bearbeitung dargestellt

von

**Dr. Joseph Hubert Reinkens,**
ord. ö. Professor an der Königlichen Universität zu Breslau.

**Schaffhausen,**
Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.
1864.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Seinem Bruder

# Franz Reinkens,

Bürgermeister zu Erkelenz,

in treuer Liebe gewidmet

**von dem Verfasser.**

# Vorwort.

---

Es ist ein großer Gedanke, daß der von Gottes Gnade lebende Mensch, überzeugt von seiner Unsterblichkeit, aus Liebe zu dem Vater der ewigen Güter und um dieser willen auf alles Wünschenswerthe, was die Erde darbietet, in heroischer Gesinnung verzichten könne; größer noch ist die That, ist der Verzicht selbst.

Mit solchen heldenmüthigen Charakteren, welche diese That vollbracht, beschäftigt sich das vorliegende Buch. Ich biete es hiermit den Christen, welche für ideales Streben Verständniß haben, in der Meinung dar, ihnen eine Freude zu bereiten. Sie finden darin das Bild der Einsiedler des heiligen Hieronymus, jenes Fürsten unter den Edlen, welche ihm die Wüste zum Paradiese machten, so daß er ausrief: „O Wüste, frühlingsudftig von den Blumen Christi! O Einöde, wo die Steine

sich gestalten, aus welchen in der Offenbarung die Stadt des großen Königs erbaut wird! O Einsamkeit voll Freude und Gottvertraulichkeit! ...... Schreckt Dich der Wüste ungeheure Weite? — Siehe, Du lustwandelst mit Deinem Geiste im Paradiese!"

(Ep. 14, ad Heliodorum, c. 10.)

**Breslau**, 22. Juli 1864.

**Der Verfasser.**

# Einleitung.

## I.

## Absicht.

Vallarsi, der treffliche Herausgeber der Werke des heil. Hieronymus, sagt in seiner Vorerinnerung zu dessen Lebensbeschreibung der drei berühmten Einsiedler Paulus, Hilarion und Malchus, derselbe habe in drei Briefen auch die durch den Ruhm der Heiligkeit ausgezeichneten Frauen, Fabiola, Paula und Marcella fast biographisch behandelt. Alle anderen Heiligenleben, welche außer diesen noch unter dem Namen des heil. Kirchenlehrers in Umlauf seien, erwiesen sich als unecht. Und er beweist seinen Ausspruch. Es ist nun meine Absicht, in jenen sechs echten Biographien die ethisch-großartige Erscheinung des christlichen Einsiedlerlebens im vierten Jahrhunderte einem größeren Kreise der gebildeten Gläubigen besser zum Verständniß zu bringen, als dies durch allgemeine Legenden-Schemata, durch bloßes Herausgreifen von Wundern und übermenschlichen Thaten und Aussprüchen und durch Betrachtungen über die evangelischen Räthe an sich möglich ist.

Man muß nicht so sehr klagen, daß die zahlreicheren, unter dem Namen des heil. Hieronymus vielfach uns über-

lieferten Biographien nicht echt sind, als vielmehr sich freuen, daß jene sechs wirklich von dem gelehrten, geistvollen und wahrhaftigen Manne verfaßt sind. Wir besitzen darin ein reiches Material zur Beurtheilung jener ethischen und religiösen Strömung; aber das ist nicht die Hauptsache. Es begegnen uns vor Allem darin die individuellen, ganz concreten Gestalten, in welchen die Idee des Einsiedlerlebens angeschaut wird: und diese dem Leser gleichsam leibhaftig vorzuführen, das ist meine Absicht.

Die Fähigkeit, das Sittlich-Schöne in einem Menschenleben zu empfinden und zu verstehen, ist eine Gabe des Himmels; aber die wirkliche Empfindung und das thatsächliche Verständniß desselben ist auch Sache der menschlichen Freiheit, und die Sicherheit in dem richtigen Empfinden und Verstehen setzt Uebung voraus. Diese Uebung kann durch theoretischen Unterricht nur vorbereitet und eingeleitet, nicht gewonnen werden. Nicht die unterrichtende Zergliederung der sittlichen Schönheit und eine Theorie über dieselbe erzeugt volles Verständniß und gebildeten Sinn, sondern die Anschauung ihrer Lebensfülle in einer concreten Persönlichkeit, die, wenn sie historisch ist, durch historische Darstellung der geistigen Beschaulichkeit nahe gerückt werden kann.

Aber ist denn in jenen Einsiedlern eine sittliche Schönheit zur Anschauung gekommen? Man findet wohl extreme Auffassungen, indem Einige nur Uebernatürliches, Andere nur Unnatürliches in ihnen zu sehen vermögen. Die richtige Ansicht ist auch vertreten, doch lange nicht allgemein genug, und zu ihrer Verbreitung beizutragen auf dem angedeuteten Wege, ist die Absicht vorliegender Schrift. Um die Einsiedler des vierten Jahrhunderts in ihrem merkwürdigen Leben zu verstehen und richtig zu beurtheilen,

sind vor Allem zwei Dinge nothwendig: erstens die Kenntniß des sittlich-religiösen Ideals im Evangelium, welches jene in sich ausprägen wollten; und zweitens die Kenntniß ihrer wirklichen Lebensgeschichte. Erstere setze ich bei jedem Leser voraus, die zweite will ich vermitteln.

Eine solche Vermittelung ist bisher auf dreifache Art versucht worden: 1) durch Einzwängung in die stereotype Legendenform der gewöhnlichen Heiligenleben mit Hervorkehrung des Dämonischen und Wunderbaren, welche Form durch ihre ewige Wiederholung abstract und wirkungslos geworden ist; 2) durch bloße, steife Uebersetzung, bei welwelcher tausend Dinge und die feinsten Züge, welche zur Zeit des heil. Hieronymus in die Augen leuchteten, unbemerkt und unverstanden bleiben; 3) durch Skizzirung der Lebensbilder, wie es Montalembert („Die Mönche des Abendlandes") in seiner geistreichen Manier, und vor ihm Schröckh („Christl. Kirchengeschichte", besonders Th. 11., aber auch 6. und 8.) in seiner nüchternen Natürlichkeit gethan haben. Die letzte Art ist wirksamer als die beiden anderen, aber lange nicht wirksam genug. Aber die allgemeine Tendenz jener Schriften Montalemberts und Schröckhs läßt die besonderen Gestalten ihre Schönheit nicht entfalten, es muß Alles besondere Skizze bleiben, es kommt nicht zu Fleisch und Blut.

Soll das Leben der ersten großen Einsiedler uns verständlich werden, so müssen die uns vorgeführten Gestalten vor Allem lebendige Gestalten sein, vor unsern Augen leben, sich entwickeln, sich in historischer Bedeutung entfalten. Es ist also nicht blos unzulänglich, sie in ihren Gaben und Wundern zu preisen, welche man in ihrem Leben zu entdecken weiß, sondern es reicht auch nicht hin, zu sagen, was sie wirklich gewesen sind; vielmehr

hat die historische Darstellung zu vergegenwärtigen, wie sie das, was sie etwa waren, geworden sind. Dazu aber ist nothwendig, daß wir in ihr Herz eindringen, ihre Heilsbedürftigkeit und ihre Sehnsucht belauschen, welche ihrem Leben das bestimmte Gepräge gegeben hat. Die äußeren Schicksale, das menschliche und das göttliche Eingreifen bleiben für uns ohne Sinn und Verstand, wenn wir nicht das nach Frieden verlangende Herz in seinem Fliehen und Suchen, Hassen und Lieben selbst beobachten. Auf dieses psychologische Moment lege ich das größte Gewicht: es leitet uns den Faden der Erzählung, es beleuchtet alle Thatsachen, es wirkt dramatisch und fesselt den Leser. Ich werde aber nicht unter fortlaufenden kritischen Erinnerungen darauf aufmerksam machen, sondern so zu erzählen mich bemühen, daß der religiös gebildete Leser in seinem Herzen bewegt wird von dem Pulsschlage des Herzens jenes Einsiedlers, dessen Leben ihn eben beschäftigt.

---

## II.

## Quellen und deren Benutzung.

Das Leben des heil. Antonius von Athanasius, welches ich zur Darstellung des Gegenbildes in dem Leben des heil. Paulus benutzt habe, ist schön und reich; allein es führt uns bei weitem nicht so tief in die Geheimnisse des Herzens ein, wie die Biographien und Nekrologe des Hieronymus. Diese sind uns also ein großer Schatz. Die drei Biographien stehen im Anfang des zweiten Bandes der von Vallarsi besorgten Ausgabe. Die beiden ersten, Vita

s. Pauli und Vita s. Hilarionis, unterscheiden sich von der dritten und von den drei Nekrologen heiliger Frauen sehr bemerkenswerth. An jenen ist nämlich die Legendenbildung schon vollauf thätig gewesen, an diesen noch gar nicht.

Das Leben Paulus' des Einsiedlers ist des heil. Hieronymus erste Schrift, geschrieben gegen das Jahr 374. Es existirte damals, wo das Leben des heil. Antonius längst griechisch und lateinisch verbreitet war, keine Biographie des Paulus. Dagegen waren die mannigfaltigsten, oft wunderlichsten Erzählungen von ihm im Umlauf. So z. B. erzählte man sich, er habe in einer unterirdischen Höhle gewohnt und sei vom Kopfe bis zur Ferse mit langen Haaren bewachsen gewesen, und andere Abgeschmacktheiten. Ja, er war so sehr in das Gebiet der Sage entrückt und märchenhaft geworden, daß man ihn aus der Geschichte streichen wollte und Antonius für den ersten Einsiedler hielt. Nun hörte aber Hieronymus von den beiden vertrauten Jüngern des heil. Antonius, von Amathas, der diesen begraben hatte, und von Macarius die Geschichte des Paulus, und er schrieb sie auf, damit derjenige die Ehre der ersten That empfange, dem sie gebührt. In sinniger Art sandte er im Jahre 374 das Büchlein einem liebenswürdigen Greise von hundert Jahren, der ebenfalls Paulus hieß, und wie jener greise Einsiedler die Jugendkraft bis ans Ende zu bewahren schien. Wir besitzen das Begleitschreiben noch (Vallarsi I, S. 23—25.). Dieser Paulus von Concordia (am Linone, westlich von Aquileja) hatte im Alter von hundert Jahren vortreffliche Augen, ein scharfes Gehör, gesunde, weiße Zähne, klangvolle Stimme, festen Körperbau mit lebensfrischen Gliedern, rothe Wangen, glatte Haut, sichern Gang, und das einzige Zeichen seiner Jahresfülle in dem schneeigen Haare,

welches mit seiner jugendlichen Erscheinung angenehm contrastirte. Seine Gedächtnißkraft bewahrte ihre volle Spannung und Zähigkeit, seine Urtheilskraft war ungeschwächt und sein Talent thätig, wie in der Jugend, so daß Hieronymus in ihm eine Vorahnung der Unsterblichkeit, wie wir sie nach der Auferstehung besitzen werden, hatte, so oft er ihn betrachtete oder seiner gedachte. Nun, es war wohl sinnig, diesem edlen Greise das Büchlein von dem greisen Paulus der Wüste zu übersenden. Er äußert bei dieser Gelegenheit, er habe der ungebildeteren Leser wegen sich viele Mühe gegeben, die Sprache herabzustimmen; allein er scheint selbst nicht recht daran zu glauben, daß ihm dies gelungen sei. Vallarsi bewundert die Eleganz der Sprache. Hinsichtlich des Inhalts hat Hieronymus ausdrücklich erklärt, daß er das blos Sagenhafte nicht aufnehme; dennoch ist der große Einfluß der Sage auf seine Darstellung nicht zu verkennen, und sie ist deshalb als legendenartig zu bezeichnen, obgleich die Grundlage unzweifelhaft historisch ist.

Die Lebensbeschreibungen des Malchus und des Hilarion fallen etwa in das Jahr 390. Dem Hilarion stand Hieronymus der Zeit nach näher als dem Paulus, der nur noch seine erste Kindheit berührte. Daß er jenen nicht persönlich gekannt, lag blos in der räumlichen Trennung. Von Paulus hatte er nur Kunde durch die Jünger des Antonius, welche sich auf ihres Meisters Erzählung stützten; über Hilarion hatte er von seinem Freunde Epiphanius, dem Bischofe von Salamis auf Cypern, eine Lobrede in Epistelform[1]) und mündliche Mittheilung. Epiphanius aber hatte persönlich sehr viel mit Hilarion verkehrt. Und noch

[1]) Diese ist verloren.

viele andere Augen- und Ohrenzeugen lernte Hieronymus, besonders als er in Palästina seine Zelle gebaut, kennen, und konnte so mit Leichtigkeit Notizen über das Leben des berühmten Einsiedlers sammeln. Er stellt sich die Aufgabe sehr schwierig vor. Alexander habe zwar den Achilles glücklich gepriesen, daß er seinen Homer gefunden; aber für Hilarion sei es doch noch schwieriger, den rechten Lobredner zu finden; Homer würde vielleicht diesem Stoffe erliegen, oder er würde den Bearbeiter beneiden. Die Lobrede des Epiphanius ergehe sich nur in Gemeinplätzen und zeige nicht concret genug das historische Bild des Helden. Er nehme also das von ihm begonnene Werk auf, um es, nicht gegen ihn, sondern in seinem Sinne zu vollenden. Dabei fürchte er die Stimme der Verleumder nicht. Sie hätten einst gegen seinen Paulus bemerkt, ein solcher Einsiedler habe gar nicht existirt, so könne Niemand mit der Einöde sich befreunden und darin leben; jetzt würden sie wohl sagen, wer so viel mit Menschen umgehe, wie Hilarion und so vor Aller Augen lebe, der könne nichts Außerordentliches sein, sondern sei von ganz gewöhnlichem Schlage. Die Ahnen dieser Leute seien die Pharisäer, welchen weder die Wüste und das Fasten des Johannes, noch der Umgang mit der Menge und das Essen und Trinken des Herrn und Heilandes recht gewesen sei.

Das Leben des heil. Hilarion gewährt uns einen sichern historischen Faden in der Chronologie, in der genauen Angabe der Reisen und Ortsveränderungen und in Beziehungen zu bekannten Persönlichkeiten. Hieronymus stand ja auch den Ereignissen nahe genug; dennoch war der historische Stoff, als er sich seiner bemächtigte, schon von der Sagenbildung ergriffen; und so kann es uns nicht wundern, daß wir auch hier noch Legendenartigem begegnen.

Ganz anders verhält es sich aber gleich mit der Lebensbeschreibung des Malchus, dem Hieronymus persönlich gegenüberstand, und von dem er sich Alles selbst erzählen ließ, und zwar in Syrien. Doch ist dies Schriftchen wie das Leben des Hilarion und zwar vor diesem in Palästina, d. h. in der Zelle zu Bethlehem, verfaßt worden. Er hatte vorher eine Zeit lang geschwiegen, den übelwollenden Kritikern ausweichend, nun aber war er entschlossen, nicht mehr zu schweigen; er dachte sogar ernstlich daran, eine Kirchengeschichte von der Gründung der Kirche bis auf seine Tage zu schreiben und den Nachweis zu liefern, daß die Kirche, seit sie zu den Fürsten der Erde gekommen, zwar an Macht und Reichthümern gewachsen sei, aber an Tugenden abgenommen habe. Er brach sein Schweigen durch das Leben des „gefangenen Einsiedlers". Dieses ist ganz historisch, ohne Spur von Sage und Legende.

Alle drei Biographien sind unzweifelhaft von Hieronymus verfaßt und mit unverstümmeltem und in allem Wesentlichen richtigen Texte uns überliefert worden.

Von den drei Epitaphien oder Nekrologen der Marcella, der Paula und der Fabiola kann hier ebenso bestimmt gesagt werden, daß ihr Inhalt zuverlässigste Geschichte ist, eigenes Erlebniß des Verfassers oder unmittelbare Erfahrung. Sie sind daher auch am lehrreichsten und von unschätzbarem Werthe für die Beurtheilung der culturhistorischen Erscheinung der Einsiedler des vierten Jahrhunderts. Nicht von Ferne mischt sich hier ein Sagen- oder Legenden-Anfang ein, wenngleich die handelnden Personen voll Poesie und Wunderglauben sind.

Auf den Wunsch seines geliebten Jüngers Oceanus, der mit Fabiola im Jahre 395 in Palästina gewesen war, schrieb Hieronymus im Jahre 399 das Epitaphium auf die

kurz vorher in dem Herrn entschlafene Fabiola, die Wohlthäterin der ewigen Stadt. Er that es gern, weil er ihr damit eine öffentliche Huldigung darbrachte, der neuen Büßerin, welcher viel vergeben worden, weil sie viel geliebt hatte.

Im Jahre 404, im Todesjahre der heil. Paula, schrieb er das Epitaphium dieser vielbewunderten Frau, unaufgefordert, ganz aus eigenem Antriebe, weil es ihm Herzensbedürfniß war, ihren Ruhm der ganzen Welt zu verkünden. Es steht zwar dieser Nekrolog auch in der Vallarsi'schen Ausgabe unter den Briefen mit dem Titel eines Sendschreibens an Eustochium, die Tochter. Allein die Anrede an Eustochium gegen Ende des Nekrologs ist ganz in gleichem Sinne aufzufassen, wie die darauf folgende Anrede an Paula, nämlich rhetorisch. Die Art und Weise, wie er im Laufe der Biographie von Eustochium selbst erzählt, schließt die Form des Sendschreibens aus. Man könnte in jener Anrede noch eine Art von Dedication annehmen. Der Schluß (Nr. 34.) ist augenscheinlich unecht. Das Dormivit sancta et beata Paula mit allen speciellen Zeitangaben ist eine spätere römische Manier, die kurzen Heiligenleben zu schließen, dem heil. Hieronymus aber gänzlich fremd. Auch hat er sein Epitaphium mit der Grabschrift ausdrücklich geschlossen, wozu noch kommt, daß jene Nr. 34. zwischen Tod und Begräbniß nur zwei Tage vergehen läßt, während in Nr. 29. berichtet wird, daß die Beisetzung nach drei Tagen erfolgte.

Das Leben der heil. Marcella, deren Heimgang im Jahre 410 sich ereignete, verfaßte er auf wiederholtes und dringendes Bitten der jungfräulichen Freundin jener ehrwürdigen Römerin, der frommen Principia, erst im Jahre 412. Doch will Hieronymus nicht zugeben, daß er zu

diesem Liebeswerke müsse durch Bitten erst gedrängt werden; es habe ihn nur die unglaubliche Traurigkeit über den Verlust zwei Jahre stumm gemacht, indem sein Gemüth so niedergebeugt gewesen, daß er sich nicht fähig gefühlt habe, einen würdigen Nekrolog zu schreiben.

Während nun die beiden ersten Einsiedlerleben als legendenartige mit größerer Freiheit benutzt werden können, sind die vier letzten, insbesondere die der drei Frauen, durchaus historisch aufzufassen und als Quellen zu behandeln. Alle sechs Biographien haben aber für uns einen Mangel, den sie für die Zeitgenossen des Verfassers nicht hatten. Für die Zeitgenossen genügten Andeutungen in Beziehung auf Luxus, Kleiderpracht und Genußsucht, auf Sitten und Gewohnheiten, auf Familien, auf kirchliche Angelegenheiten, auf Land und Leute; wir dagegen bedürfen des kräftigen Hinweises. Es wird der Leser daher in unserer Bearbeitung Manches der Art ausgeführt oder ergänzt finden, was zuweilen wie der Goldgrund des Gemäldes sich darbietet, zuweilen wie der natürliche Schatten zum Lichte sich hinzugesellt.

Den thatsächlichen Bericht der Quellen glaubte ich nirgendwo verändern zu dürfen, vielmehr überall auf das Sorgfältigste benutzen zu sollen, und zwar in dem Bewußtsein, daß es sich nicht blos um die Erkenntniß der allgemeinen Ideen dabei handele, sondern auch, und namentlich um die Auffassung der inneren und äußeren Eigenthümlichkeit und Gestalt der Personen.

Zu einer Quellenbenutzung, wie wir sie bei Montalembert („Die Mönche des Abendlandes") finden, könnte ich mich nie entschließen. Dieser berühmte französische Schriftsteller schreibt überhaupt brillant; die Sprache blitzt und funkelt bei ihm, seine Anschauung ist immer edel; in

die Geschichte des Mönchthums hat er sich mit sinniger Liebe versenkt, und sein Verständniß der religiösen und ethischen Seite ist, zumal bei dem Nichttheologen, großer Anerkennung werth. Die Einleitung (270 S.) bildet eine herrliche Apologie der Geschichte des Mönchthums, die von bleibendem Werthe ist. Aber ihm fehlt die Schule deutscher Geschichtsforschung. Nachdem Graf Montalembert in katholischen Zeitschriften Deutschlands so viel unbedingtes Lob eingeerntet für seine „Mönche des Abendlandes", wird er um so eher geneigt sein, auch auf die Ausstellungen eines Deutschen zu achten. Ich beschränke mich auf eine Probe. Mir ist die französische Ausgabe eben nicht zur Hand; aber die deutsche, von dem Benediktiner Karl Brandes besorgte, ist ja von dem Verfasser, welcher der deutschen Sprache selbst vollkommen mächtig ist, genehmigt und steht somit dem Original völlig gleich.

Die von uns behandelten Geschichten der sechs Einsiedler des heil. Hieronymus sind von Montalembert zerstreut auf etwa 20—22 Seiten behandelt worden. Auf diesen 20—22 Seiten begegnen uns folgende Unrichtigkeiten, chronologische und sachliche.

Bd. I, S. 59. heißt es von Antonius: .... „zwanzig Jahre alt, hört er in der Kirche die Worte des Evangeliums lesen: Willst du vollkommen sein 2c." Aber Athanasius erzählt, Antonius sei bei dem Tode seiner Eltern nahezu achtzehn oder zwanzig Jahr alt gewesen, und jener Kirchgang, bei welchem das Vorlesen des Evangeliums von der Vollkommenheit einen so erschütternden Eindruck gemacht, habe noch nicht sechs Monate später stattgefunden. Auf derselben Seite wird erzählt: „Er (Antonius) verkauft dreihundert Jucharten guten Landes, giebt den Preis dafür den Armen, begiebt sich in eine entlegene Wüste." In der

Stelle bei Athanasius, die Montalembert hierfür citirt, wird indessen durchaus nicht gesagt, Antonius habe seine dreihundert Morgen oder Hufen (ἄρουραι) Ackerland gegen Geld oder sonstige Werthsachen verkauft, sondern er habe sie den Landleuten seiner Heimath geschenkt (ἐχαρίσατο). Nur die Mobilien verkaufte er, und hiervon gab er den Erlös den Armen. Ferner ging Antonius damals noch nicht in eine „entlegene Wüste", sondern nur außerhalb der Reihe der gemeinschaftlichen Wohnungen, aber innerhalb des fruchtbaren Thales, wo er sich die erste Zeit besonders zu einem greisen Einsiedler des Nachbarortes hielt, von dem er eifrig das ascetische Leben lernte. Erst mit fünfunddreißig Jahren faßte er den Entschluß, in die eigentliche Wüste zu gehen, wünschte aber, jenen greisen Einsiedler bei sich zu haben. Diesem erschien die Sache zu neu und beispiellos und er selbst fühlte sich zu alt für solches Unternehmen. Darauf ging Antonius allein in die Bergwüste. S. 59—60. wird berichtet: „Er (Antonius) geht über den Nil und begiebt sich höher hinauf in die unbekanntesten Wüsten. Dort bringt er zwanzig andere Jahre in einem alten verfallenen Schlosse zu." Daß dieses Castell, von welchem die Rede ist, in den „unbekanntesten Wüsten" gelegen, ist weder von Athanasius gesagt, noch an sich wahrscheinlich. Auch ist sein Aufenthalt bald Vielen bekannt; seine Verwandten und Freunde kommen zu ihm, bringen Speise, und weilen oft, da er sie nicht sehen will, Tage und Nächte vor dem Thore. Das reimt sich nicht mit den „unbekanntesten Wüsten". Was ferner (S. 60.) behauptet wird, Antonius habe die Einsiedler „gleichzeitig in Ausbildung ihrer Seelenkräfte" geleitet, sie hätten sich „in seinem Gehorsam" nach ihm gebildet, er sei „der erste der Aebte" gewesen, läßt sich streng historisch nicht beweisen.

S. 62. heißt es, zwanzig Jahre vor Antonius sei Paulus in die Wüste gegangen. Wenn wir nun auch davon absehen, daß Antonius erst im Alter von fünfunddreißig Jahren die Wüste aufsuchte, und von der Zeit an rechnen, wo er sich überhaupt dem ascetischen Leben zuwandte, so ist die Angabe dennoch unrichtig. Nach dem Berichte des heil. Hieronymus in der Vita s. Pauli Erem. c. 7. zählte Paulus hundertunddreizehn Jahre, als der neunzigjährige Antonius ihn besuchte. Da nun aber Antonius zwischen achtzehn und zwanzig Jahren alt war, als er sein Einsiedlerleben begann, so müßte Paulus, wenn er zwanzig Jahre früher in die Wüste gegangen wäre, entweder im Geburtsjahre des ersteren dies gethan haben oder doch höchstens einundeinhalb Jahr früher, also im Alter von einundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren gewesen sein. Es steht aber fest, daß er sechszehn Jahre alt in die Wüste geflohen ist.

S. 89. erfährt man, Hilarion sei „aus Gaza gebürtig", während Hieronymus ausdrücklich Tabatha als Geburtsort angiebt. Ferner wird dort erzählt, er habe sich als Jüngling an die Schule nach Alexandrien begeben; an welche Schule? Es gab dort im Anfang des vierten Jahrhunderts eine christliche Catechetenschule, aber auch berühmte heidnische Schulen. Das Wahre ist, daß er von seinen Eltern schon als Knabe in jene Stadt geschickt und einem Philologen (grammatico) daselbst zur schulmäßigen Erziehung anvertraut wurde.

S. 90. wird eine gegenseitige Begrüßung des Antonius und des Hilarion als geschichtlich angeführt, von der Hieronymus nichts weiß, und der man auf den ersten Blick die dichtende Legende ansieht. S. 91. heißt es, Hilarion sei wahrscheinlich der Gründer der Klöster, welche schon

damals (d. h. noch unter Kaiser Constantin) in Jerusalem und Bethlehem erbaut worden seien. An ein Kloster in einer Stadt wie Jerusalem ist aber um diese Zeit nicht zu denken, noch weniger aber an eine solche Gründung durch Hilarion, der nicht einmal auf der Reise in einer Stadt einkehren wollte, und nur durch zahllose Thränen zu bewegen war, einmal zur Abendzeit in Gaza ein Krankenzimmer zu besuchen. Er hat Jerusalem überhaupt nur einen Tag gesehen, um zu zeigen, daß er die heiligen Orte nicht verachte.[1]) Auf derselben Seite wird berichtet, Hilarion sei unter Kaiser Julian „auf Betreiben seiner eigenen Mitbürger von Gaza verbannt" worden. Das ist nicht richtig, 1) weil Hilarion kein Bürger von Gaza war und 2) weil er zu Julians Zeiten längst Palästina verlassen hatte. Ferner wird gesagt, er sei auf die Cycladen geführt worden; er ist aber nur zwischen diesen Inseln hindurch gefahren. S. 92. wird berichtet, Hilarion habe zwei Jahre lang „an den Thoren der Stadt" Paphos gewohnt; allein er wohnte zwei römische Meilen von dieser Stadt entfernt.

S. 150. wird Asella ohne Bedenken als die leibliche Schwester der Marcella angeführt, was sie doch höchst wahrscheinlich nicht gewesen ist. S. 151. wird von Marcella erzählt, sie habe „ihre dreißig letzten Jahre auf ihrem Landsitze bei der Stadt" verlebt. Aber es ist gewiß, daß Marcella während der ganzen Zeit der Anwesenheit des heil. Hieronymus in Rom, also bis zum Jahre 385, auf dem aventinischen Hügel in ihrem Palaste wohnte. Hieronymus erfährt dann zu Bethlehem, wahrscheinlich im

---

[1]) Hieron. Ep. 58, ad Paulinum, 3. Hieronymus erklärt es geradezu für einen Unsinn, daß Mönche in Jerusalem ihren Aufenthalt nehmen sollten. Ibid. 4.

Jahre 386, daß sie mit Principia auf's Land gezogen sei. Sie starb aber im Jahre 410, und damals, bei der Eroberung Roms, war sie wieder in der Stadt. Sie kann also höchstens vierundzwanzig Jahre auf ihrem Landsitze gewesen sein.

S. 153. wird Folgendes als Bericht des heil. Hieronymus angeführt: „Wenn er (Pammachius) sich öffentlich auf der Straße zeigt, so begleiten ihn die Dürftigen, die Paulina ausgestattet und denen sie im Palaste eine Wohnung gegeben hat ......" Das sagt aber Hieronymus keineswegs, sondern nur, daß Pammachius die Armen und die Unglücklichen als die Erben Paulina's angesehen, daß er ihnen Vermögen und Liebe zugewendet, daß er ihnen giebt, was sie bedürfen, Nahrung, Kleidung, Heilmittel, und sie herzt und pflegt. Sie umlagern seinen Palast, aber sie wohnen nicht darin.

S. 167 u. 168. wird berichtet, die jüngere Paula sei „zu ihrer Großmutter (Paula) und Tante (Eustochium) herübergekommen" nach Bethlehem. Die Großmutter starb aber, als die Enkelin etwa zwei Jahre alt war. Dieselbe ist späterhin zu Eustochium und Hieronymus gekommen.

S. 170. wird von der heftigen Aeußerung der Liebe Eustochiums zur Mutter erzählt, als Paula begraben wurde, und dabei bemerkt: „Auch diese Schwäche mußte der heil. Hieronymus rügen; er entfernte die nun zur Waise gewordene Klosterjungfrau von der sterblichen Hülle" u. s. w. Davon steht kein Wort bei Hieronymus.

Doch es mögen diese Beispiele genügen für den Nachweis, daß Graf Montalembert nicht hinlängliche Sorgfalt in der Benutzung der Quellen für die Geschichte der Mönche anwendet.

Ausführungen und Schilderungen, wie sie bei mir

namentlich in den beiden legendenartigen ersten Einsiedlerleben vorkommen werden, aber theilweise auch in den folgenden, muß man von historischen Unrichtigkeiten genau unterscheiden.

---

## III.

## Der Einsiedler.

Der Begriff des monachus bei dem heil. Hieronymus wird nicht gedeckt durch unser Wort „Mönch“ oder „Einsiedler“, dessen Verständniß durch die veränderte Wirklichkeit bedingt ein anderes geworden ist. Ich wähle für die Darstellung vorzugsweise den Ausdruck „Einsiedler“, womit ich monachus bei Hieronymus meine, will dessen Sinn aber hier erklären. Es gab auch schon zu seiner Zeit Leute, welche an jener merkwürdigen Erscheinung christlicher Cultur in dem Mönchthum nur das Aeußere sahen und entweder schätzten oder verachteten. Wenn Jemand ein seidenes Kleid haben konnte und keines trug, sondern ein geringes, dunkelbraunes, so wurde er für einen Mönch oder Einsiedler gehalten.[1])

Doch das Mönchthum ist eine Frucht der Idee, hat eine durchaus innerliche Wurzel, deren Wesen die äußere Erscheinung bedingt. Es ist dies aber nicht die heidnische Vorstellung von einem Dualismus des absolut Guten im Unsichtbaren und des an sich Bösen in der sinnlich er-

---

[1]) Ep. 38, ad Marcellam, 5.: Nos, quia serica veste non utimur, monachi iudicamur.

scheinenden materiellen Welt, sondern es ist eine wesentlich biblische, urchristliche Idee, deren Ausprägung im Leben den extremsten Gegensatz zu dem genuß- und prunksüchtigen Heidenleben bildete. Diese Form des schroffsten Gegensatzes hat zweierlei Erklärungsgründe: einmal mußte der ascetische Ernst der vom Bußgeiste erfüllten Christen nach dem psychologischen Gesetze, wonach ein Extrem der Neigung das andere hervorruft, bis zum äußersten Grade sich steigern, weil auch heidnischer Sinnengenuß und weltliche Eitelkeit auf's Höchste stiegen; dann aber führten die Schrecken der Christenverfolgungen und die Schmerzen des Martyriums zur unbedingtesten Entsagung und Weltverachtung. Beide Gründe hat Hieronymus bei der Erklärung und Motivirung der äußeren Gestalt des Mönchthums stets vor Augen. Daß hierauf auch der Montanismus, der weder an den Orten, wo das Mönchthum zuerst in kirchengeschichtlicher Bedeutung hervortrat, entstanden ist noch seine größte Bedeutung gewonnen hat, einen wesentlichen Einfluß geübt habe, davon weiß der heil. Hieronymus nichts.

Die biblische Idee, auf welche er das Mönchthum gegründet sein läßt, ist keine andere als die der Vollkommenheit; und die Vollkommenheit besteht ihm in der gänzlichen Hingabe seiner Habe und seiner Person an die Armen und an Christus. Immer geht er aus von der Schriftstelle: „Willst du vollkommen sein, so geh' hin, verkaufe, was du hast, und gieb es den Armen, und du wirst einen Schatz im Himmel haben; und dann komm' und folge mir nach“ (Matth. 19, 21.).[1] Diese äußere Hingebung

[1]) Vergl. Ep. 14, ad Heliodor. 6.; Ep. 66, ad Pammachium, 8.; Ep. 58, ad Paulinum, 2.: „Auch du hast, nachdem du den Spruch des Herrn, 'willst du vollkommen sein', vernommen, das Wort zur

soll nur die Folge der inneren sein, welche wesentlich Selbstverleugnung ist. Daher beruft Hieronymus sich ebenso oft auf Luc. 9, 23. Der natürliche Mensch begehrt das Natürliche. Existenz und Genuß sind abhängig von den Gütern der Natur, welche er in dreifacher Begierde maßlos verlangt. Der übernatürliche Mensch aber, welcher aus der Wiedergeburt der Taufe hervorgeht, sucht himmlische Mittel der Existenz und der Freude, und muß daher das natürliche Selbst in jeder Maßlosigkeit verleugnen. Wer diese Selbstverleugnung in treuester Nachahmung und Nachfolge Jesu Christi übt, daß er in dieser Welt nicht mehr hat, wohin er sein Haupt legt, daß er auf jeden irdischen Genuß grundsätzlich verzichtet und für die Existenz nur das äußerste Bedürfniß befriedigt, die Mittel dazu aber sich erwirbt, ohne mit den auf Erwerb sinnenden irdischen Menschen auch nur von Ferne in Concurrenz zu treten, so daß er diesen die Erde mit ihren Reichthümern vollständig überläßt, der hat angefangen, ein Einsiedler, ein Mönch zu sein. Dieser Anfang offenbart sich aber nach Außen durch den heroischen Verzicht auf allen irdischen Besitz. Das ist ein Grundgedanke bei allen Aeußerungen des heil. Hieronymus über das Einsiedlerleben. „Willst Du vollkommen sein", schreibt er an Pammachius (Ep. 66, 8.), „und verlangst Du das zu sein, was die Propheten, was die Apostel sind, was Christus ist, so verkaufe, — nicht einen Theil des Vermögens, wie Ananias und Saphira, sondern Alles, was Du besitzest, und dann gieb es den Armen, nicht den Reichen, nicht den Stolzen." „Durch Verzichtleistung auf Dein Vermögen", sagt er dem Rusticus

---

That gemacht." Dieser Spruch von der Vollkommenheit ist für jeden Einsiedler das Motiv zu seiner Lebensart geworden.

(Ep. 125, 7.), „hast Du angefangen, ein Mönch zu sein.“ Das sagt er vielen Andern; es ist ihm wie ein Axiom, von dem aus er das Leben des Einsiedlers in seiner äußeren Gestalt entwickelt. Er verweist auf die Beispiele in der heil. Schrift: Petrus verließ sein Netz und seine Fischerei, Matthäus sein Zollhaus und Alle, die Christo nachfolgen wollten in Vollkommenheit, verließen Alles. Es kann auch nicht anders sein; denn wenn der Herr sagt: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, er nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach:“ wie soll ich dann glauben, ich folge ihm nach, wenn ich mit Gold beladen einherschreite? (Ep. 14, ad Heliodor., 6.) Es ist also nothwendig, gänzlich arm dem jeder Habe entblößten Christus zu folgen. Auch die Wüste liebt nur die gänzlich Armen.[1]) Die Wüste, der Heiland, das Kreuz: diese drei sind arm, sie haben nichts von dem Besitze, nichts von dem Genusse, nichts von der Ehre dieser Welt. So folge denn auch gänzlich arm dem armen Kreuze.[2]) Als der reiche Thebaner Crates im Begriffe stand, nach Athen zu gehen, um sich dem Studium der Philosophie zu widmen, warf er eine große Goldeslast von sich, in der Ueberzeugung, er könne Tugenden und Reichthümer nicht gleichzeitig besitzen. So wirft auch Derjenige, welcher die höchste Philosophie, das Leben der Vollkommenheit lernen will, das Gold und allen Ballast irdischer Besitzthümer von sich, damit er um so unbehinderter und leichter gegürtet die Jacobsleiter hinaufsteigen könne.[3])

---

[1]) Das nudum Christum nudus sequere ist im Lateinischen sehr wirksam, läßt sich aber so einfach ins Deutsche nicht angemessen übertragen. Ep. 125, ad Rusticum, 20. Ebenso verhält es sich mit dem nudos amat eremus. Ep. 14, ad Heliodor., 1.

[2]) Ep. 58, ad Paulin., 2.: nudam crucem nudus sequens etc.

[3]) A. a. O.

Der rückhaltlose, dauernde Verzicht auf die Güter des natürlichen Menschen um der christlichen Vollkommenheit willen sondert den Verzichtenden entschieden aus von der ganzen weltlichen Gesellschaft, und er wird monachus vereinsamt, alleinstehend, die Vortheile des Staates und der Familie weder verlangend, noch benutzend. Ein solcher trägt nun nicht mehr das Kleid der irdischen Feste, auch nicht einmal das standesmäßige des geselligen Anstandes; sondern statt der rauschenden, von Gold und Edelsteinen starrenden Gewande, welche nur den Zweck haben, die Eitelkeit des Menschen zu entblößen, nimmt er die unansehnliche, verachtete wollene Tunica der Nichtbesitzenden, der Proletarier, die freilich praktischer ist als die der Reichen, weil sie wirklich dem schädlichen Einflusse der Witterung widersteht.[1])

Die freiwillige Armuth mit ihrer Isolirung und Loslösung von aller Solidarität mit der menschlichen Gesellschaft, sofern diese auf dem Naturboden steht, schließt den Verzicht auf die Ehe und damit die Forderung der Keuschheit ein. Diese Forderung ist bei Hieronymus auf jedem Blatte, welches vom Mönchsleben handelt, so selbstverständlich, daß es der Belegstellen nicht bedarf; sie zu erfüllen war aber die schwierigste und härteste Aufgabe. Welch' ein zerstörender und manchmal fast verzweifelter Kampf dem Bewohner eines schon südlich gearteten Landes hieraus entbrannte, ersieht man aus den Anstrengungen des heil. Hilarion und des heil. Hieronymus selbst. Hier glaubten sie den verwundbaren Punkt gefunden zu haben, wo sie den natürlichen Menschen tödten könnten, und zwar mit der Waffe des Fastens. Dies bestand erstens in der

[1]) Ep. 66, ad Pammachium, 5.

Wahl der Speisen; die nahrhaftesten, insbesondere Fleisch=speisen, wurden vermieden. Man wählte nach Hieronymus Brod, Mehlsuppe, Gerstengraupen, Gemüse, Feigen, Wurzeln. Selten wurde Oel mit verwandt. Zuweilen nahm man auch etwas Fisch, aber Fleisch und Wein nur auf ärztlichen Rath, und auch dann nicht immer. Zweitens bestand das Fasten in der Seltenheit der Mahlzeiten. Fast war es Regel, daß der Mönch nur einmal des Tages und zwar nach Sonnenuntergang essen sollte. Es wurde aber von Einzelnen — Beispiele sind auch hierfür Hilarion und Hieronymus — übertrieben, indem sie zwei, drei Tage sich der Speise gänzlich enthielten. Hieronymus tadelte diese Uebertreibung im späteren Alter entschieden und häufig, und rieth nach allen Seiten hin Maßhaltung, nicht blos weil der Leib dadurch offenbar zerstört wurde, sondern auch weil der Mensch dadurch in Zustände verfiel, die ihn der sündhaftesten Verirruug ebenso nahe brachten, wie der heroischen Tugend. In seinen Briefen über das Mönchsleben hat er sich oft und deutlich hierüber ausgesprochen.

Es konnte nun nicht ausbleiben, daß ein solches Leben der äußersten Entsagung und Selbstverleugnung, zumal bei offenbaren Uebertreibungen und wenn vornehme Frauen, die durch Eleganz der Kleidung und durch Schutz und Pflege des Körpers früher Aufsehen erregt hatten, bei dem Kleide der Armuth in leiblicher Vernachlässigung noch den Schmutz und die Unreinlichkeit zur Schau trugen, auch selbst von Christen der gebildeten Welt als Ueberspanntheit und als eine Art religiösen Wahnsinns betrachtet wurde. Daher lehrte Hieronymus, die erste Tugend des Mönches sei, die Urtheile der Menschen zu verachten, und stets zu beherzigen, was der Apostel gesagt: „Wenn ich noch Menschen gefiele, so wäre ich Christi Diener

nicht.“[1]) Erhaben über die Urtheile der Menschen ist aber nur der wahrhaft Demüthige. Demuth war die Tugend, welche Hieronymus unausgesetzt als die unerläßlichste für den Einsiedler schilderte. „Nach der demüthigen Kleidung verlange nicht mit aufgeblasenem Geiste,“ so warnt er.[2]) Vielfach weist er auf die Gefahren hin, welche der Demuth selbst aus der Uebung einer heroischen Tugend entspringen: die Hingabe des Vermögens, das außerordentliche Fasten, das anhaltende Gebet: alles dies kann zur Ueberhebung reizen. Mit der Demuth verliert der Mönch Alles. Hat er sie aber, so ist das rechte Fundament für den Aufbau des Tempels Gottes wohl gelegt. Er soll den vollkommenen Gläubigen darstellen. Es ist aber „die Seele des Gläubigen“, sagt Hieronymus dem Paulinus, „ein wahrer Tempel Christi: diesen schmücke aus, bekleide ihn, bringe ihm Weihegeschenke dar und nimm Christum darin auf“ (Ep. 58, 7.). Und dem Pammachius schreibt er: „Dir genügt es nicht, die Güter der Welt zu verachten, wenn Du nicht auch Christo folgst; ihm folgt aber nach, wer die Sünden fahren läßt und nur in Gesellschaft der Tugenden wandelt“ (Ep. 66, 8.).

Wie aber die Tugenden alle die Demuth zum Fundamente haben, so bedürfen sie auch alle, die Demuth nicht ausgenommen, des himmlischen schönen Maßes und der Weisheit. Für beides ist Quelle und Urbild Christus. „Wir wissen, daß Christus die Weisheit ist; dieser Schatz wächst auf dem Acker der heil. Schrift.“[3]) Daher fordert der heil. Hieronymus unablässig zum Studium der heil. Schrift auf, und in der eindringlichsten Weise; daher sehen

---

[1]) Ep. 66, ad Pammach. 6.
[2]) Ep. 58, ad Paulinum. 6.
[3]) Ep. 66, ad Pammach. 8.

wir alle seine Jünger so eifrig und unaufhörlich mit diesem Studium beschäftigt und nicht blos Griechisch, sondern auch Hebräisch lernen. „Niemals gehe das Buch von der Hand und aus den Augen; das Psalterium werde wörtlich auswendig gelernt ...... Liebe die biblische Wissenschaft!" [1]) „Lies die heil. Schriften häufig, ja laß sie niemals aus Deinen Händen!" Wer so athmet und lebt in dem Worte der übernatürlichen Offenbarung, wie in einer leuchtenden überirdischen Atmosphäre, dessen Gottesliebe entflammt sich mehr und mehr, dessen Gebet ohne Unterlaß ist Geist und Wahrheit, dessen Lobgesang ist Wohllaut in der Harmonie des Himmels.

Nach solchen Grundzügen der Charakteristik eines Mönches oder Einsiedlers wird man die zahlreichen speciellen Vorschriften und Regeln, welche Hieronymus bei verschiedenen Veranlassungen giebt, leicht verstehen und ordnen können. Wer diese Grundzüge an sich trägt, der ist nach dem heil. Kirchenlehrer ein monachus, ein Einsiedler, mag derselbe für's Erste leben, wo auch immer. Denn der Aufenthalt in einem Kloster nach heutigem Begriffe und der Gehorsam gegen einen Oberen wurde nicht nur nicht über die Liebe gestellt, sondern gehörte gar nicht wesentlich zur Idee eines Mönches nach der Auffassung des heil. Hieronymus. Das Monasterium, von dem noch die Rede sein wird, war nur ein Mittel zum Zwecke, aber nicht Selbstzweck. So waren denn Hilarion in der Wüste und Pammachius im Palaste zu Rom monachi, und Paula in der Zelle bei Bethlehem und Marcella und Fabiola in ihren fürstlichen Wohnungen, welche sie in der ewigen Stadt besaßen, monachae.

---

[1]) Ep. 125, ad Rusticum, 11.

Freilich harmonirt die volkreiche Stadt voller Weltkinder weder mit dem Aeußeren, noch mit dem Innern des Mönches. Auch ist ihr Verhalten zu ihm jedenfalls für ihn gefährlich. Gleichgiltig wird sie gegen ihn nicht bleiben. Insbesondere ist eine große Vaterstadt gefährlich: entweder ehrt sie ihn, oder sie verachtet ihn; das Erstere kann seine Demuth in Gefahr bringen, das Zweite ihn zum Zorne reizen, beides bringt Versuchung, Kampf und Unruhe und stört die vollkommene Hingebung an Christus. Ferner sind die mannigfaltigen Standespflichten in der Stadt nicht vollständig zu umgehen; das Besuchemachen und das Besuchtwerden, das nothwendige Sehen der Dinge, die man aufgegeben, und manches Andere wirkt zerstreuend und theilt die Zeit. In solchen Erwägungen ruft Hieronymus aus: „Mir ist die Stadt ein Kerker, aber ein Paradies die Einöde. Was verlangen wir nach dem Gewühl der Städte, die wir gemäß dem Charakter der Einsiedler unsere Werthbestimmung haben?" Dann weist er hin auf die großen Vorbilder in der heil. Schrift. Moses ist erst vierzig Jahre in der Wüste erzogen worden, bevor er dem Volke der Juden zum Fürsten gesetzt wurde.[1]) Elias, Elisäus, die Söhne der Propheten, wohnten in ländlicher Einsamkeit oder in Einöden; auch die Rechabiten gaben ein Beispiel, und unter den Christen Paulus, Antonius, Julian, Hilarion, Macarius.[2]) So sucht er denn auch Alle, welche zu dem Ernste der Weltentsagung sich einmal bekannt haben, aus den Städten herauszuziehen. „In der That," schreibt er dem Paulinus, „damit ich meine Meinung gerade heraussage, so muß ich gestehen, daß ich in Anbetracht Deines

[1]) A. a. O. S. 8.
[2]) Ep. 58, ad Paulinum, 5.

Vorsatzes und des Eifers, mit welchem Du der Welt entsagt hast, den Ort Deines Aufenthalts nicht gleichgiltig erachte. Entsprechend wäre es, wenn Du die Städte und ihr Gewühl verließest, auf einem kleinen Landsitze wohntest, Christum in der Einsamkeit suchtest und mit Jesu allein auf dem Berge betetest. Die Nähe der heil. Orte könntest Du dabei genießen. ...... Willst Du das Amt eines Priesters ausüben oder hast Du Freude an der Arbeit und Ehre eines Bischofs, so lebe in Städten und Castellen und ziehe aus dem Heil der Andern Gewinn für Deine Seele; willst Du aber Mönch, d. h. Einsiedler sein: was thust Du in den Städten, welche nicht für Einsiedler, sondern für die Menge sind?"[1] „Was machst Du unter dem Menschenschwarme," fragt er Heliodor, „der Du ein Einsiedler bist?" Und auf dessen Frage, ob denn Alle, die in den Städten lebten, keine Christen seien, antwortet er: „Deine Lage ist nicht die der Uebrigen, denn Du hast das Leben der Vollkommenheit erwählt."[2] Dem Rusticus räth er: „Sehnst Du Dich nach dem Vollkommenen, so gehe mit Abraham aus von Deinem Vaterlande und von Deiner Verwandtschaft, und ziehe in ein Dir unbekanntes Land!" „So lange Du in Deiner Vaterstadt bist, halte eine Zelle (in der Einsamkeit) für das Paradies" (Ep. 125, 20 u. 7.). Daß das nudum Christum nudus sequi ein hartes, gewaltiges und schwieriges Werk sei, erkennt er an, aber groß sei auch der Siegespreis.

Hieronymus findet es aber nicht rathsam, daß der Anfänger aus der Stadt sofort ganz allein in die Wüste ziehe. Seine Ansicht ist, es sei zuerst die Zeltgemeinschaft

---

1) A. a. O. S. 4.

2) Ep. 14, ad Heliodor., c. 6.

der Heiligen zu suchen in einem Monasterium, nicht als ob der Gehorsam, der in einem solchen geübt wird, Selbstzweck wäre, sondern weil es nicht gut sei, in dem Leben der Vollkommenheit Autodidakt sein zu wollen, und einen Weg, den man noch nie gegangen, ohne Führer zu betreten; man sei da gleich der Gefahr der Verirrung ausgesetzt, man gehe leicht zu weit oder nicht weit genug, man laufe und sinke hin vor Uebermüdung, oder man mache unnöthigen Halt und schlafe ein. Wenn Einer in der Wüste ganz allein lebt, fährt der Kirchenlehrer fort, so schleicht sich leicht der Hochmuth ein; wenn er eine Zeit lang gefastet und keinen Menschen gesehen hat, bildet er sich bald ein, er sei Etwas; und indem er vergißt, woher und wohin er gekommen, schweift er ab vom Ziele mit Herz und Zunge. Er überhebt sich im Geiste über Andere; wohin der Gaumen will, streckt er die Hand aus, er schläft, so lange er Lust hat, thut überhaupt, was er will, weil er vor keinem Höheren Scheu hat, und Alle geringer als seine Person erachtet. Da sieht man ihn denn auch bald häufiger in den Städten und auf den Landstraßen unter der Menge, und in der Zelle weilt er selten. Wie also? Tadeln wir das eigentliche Einsiedlerleben? Keineswegs; wir haben es ja oft gelobt. Nur wünschen wir, daß solche Streiter Christi, wie die Einsiedler der Wüste, erst aus der Ringschule der Monasterien hervorgehen, welche von den Prüfungen der Wüste nicht mehr verwirrt werden, die lange Zeit hindurch Meisterschaft in dem Leben der Vollkommenheit dargethan, welche die Kleinsten, die Letzten unter Allen geworden, um die Ersten zu werden, welche weder Hunger noch Sättigung jemals zur Sünde verleitet, die der gänzlichen Armuth sich freuen, deren äußere Erscheinung in Kleid und Haltung, Rede, Miene und Gang

nur von Tugenden Zeugniß giebt und Tugenden lehrt, die nicht nach der Art gewisser alberner Menschen in Fictionen von Kämpfen mit Dämonen sich gefallen, um bei der unerfahrenen und ungebildeten Menge aus sich selbst ein Mirakel zu machen und Gewinn daraus zu ziehen.[1])

Hieraus ist klar, welche ethische Bedeutung der heil. Hieronymus dem Monasterium seiner Zeit zuschreibt. Es ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel. So ist ihm auch der darin geleistete Gehorsam nur Mittel, um in den eigentlichen Tugenden des Einsiedlers, in der gänzlichen Armuth, der reinsten Keuschheit, der vollkommensten Demuth und in den leuchtenden Tugenden der Beschaulichkeit die Meisterschaft zu erringen, weshalb er auch niemals jenen Gehorsam, der nicht aus Liebe stammt und nicht zur Liebe führt, empfiehlt oder verlangt. Aber als heiligendes Mittel und als Zeugniß der Demuth war ihm der Gehorsam im Monasterium etwas Nothwendiges und Wesentliches.

Die Einrichtung der Monasterien hatte Hieronymus wie Paula von Aegypten her gelernt. Nach Paula's Tode gewann er vollständige Einsicht in diese Einsiedler-Anstalten durch die Regel des heil. Pachomius. Das Monasterium war kein Prachtgebäude: ein Kreis armer Zellen, ein einfaches Oratorium und ein Speisesaal, das war die ganze Herrlichkeit. Ein Garten kam wohl noch dazu oder ein Weinberg. In Aegypten nahm dasselbe bald große Dimensionen an, ohne von dem Charakter der Armuth etwas zu verlieren. Es wurden nämlich viele Zellen bis zur Zahl vierzig zusammengebaut als ein Haus und manchmal dreißig oder vierzig solcher Häuser zu Einem Monasterium vereinigt, und wiederum je drei oder vier Häuser zu einer Tribus

[1]) Ep. 125, ad Rusticum, c. 9.

verbunden. Jedes Haus hatte einen Propst oder Vorsteher; ferner jedes Haus, zuweilen auch blos jede Tribus, einen Hebdomadar; das ganze Monasterium hatte einen Verwalter und verschiedene Diener, und über Alles hatte die Auctorität des Herrn und die Sorge der Liebe ein „Vater" oder Abt. Das Ganze hatte eine Thüre in der Umhegung, welche ein Pförtner hütete. Unter allen Brüdern herrschte in Bezug auf Sitz, Vortritt, Ordnung des Psalmengesangs, Vorrang bei der Mahlzeit und früheren Empfang der heil. Communion nicht die Reihenfolge des natürlichen Alters, sondern die der Zeit des Eintritts und der Gelübdeablegung.

Jeder hatte in seiner Zelle eine aus Binsen geflochtene Matte, zwei Tunica's ohne Aermel, eine gute und eine schon abgetragene, worin der Mönch arbeitete oder schlief, einen leinenen Mantel, zwei Kappen (bei den Aegyptiern, wie es scheint, noch nicht an ein Kleid befestigt) und ein kleines Ziegenfell, welches Melote hieß, einen leinenen Gürtel, Fußbekleidung und einen Stock zum Reisegefährten. Außer jener Binsenmatte und den Kleidern, die man nicht eben am Leibe trug, war in der Zelle gar nichts, weder Bild noch Mobilien irgend welcher Art.

Wer in seiner Zelle essen wollte, erhielt Brod, Salz und Wasser, täglich oder alle zwei Tage, wie er es wünschte. Der gemeinsame Tisch, welcher für Alle gleich war und die Speisen der Einsiedler überhaupt darbot, wurde zweimal des Tages aufgetragen, um die Mittagszeit (als Frühstück) und zur Hauptmahlzeit. Beide Male nahmen aber nur vollen Antheil die schwer Arbeitenden, die Greise und die Knaben, welche, noch ehe sie erwachsen waren, im Monasterium Aufnahme gefunden hatten. Die Andern nahmen das erste oder das zweite Mal nur sehr wenig. Doch herrschte hierbei große Freiheit. Zwei Tage in jeder Woche,

Mittwoch und Freitag, waren Fasttage, mit Ausnahme der Oster- und Pfingstzeit.

Die Stunden des Psalmengesanges und Gebetes waren die bekannten Tageszeiten.

Jedes Monasterium war zugleich eine große Arbeitercolonie, bei welcher kein Capitalist einen Unternehmergewinn hatte, sondern alle Frucht der Arbeit den Arbeitenden und nach deren Wunsch und Willen den Armen gehörte. Jedes Haus nämlich innerhalb des Monasteriums hatte sein Handwerk unter Leitung des Vorstehers. So wohnten denn häuslich zusammen die Leinenweber, die Mattenflechter, die Flickschneider, die Stellmacher, die Walker, die Schuhmacher u. s. w. Mit besonderer Vorliebe wurde auch die Gartencultur gepflegt. Am Schlusse jeder Woche mußte über alle Arbeiten an den Vater oder Abt des Monasteriums Bericht erstattet werden.

Der Abt, der Verwalter, die Pröpste und die ministri wurden alljährlich im Monat August eingesetzt. Dieser Monat war eine Art Jubelmonat, in welchem auch allgemeine Beichte, ferner in gewissem Sinne eine Amnestie, Aussöhnung Entzweiter, gegenseitige Erneuerung des Friedens stattfand.

Die Monasterien Eines Landes, also z. B. Aegyptens, hatten Ein gemeinsames Haupt, gleichsam einen Fürsten, dem die Aebte sich unterordneten. Um diesen versammelten sich in den Ostertagen aus allen Monasterien alle Brüder, die nicht nothwendig daheim bleiben mußten, und so geschah es, daß derselbe manchmal umgeben von fünfzigtausend Mönchen die Passion und die Auferstehung des Herrn feierte.

Noch ist zu erinnern, daß in Allem die Liebe maßgebend war, welche sich in Bezug auf kranke Mönche auch in der zartesten Theilnahme äußerte. Es erschien dem heil.

Hieronymus wunderbar, wie Alle in Liebesdiensten den Kranken gegenüber wetteiferten und in Bereitung der Speisen und Arzneien sich nie genug thaten.[1])

Das Leben des Einzelnen in dem Monasterium beschreibt nun der heil. Hieronymus in einer Mahnung an Rusticus:[2]) „Du mußt in einem Monasterium unter der Führung eines Vaters und in Gemeinschaft mit Vielen leben, damit Du von dem Einen Demuth lernst, von dem Andern Geduld. Dort wird dieser Dich Stillschweigen lehren, jener Sanftmuth. Thue nichts, was Du willst, iß, was Dir geboten wird, bekleide Dich mit dem, was Du empfängst, verrichte Dein Pensum Arbeit, ordne Dich unter auch gegen Neigung, komme müde zu Deinem Ruhelager, oder schlafe, während Du noch umhergehst, und eh' Du ausgeschlafen, laß Dich nöthigen, aufzustehen. Recitire den Psalm, wenn die Reihe an Dich kommt, wobei nicht die Süßigkeit der Stimme, sondern die Innigkeit der Andacht die Hauptsache ist, wie der Apostel spricht: „Ich will singen im Geiste, ich will singen mit meinem Gemüthe;" und: „Singet dem Herrn in euerem Herzen;" denn er hatte gelesen, daß geboten sei: „Singet Psalmen mit Weisheit." Diene den Brüdern, wasche den fremden Gästen die Füße und schweige, wenn Dir Unbill zugefügt wird. Den Vorgesetzten des Monasteriums fürchte als Deinen Herrn und liebe ihn als Deinen Vater. Halte Alles für heilsam, was er Dir vorschreibt, urtheile nicht über den Spruch der Höheren, denn es ist Deine Pflicht, das Befohlene zu erfüllen wie Moses spricht: „Höre, Israel,

---

1) Vergl. über es dies die Einleitung des heil. Hieronymus zu der Regel des hei Pachomius.

2) Ep. 125, 15.

und schweige!" Wenn Du so vielfach beschäftigt bist, wirst Du keine Zeit übrig behalten für unnütze Gedanken, und während Du von Einem zum Andern fortschreitest und ein Werk dem andern folgt, wirst Du mit Deinem Geiste nur darauf gerichtet sein, was jedesmal eben zu thun die Pflicht gebietet."

---

## IV.

## Verkehr mit Frauen.

Der vertrauliche Verkehr des heil. Hieronymus mit Frauen, namentlich mit vornehmen Römerinnen, denen er die ganze heil. Schrift erklärte und eine Zeit lang täglich[1]) Briefe schrieb, ist Vielen seiner Zeitgenossen und vor Allen dem römischen Adel zum Anstoß geworden. Es erregte ihn dies nicht wenig; er vergalt es dem weltlich gesinnten Adel mit strafenden und sarkastischen Bemerkungen und nannte Rom gewöhnlich „die übelredende, böszüngige Stadt". Andererseits bot er den Verleumdern Trotz. So schrieb er im Jahre 385 an Asella: „Grüße Paula und Eustochium: sie sind doch in Christo die Meinigen, die Welt mag wollen oder nicht" (Ep. 45.). Albina grüßte er wie eine Mutter und Marcella wie eine Schwester (a. a. O.). In dem an Principia gerichteten Nekrolog über Marcella streitet er mit jener darüber, wem diese gehöre: „Deine Marcella," sagt er, „nein meine Marcella, oder", so lenkt er ein, „um wahrer zu reden, die unsrige." Als diese

---

[1]) De viris ill., c. 135.

starb, konnte er vor Traurigkeit, die sein ganzes Gemüth einnahm, zwei Jahre lang sich nicht entschließen, ihr das Epitaphium zu schreiben. Beim Tode Paula's schrieb er unter Thränen dies gleich, aber dann vermochte er lange Zeit überhaupt nichts mehr zu schreiben. (Ep. 127, 1. Praefat. in regul. s. Pachom.)

Zuweilen wies er auch auf die Grundlosigkeit des Argwohns hin, wie in dem rührenden Briefe an Asella. Den Verkehr an sich aber rechtfertigt er wiederholt, und diese Rechtfertigung mag hier noch ihre Stelle finden. In dem Briefe an Principia zum Lobe Marcella's (Ep. 127, 5.), schreibt er: „Der ungläubige Leser mag wohl (mitleidig oder vornehm) lachen über mich, daß ich mich so im Lobe der Frauen ergehe; allein wenn er sich daran erinnert, daß heil. Frauen die Begleiterinnen unseres Herrn und Heilandes waren, die ihm von ihrem Vermögen darboten und ihm dienten, und daß die drei Marien unter dem Kreuze standen, und unter diesen besonders Maria Magdalena, welche wegen ihres hohen Diensteifers und ihrer himmelanstrebenden Glaubensflamme den Beinamen Turrita („Thürmen gleich") erhielt und Christus den Auferstandenen zuerst und vor den Aposteln zu sehen gewürdigt wurde, so wird er wohl eher sich selbst des Hochmuths als uns der Albernheit überführt finden, die wir die Tugenden nicht nach dem männlichen oder weiblichen Geschlechte, sondern nach der Hochherzigkeit messen und beurtheilen." Ausführlicher noch rechtfertigt er sich in einem andern Briefe an Principia (65, 1.): „Ich weiß, Principia, meine Tochter in Christo, daß ich von sehr Vielen getadelt werde, weil ich zuweilen mit Frauen correspondire und das schwächere Geschlecht den Männern vorziehe. Deshalb muß ich zuerst meinen Splitterrichtern antworten, eh' ich zu der Erörterung

(Erklärung des vierundvierzigsten Psalmes), die Du von mir verlangt hast, komme. Wenn mich Männer über den Sinn der heil. Schrift befragten, würde ich allerdings mit den Frauen nicht (zuerst) darüber reden. Wenn Barak den Muth gehabt hätte, allein in die Schlacht zu ziehen, so würde Debora nicht die Ehre des Triumphes über die besiegten Feinde gehabt haben." Und dann hebt er alle die berühmten Frauen des alten Testamentes hervor: Sara, Rebecca, Maria, die Schwester des Moses, Rachel, die Töchter Salphaads (Zelaphehads), dann Ruth, Esther, Judith, Anna die Prophetin, das kluge Weib von Thekoa, die Königin von Saba und Anna, die Tochter Phanuels, überall, wo sie an Weisheit, Heldensinn und Tugend Männer überragten, mit Nachdruck dies bemerkend. Bei Erwähnung der neutestamentlichen Frauen betont er diesmal das Verhalten des Heilandes. „Er, der von fünf Broden fünftausend Männer mit ihren Weibern und Kindern sättigt, verschmäht es nicht, selbst Speisen von den heiligen, ihm nachfolgenden Frauen anzunehmen. Mit der Samariterin redet er am Jacobsbrunnen, und da sie gläubig wird, ist er von Freude über ihre Bekehrung so gesättigt, daß er die unterdeß für ihn gekauften Speisen nicht beachtet." — In Bezug auf den Umgang mit Paula rechtfertigt er sich noch ausdrücklich in dem Briefe an Asella. Er schildert ihre Bibelstudien und ihre Freundschaft in Christo, die ohne jedes irdische Interesse sei. Man könne ihm eigentlich nichts vorwerfen, als daß er ein Mann sei, und überdies habe der Verleumder, von dem das böse Gerede ausgegangen sei, auch widerrufen.

---

# Paulus,

## der verborgene Einsiedler.

---

## I.

# Der Verrath.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts schien es, als sollte der gewaltige Bau des römischen Weltreichs zertrümmert werden. Nicht blos, daß die urkräftigen wandernden Völker, vorauf die Gothen, mächtig an die Thore schlugen, bald hier, bald dort einbrachen und selbst Feldherren und Kaiser in der Schlacht tödteten, sondern auch im Innern war Aufruhr und Zwiespalt und gab es kein Recht mehr, wonach die Kaiserkrone verliehen wurde, weder durch Erbe noch durch wohlgeordnete Wahl. Wer im Augenblicke der Stärkste war, der nahm sie und setzte sich dieselbe auf, bis ein Anderer sie ihm vom Haupte riß.

Der Thronräuber Decius Trajanus wurde im Jahre 249 als Kaiser begrüßt; im Jahre 251 erschlugen ihn die Gothen in Mösien. Darauf griffen vier Männer nach dem Purpur, die einander nach dem Leben strebten und innerhalb zwei Jahre vom Schauplatze abtraten. Aemilian, der sich zuletzt behauptete, wurde von Valerian getödtet, und dieser bestieg den Kaiserthron vom Jahre 253—259.

In der Zwischenzeit vom Jahre 251—253 hatte am meisten die kaiserliche Macht in Händen Trebonianus Gallus, den das Heer in Mösien gleich nach dem Falle des Decius zum Kaiser ausgerufen hatte.

Nun diese drei Kaiser, Decius, Gallus und Valerian, schienen der Ansicht zu sein, sie könnten dem Reiche während der Erschütterungen an der Donau und an der persischen Grenze einen neuen Halt geben, wenn sie die friedlichen Christen in den ruhigen Provinzen umbrächten. Decius und Gallus thaten von Anfang an, was sie konnten; Valerian wartete bis zum Jahre 257 und verfuhr dann recht planmäßig. Es starben während der zehn Jahre vier Päpste den Martyrertod und unter vielen Bischöfen auch der große Cyprian von Karthago. Italien, Nordafrika und Aegypten litten in diesen Verfolgungen am meisten.

Aegypten hatte damals blühende Gemeinden, zahlreiche Bischöfe, die durch heiligen Lebenswandel und Wissenschaft hervorragten, und viele reiche und vornehme Familien, in welchen das Christenthum mit seiner leuchtenden Schönheit und Innigkeit Alles verklärte. Diese schönen Gemeinden wurden zersprengt, verwüstet und entvölkert. Die Statthalter und ihre Beamten hatten hier Muße, sich eingehend mit der Verfolgung zu beschäftigen. Und so wurden sie denn nicht nur immer planmäßiger, sondern auch immer boshafter. Des gewöhnlichen Folterns und Mordens wurden sie überdrüssig, und sie strengten sich an, in der Behandlungsweise ihrer Opfer erfinderisch zu werden.

Da hatte nun Einer es gefunden, wie er sein heidnisches Herz ergötzen könne. Einen edlen Martyrer, voll Muth und Standhaftigkeit, welcher Folter und glühende Eisen ertragen hatte, ließ er am ganzen Leibe mit Honig bestreichen und ihn dann, nachdem ihm die Hände auf den Rücken gebunden waren, rücklings hingestreckt am heißesten Sommertage in den brennendsten Sonnenschein legen, damit die in den heißen Zonen so zudringlichen Fliegenschwärme kämen und durch ihre zahllosen Stiche ihn langsam tödteten.

Ein Anderer hatte entdeckt, daß den Christen keine Art von Todeswunden so wehe thue, wie die Sünde. Da befahl er, einen blühenden, feinen christlichen Jüngling zur üppigsten Frühlingszeit, da wo der Frühling in den Sommer übergehen will, in einen überaus anmuthigen Ziergarten zu führen. Dort, wo mit leisem Murmeln ein Bächlein vorüberzog, zwischen weißen duftigen Lilien und glühenden Rosen, unter einem schattigen, mit seinem Blätterschmucke sanft lispelnden Baume hatte er ein Ruhebett von weichen Flaumfedern bereiten lassen. Darauf hieß er den Jüngling hinlegen und mit seidenen, nicht schmerzenden, aber fesselnden Banden anbinden. Aber die nun folgende Versuchung überwand der heldenmüthige Bekenner, indem er seine Zunge durchbiß und durch das Uebermaß von Schmerz jede Schmeichelei der Sinne wirkungslos machte.

Doch erfüllten dergleichen boshafte Thaten die Christen so mit Schrecken, daß sie es vorzogen, allzuschweren Prüfungen, wo möglich, durch die Flucht sich zu entziehen. Es vereinigten sich auch um diese Zeit die vornehmsten Stimmen in der Kirche dahin, die Flucht vor der nahenden Verfolgung anzurathen, und die angesehensten Kirchenfürsten flohen selbst, wenn sie konnten. Man hatte die wohlbegründete und durch Erfahrungen befestigte Ueberzeugung gewonnen, daß es vermessen sei, sich jenen arglistig ersonnenen und oft augenscheinlich die menschlichen Kräfte übersteigenden Foltern und Versuchungen freiwillig darzubieten und auf diese Weise von Gott ein Gnadenwunder wie etwas Selbstverständliches und Gebührendes zu verlangen. Also wurden um die Mitte des dritten Jahrhunderts die schönen und reichen Villen Aegyptens von den christlichen Besitzern und Bewohnern häufig verlassen, und die vornehm und oft weichlich noch als Heiden

erzogenen Eigenthümer wandten sich den Gebirgen, wüsten Thälern und Einöden zu. Da war denn der Wechsel ein gar großer und anfangs herber.

Nun ereignete es sich gerade, daß in der untern Thebais (d. h. in Oberägypten) zwei vornehme Eheleute bald nach einander starben, die eine große, reiche Erbschaft hinterließen. Die Erben waren zwei Kinder: eine Tochter, die eben erst, noch kaum zur Jungfrau heranblühend, einem andern Reichen zur Frau gegeben worden war, und ein sechszehnjähriger Sohn, Paulus mit Namen. Dieser Paulus hatte als Kind schon ungewöhnliche Anlagen gezeigt, und die Eltern hatten an seiner Erziehung nichts gespart. So war es gekommen, daß er im Alter von sechszehn Jahren bereits wie ein junger Gelehrter angesehen wurde. Die griechische Sprache war ihm ebenso geläufig wie die heimathliche; was Aegypten und was Griechenland an Wissenschaft besaßen, darin war er vorzüglich unterrichtet und gar sehr bewandert. Wie seine geistigen, so waren auch seine Naturgaben ausgezeichnet. Ein Jüngling war er mit sechszehn Jahren von solcher Kraft und Frische, daß man vermuthen konnte, er habe noch hundert Jahre vor sich. Die Güter, welche ihm zugefallen, waren sehr bedeutend, wundervolle Villen und Landgüter von reizender Lage und einträglicher Güte. An reicher Dienerschaft fehlte es auch nicht, und Paulus wußte die dienenden Schaaren an sich zu fesseln; trotz seiner Jugend diente man ihm gern. Denn nicht blos gaben ihm seine Bildung und seine Klugheit Ansehen, sondern seine herzgewinnende Sanftmuth und Milde sicherten ihm auch Anhänglichkeit und Treue. So stand ihm also Alles zu Gebote, um bald die Welt von sich reden zu machen, um eine seltene Rolle zu spielen in seinem Vaterlande. Dazu durfte er nur wollen, um

durch Auswahl einer herrlichen Braut sich noch mit einer der mächtigsten Familien zu verbinden.

Aber er hatte Eine verwundbare Stelle, wo er Leben und Herrlichkeit der Welt im Augenblick verlieren konnte. Der reiche, schöne, kluge, sanfte, liebe Jüngling Paulus war nämlich ein Christ, und zwar von ganzem Herzen. Er liebte Gott sehr innig, ja unbegrenzt. Da waren nun alle seine Güter und Gaben nur Reize für die Verfolger der Christen. Als daher Paulus von jener boshaften Grausamkeit, womit die römischen Statthalter und Richter die Verfolgung in Aegypten trieben, Kunde erhielt, zog er sich von den Gütern, die an der Weltstraße des Lebens lagen, zurück auf eine Villa, nahe an der Wüste, oder vielmehr die schon als Oase in dem Anfange der Wüste gegelegen zu haben scheint. Sie war fern von dem Strome des Verkehrs und konnte ein verborgenes Asyl genannt werden. Da seine Leute ihn liebten, so konnte er auf ihre Treue und Verschwiegenheit rechnen. Aber es lauerte ein anderer Verräther.

Sein Schwager nämlich, der Mann seiner Schwester, war zwar auch reich, aber ein habgieriger Heide, der einen Heißhunger nach Gold und Gütern hatte, und diesen, wenn auch vergeblich, auf alle Weise zu stillen suchte. Ihm flößten heilige Bande keine Scheu ein; er war ein Egoist, und schien nur zuweilen weich zu sein, wenn die sinnliche Liebe ihn zu ihrem Knechte machte. Er schonte der Zartheit seiner jungen Frau nicht, indem er ihr offen sagte, er werde ihren Bruder den römischen Beamten entdecken und überliefern; dann bekämen sie noch alle seine Güter zu ihrem gegenwärtigen Besitze, und daran knüpfte er noch wer weiß welch' gefühllose Prahlereien, so daß seine Frau, von Schmerz überwältigt, in heftiges Weinen ausbrach.

Der Mensch hatte aber keine Gottesfurcht, und darum rührte ihn das Weinen seiner sanften Gemahlin ebenso wenig wie der Gedanke an seine nahe Verwandtschaft mit Demjenigen, welchen er verrathen und den Peinigern der Unschuld überliefern wollte. Als die Schwester sah, daß ihre Thränen fruchtlos seien für die Rettung ihres Bruders, beeilte sie sich den Paulus zu warnen, damit er die Flucht ergreife, um, wenn der Sturm vorübergezogen, in besserer Zeit wiederzukehren. Und Paulus, der die Liebe seiner guten Schwester kannte und sich deshalb bei der Nachricht über die Gefahr nicht täuschen mochte, war schnell entschlossen. Er konnte sich sein ganzes Wesen und seine Persönlichkeit sehr wohl auch ohne jene Güter denken, die er besaß, als besäße er dieselben nicht; und so ging er, ohne sich eigentlich losreißen zu müssen, nur wie wenn er eine schwere Last zur Erholung auf eine Zeit lang abgelegt hätte, gleichsam erleichtert ganz allein von dannen, nud floh in die wilde Einsamkeit der nächsten Gebirge. Erst jetzt fühlte er es recht, wie schwer die goldne Last ihm gewesen. Er konnte nun leicht rufen: „Lebt wohl, ihr prächt'gen Villen!" Im ganzen Leben ging nie sein Blick so weit umher; es war ihm, als könnte er des Herzens Sehnsucht stillen: er schaute in die Höhe, und der Himmel war hoch und heiter; er sah umher: es war die Welt auf einmal weiter!

# II.

## Das Asyl der Wüste.

Oberägypten, wo die alte Hauptstadt der Aegyptier lag, das hundertthorige, zwei Meilen umfassende Theben, eine geheimnißvolle Götterstadt in den bewundernden Augen der alten Heiden, für uns in den Ruinen von Tempeln und Palästen, in Obelisken, Pyramiden und Felswohnungen das Denkmal eines der frühesten der historisch gewordenen Sitze menschlicher Bildung — Oberägypten war und ist ein enges Thal. Aus dem alten Reiche Meroë (Aethiopien), das wir heutzutage Nubien nennen, scheinen die ersten Menschen in das merkwürdige Thal gekommen zu sein. Auf den Grenzgebieten von Aegypten und Aethiopien erheben sich Granitberge von herrlichem Gestein; aber in den von dort aus nach Norden parallellaufenden, das Nilthal bildenden, Bergketten ist der Sandstein vorherrschend und nordwärts über den 25° hinaus der Kalkfels. Beide Gebirgsketten sind öde und wüste. Die östliche, auf dem rechten Nilufer, jetzt Mokattam genannt, fällt schroff und jäh ins Nilthal herab, in Oberägypten häufig bis an den Strom reichend, und ihre nackten Felsenzüge, von wilden Seitenthälern und Sandflächen durchbrochen, dehnen sich breit hin, die Landschaft verödend, bis an den flachen Sandsaum des arabischen Meerbusens. Die westliche Kette, früher das libysche Gebirge genannt, der heutige Dschibbel-Silsili, neigt sich in sanfteren Abhängen in das Thal herab und kommt auch meist nicht so nahe, so daß der fruchtbare Boden auf dem linken Nilufer breiter und reicher ist; und der ganze

Gebirgszug scheint für diesen nur da zu sein, wie ein mächtiger Bergwall, den Gott hingestellt, um dem Verderben bringenden Sandwehen von der Wüste her Einhalt zu thun und die blühenden Gärten der Menschen vor der Verheerung zu schützen. Am Fuße dieser die Schrecken der Wüste abwehrenden Kalkberge lagen wahrscheinlich auf beiden Ufern die Villen und gesegneten Landgüter des Paulus, die letzte, auf die er sich zurückgezogen hatte, vielleicht schon in einem Seitenthale des rechten, d. i. östlichen Ufers, wohin die Ueberschwemmungen des Nils noch Boden und Keime der Fruchtbarkeit getragen. Da er nun einmal die Flucht ergriff und in das Kalkgebirge entwich, so war er wohl in einer Stunde schon den Nachforschungen der Menschen entzogen und ein Sohn der Wüste.

Aus den Gärten des Reichthums, aus einem Besitze von Nahrungsmitteln, deren Fülle und Ueberfluß nur Sorge gemacht, sah der sechszehnjährige Jüngling sich plötzlich versetzt in die arme Wüste. Denn diese Höhen, wo er nun wandelte, schmückte kein Hochwald, belebte nicht einmal Knieholz. Das Auge erquickte keine Blumen, er athmete keinen Duft, das Ohr entzückte kein Gesang der Vögel. Was ihm begegnen konnte, waren etwa Strauße und Gazellen, Geier und Giraffen, aber auch Löwen und Leoparden, Hyänen und Schakals, Schlangen und Skorpione und alle die Unholde, welche eine so schauervolle Wüste bewohnen. Es wäre über menschliche Kräfte gewesen, hätte Paulus, in der nackten Wirklichkeit sich umschauend, sogleich in dem festen Entschlusse beharren wollen, in solcher Wüste, wo jeder Tag, ja jede Stunde Todesgefahren mit sich zu führen schien, sein ganzes Leben zuzubringen. Es war schon ein männliches Unternehmen, den Versuch zu machen, sich eine Zeit lang das Leben dort zu

fristen, harrend, bis die Verfolgung vorüber sei. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er anfangs am Rande der Wüste eine Felsenhöhle bewohnte, von wo aus er der Nahrung wegen den Wohnungen der Menschen zuweilen nahen konnte. Indem er nun aber um des Namens Jesu und um der Gerechtigkeit willen ein Verbannter war und in der Entbehrung nicht aufhörte, Gott zu preisen, ja außer aller Gelegenheit der Nächstenliebe, es sei denn im Gebete, die Gottesliebe in verdoppelten Hymnen und Lobgesängen laut werden ließ, beschränkte er seine Bedürfnisse immer mehr. Er sah recht bald ein, wie wenig der Mensch, zumal im heißen Lande, gebraucht, um sein Leben zu erhalten, so lang es Gott gefällt, und da er ohnehin bei dieser Lebensart einen immer tieferen Seelenfrieden empfand, und so süß, wie er ihn früher auch im wohlangewandten Reichthum nie geahnt, so beschloß er nun auf Grund der Erfahrung, in der Wüste immerdar Gott zu dienen. Er ging also auf Entdeckungsreisen aus, ob er einen Ort fände, der ihm, ohne daß er jemals mehr der Hilfe irgend eines Menschen bedürfte, Obdach, Kleidung und Nahrung, so für die äußerste Nothwendigkeit, darbieten könne.

Freilich, hätte es dort südlichen Urwald gegeben, Palmenwälder mit zierenden, schützenden und nährenden Kronen, Sykomoren und Maulbeerbäume — diese gediehen in dem Nilthale zwar herrlich; daneben Tamarinden und Akazien, wie alle Südfrüchte, köstliche Melonen neben dem Reichthum an Getreide, an Weizen, Reis, Mais, Erbsen, Linsen, Bohnen und was von Feldfrucht nur nahrhaft ist, sowie auch kostbare Samen und Gewürze: aber im Thale war dies Alles Erzeugniß der menschlichen Cultur, Alles angepflanzt auf dem vom Nil angeschwemmten fruchtbaren Boden. Doch auf den Bergen? Es war und blieb hier

Alles wüst und öde. Was aber diese nackten Felsen noch besonders schauerlich macht, ist der Umstand, daß sie meist ganz wasserlos sind. Die Thäler sind mit Sand gefüllt, der den größten Theil des Jahres glüht; das lebenschaffende, kühlende Wasser fehlt. Nur selten erscheint ein nach ganz kurzem Laufe wieder verschwindendes Quellchen. Ein solches zu finden, müht man sich aber leicht bis zum Verschmachten vergebens. Wo sich jedoch ein solches Bahn gebrochen unter dem Schutze deckender Felsen, dort hat das Wasser in dem verwitterten Kalksteine wohl auch ein Plätzchen für einen Baum, vielleicht für zwei, drei Bäume bereitet. Da nun zu allen Zeiten, wenn der Krieg im Thale tobte, Einzelne in die Wüste der Berge flohen, wohin sie zu verfolgen die Sieger nicht Lust hatten, so geschah es, daß, während die Einen bald umkamen, Andere eine Quelle entdeckten, wo sie sich für eine Zeit einrichteten, von der Jagd lebend. Von dem Vorrathe, den sie mitgebracht oder von der Beute, die sie bei nächtlich heimlichem Gange ins Thal sich geholt, pflanzten sie dann auch eine Dattelpalme oder einen Feigenbaum. Wenn sie endlich heimkehren durften oder starben, blieb der erstarkte Baum als Zeuge menschlichen Lebens und als Schmuck der Wüste stehen. Ein solcher Baum der Wüste am Bergesfuße war dem Paulus eine ganze Welt, ein Paradies. Allein es scheint ihm nicht so bald gelungen zu sein, zur rechten Ruhestatt zu gelangen. Er ließ sich oftmals nieder, was er natürlich nur konnte, wo er Wasser fand; aber nirgendwo war es ihm möglich, auf die Dauer zu bleiben. Jedesmal indessen, wenn er aufbrach, um sich eine neue Stätte zu suchen, ging er tiefer in die Wüste hinein; niemals näherte er sich mehr dem bewegten Nilthale und den Wohnungen der Menschen. Endlich kam er an das Plätzchen Erde, das Gott ihm zu-

gedacht zu haben schien, und das er fortan sollte sein nennen können.

Eines Tages nämlich betrachtete er einen Berg, der durch seine kühnen Formen ihm auffiel. Derselbe bestand aus einem mächtigen Kalkfelsen. Paulus stand in geringer Entfernung im Thale. Da bemerkte er am Fuße etwas wie einen Umriß einer Höhle, vor die ein großer Stein als Verschluß gewälzt war. Er ging näher, und es war richtig so. Kräftig, wie er war, hatte er den Stein bald weggerollt; denn die Geheimnisse der Wüste kennen zu lernen, empfand er von Tag zu Tag mehr Verlangen und auch mehr Muth. Noch dachte er nicht, daß er hier seine Wohnung aufschlagen sollte; ihn trieb zunächst die Wißbegierde. Und siehe da, als er durch den engen Eingang sich gewunden, gelangte er zu einer Art von Vorhof oder Hofraum wie zu menschlichen Wohnungen. Dieser Hofraum war ziemlich groß und hatte ursprünglich von oben her den blauen Himmel bei Tage mit seiner Sonne und Nachts mit Mond und Sterne hereinschauen lassen. Nun aber stand in seiner Mitte eine Palme ehrwürdigen Alters, welche mit ihren weithin reichenden Zweigen ein völlig deckendes Dach darüber ausgespannt hatte. Neben der Palme sprang eine Quelle mit klarstem Wasserstrahle hervor, die einen kleinen Bach hätte bilden können, aber in eine Oeffnung, welche wie gebohrt aussah, sofort wieder versank und verschwand. Jedoch sprudelte sie unablässig so reichlich, daß man jede Fülle guten Wassers davon nehmen konnte. Um diesen Vorhof waren nun mehrere Wohnungen in den Felsen ausgehauen, welche für ein Obdach der Wüste nichts zu wünschen übrig ließen. Als Paulus hineinging und sie näher untersuchte, bemerkte er verrostete Ambose und Hämmer, die aber nicht von fabelhaften Cyklopen herrührten, sondern

offenbar von einer geheimen Münzgesellschaft; sie waren deutlich erkennbar, als die Werkzeuge, womit Geld geprägt worden war. Der heil. Hieronymus erkannte später darin durch Vergleichung der älteren Schriftsteller Aegyptens einen geheimen Münzort aus der Zeit des römischen Triumvirs Antonius und der Cleopatra.

Den Paulus durchblitzte der Gedanke, Gott habe ihm dies Asyl der Wüste gezeigt und geschenkt; der Ort gefiel ihm überaus wohl, er nahm Besitz davon, richtete sich ein und wurde glücklich in dem Bewußtsein, eine Heimath zu haben, die er nicht verlieren könne, bis er den Himmel dagegen eintausche. Er suchte sich eine der Felsenwohnungen aus und brachte von der Hinterlassenschaft der früheren Bewohner noch eine ordentliche Thüre zu Stande, die er verriegeln konnte, um zudringliche Bewohner der Wüste abzuhalten. Mit seiner sonstigen Häuslichkeit war er bald fertig. Aus dem klaren Quellchen trank er, den leiblichen Durst löschend, so oft es nothwendig war, und von den Datteln des prächtigen Palmbaums nährte er sich vorläufig; als seine Kleider zerrissen, machte er sich aus den schönen Palmblättern auch einen Mantel, und dieser Stoff ging ihm niemals aus.

Für seinen Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit hatte er den unversiegbaren Quell des göttlichen Wortes in sich, das er stets mit Freuden aufgenommen und im Herzen bewahrt hatte, und die unablässigen Gebete und Psalmen und Loblieder Gottes. Wenn Tiger und Schakals den Felsen, in dem er wohnte, umlauerten, wenn der Löwe ihn umbrüllte: wie wohl mußte dem gottliebenden Jünglinge sein, da sein Gotteslob durch nichts mehr unterbrochen werden konnte! Es war aber sein Leben ganz und gar beschaulich. Da er nie mehr zu den Menschen zurück-

kehrte, wäre es auch unnütz gewesen, für sie zu arbeiten. Sein Wohnhaus bedurfte keiner Ausbesserungen, sein Mantel war schnell gemacht, wenn er einen neuen nöthig hatte, und der Palmbaum, der das Weben für ihn übernommen hatte, gewährte immer Ueberfluß an Stoff. Garten und Feld konnte Paulus nicht bebauen: beides war ja nicht vorhanden. Für die Nahrung arbeitete er auch nicht. Nach vielen, vielen Jahren erhielt er statt der Datteln durch geflügelten Boten auch Brod. An der Quelle hatte er oft Gäste: die wilden Thiere, welche vom Durste im brennenden Sande geplagt, das Wasser in allen Klüften und Höhlen aufspüren, erlauschten den Brunnen des frommen Paulus nicht selten. Er übte bald solche Macht über sie, daß er die Thüre seiner Wohnung ruhig offen lassen durfte. Er war wie die leitende Vernunft der Bewohner der Wüste, die, wo sie einander auf ihren weiten Wegen begegneten, Krieg führten und sich zerfleischten, in seiner Nähe aber Frieden hatten, von dem neuen Liede, das aus seinem Munde tönte, gezähmt. In seinem Felsenhause, dem Himmel allein verantwortlich, büßte nun der Milde für Sünden, die er nicht gethan hatte. Zuweilen lief das wilde Thier der Wüste wohl heran zu ihm von seiner blutigen Bahn, und wieder eines und noch eines kam dazu. Und wenn sie genug getrunken, dann lagen bei dem klaren Brünnlein ausruhend die unholden Gäste still und fein, und es durfte kein Brummen und kein Knurren wagen dort in dem Vorhofe Groß und Klein. Aber aus dem Heiligthume der Felsenzelle kamen helltönend die süßen Lieder ohne Zahl, und sanft wehete dazu das Amen die schattige Palme mit geheimnißvollem Lispeln.

---

# III.

## Nach siebenundneunzig Jahren.

Siebenundneunzig Jahre später saß ein neunzigjähriger Greis einige Tagereisen von Paulus entfernt auch in einer Einsiedelei der Wüste und überdachte sein Leben. Da kam ihm der Gedanke, außer ihm gebe es wohl keinen vollkommenen Einsiedler in der ganzen Wüste. Dieser Greis war allerdings ein seltener Mann, Antonius, aus einem Flecken in Oberägypten. Er gehörte zu jenen Menschen, von welchen der feine, philosophische Dichter, der Bischof Synesius sagte, man brauche eine wissenschaftliche Bildung von ihnen nicht zu verlangen, weil ihre Geistesblitze die Vernunftschlüsse ersetzten. Obgleich in einer reichen und vornehmen Familie (gegen die Mitte des 3. Jahrhunderts) geboren und erzogen, hatte er doch keinen wissenschaftlichen Unterricht empfangen, dagegen seinen Geist genährt und geübt an dem in seiner fast ganz christlichen Heimath viel gepredigten und erläuterten Worte Gottes. In der ersten Blüthe des Jünglingsalters Erbe des Reichthums seiner Eltern geworden, gab er Alles den Armen, bezog eine bescheidene Hütte und fing an, unter Betrachtung der göttlichen Dinge durch Handarbeit sich sein Brod zu erwerben. Dies that er ungefähr seit dem 20. Lebensjahre. Nachdem er dann noch mit demüthiger Gelehrigkeit von allen ihm erreichbaren Asceten, ganz besonders aber von einem greisen, erfahrenen und besonnenen Einsiedler einen ganzen Schatz religiöser Weisheit für das ascetische und beschauliche Leben empfangen hatte, entwich er, 36 Jahre alt, von dem Angesichte der Menschen, erst in den Gräbern

Wohnung nehmend, dann in die Wüste der Berge auf dem rechten Nilufer fliehend, wo er nur selten von betrübten und geängstigten Christen entdeckt wurde, die er jedoch immer wieder aufgerichtet und gestärkt entließ.

Er hatte eben so gefährliche als herrliche Gaben: eine divinatorische, d. h. das Göttliche ahnungsvoll aber sicher ergreifende Vernunft, die es darum doch nicht verschmähte, das Buch der Natur aufzuschlagen und darin die Erzählungen von der Herrlichkeit Gottes zu lesen, und am allerwenigsten sich weigerte, unter die Auctorität der überlieferten Offenbarung Jesu Christi sich zu beugen; ferner einen Willen, der den Kampf mit jedem Starken aufnahm und auch den von der Arglist geführten Riesenarm des Bösen zurückschlug und das von demselben geschwungene feurige Geschoß auslöschte, nur freilich nie der Kraft Gottes, nie dessen heiligem Willen widerstrebte, weshalb er auch gesund blieb und ungebrochen; dann ein Herz, ein Gefühl, von dessen Stärke sein ganzes Wesen erschüttert wurde, wenn der Abscheu gegen das Böse es im sittlichen Kampfe erfüllte, dessen Innigkeit aber auch sein innerstes Leben selig entzückte, wenn es frei von Versuchung beschaulich den himmlischen Dingen hingegeben war; endlich eine recht orientalische Phantasie, vor der jede Vorstellung, jeder Gedanke, jede Empfindung Gestalt annahm, so daß er Himmel und Hölle leibhaftig schaute und in der tiefsten Einsamkeit der Wüste das Drama der Weltgeschichte in seinen sonst unsichtbaren jedoch erfolgreichsten Akten spielen sah. Das Alles wurde aber durch ungewöhnliche himmlische Gaben gesteigert, ergänzt und vervollkommnet, und alle Bewegungen der zusammenwirkenden natürlichen und übernatürlichen Kräfte in ihm wurden gelenkt und regiert von den göttlichen Schwestern Fides (Glaube), Spes (Hoffnung) und Charitas (Liebe).

Nach zwanzig Jahren erschien er wieder einmal am Eingange der Wüste, wo die meisten Einsiedler wohnten. Alsbald war er von diesen umringt, die ihn wie einen Vater und Meister begrüßten. Und wie stand er da vor ihnen! Einzelne von ihnen hatten ihn zeitweise in der tieferen Wüste aufgesucht, ihn im Ringen mit seinen Leiden, im heißen Kampfe mit den Versuchungen überrascht, wie wenn man einem schaffenden Künstler in seinem Atelier, wenn das Werden des Kunstwerks profanen Augen noch unverständlich ist, ungelegen kommt. Nun aber sahen sie das reine Ebenbild Gottes in der streitenden Kirche, das vollkommene Gesetz im treuen Spiegel. Heiteren Antlitzes stand er unter ihnen, voll der Anmuth und Kindlichkeit bei der Schauer erregenden Größe seines in Gott zur Ruhe gekommenen Geistes. Und nun öffnete er den weisen Mund und bezeichnete ihnen so klar den idealen Zweck des Einsiedlerlebens und die einzig wirksamen Mittel, denselben zu erreichen, daß Alle, die guten Willens waren, dasjenige, was sie bisher nur dunkel geahnt und im unklaren Gefühle ergriffen, plötzlich als lichten Gedanken erfaßten. Die „selbstbeliebte Dienstübung und Verdemüthigung" verlor an Glanz und zeigte sich gar gefährlich, da er von der Umwandlung des innern Menschen redete. Das Große und Himmlische des einsamen Lebens that er augenscheinlich dar, aber er machte auch die nüchterne Wirklichkeit fühlbar und führte erschütternd den mächtigen sittlichen Kampf vor Augen, den kein Rausch religiöser Schwärmerei überwindet. So öffnete er mit wunderbarer Kraft der Beredtsamkeit den Quell seiner himmlischen Weisheit in der Begeisterung der Liebe. Und verschwand er auch sofort wieder, so blieb doch seine Rede zurück als ein Wunderwort voll einigender Kraft, wodurch sich die ersten Ein=

siedler=Vereine bildeten als Vorstufe für das Leben in klösterlicher Gemeinschaft, welches für die christliche Cultur so bedeutungsreich werden sollte. Man eilte ihm nach in die Wüste und baute sich Zellen auf den Höhen in seiner Nähe. Zwischen den Jahren 303 bis 311 flammte die Christenverfolgung durch heidnischen Befehl zum letzten Male im Orient und vor Allem in Aegypten und in Alexandrien auf. Der Nothruf drang in die Wüste zu Antonius. Da eilte er herbei, ein Engel des Trostes. In dem Emporium des Welthandels und der Wissenschaft erschien der sinnige Liebhaber der Einsamkeit, ein fremdes Bild in dieser Welt, aber weltüberwindend. Viele fanden da Trost und Ermuthigung zum Martyrertode; er suchte diesen, und fand ihn nicht. Er verschwand abermals; aber alle Guten hatten solche Sehnsucht nach ihm, daß er fortan nicht mehr verborgen bleiben konnte. Die Wüste war bald wunderbar anzusehen; bevölkert von zahllosen Jüngern des Mannes, der thatsächlich erwies, daß das christliche Leben Freude in dem Herrn sei, trug sie bald die reichste Frucht der Erde. Ja die freigewordene Kirche mußte, um die ihr bevorstehenden inneren Kämpfe siegreich auszuhalten, aus der Jüngerschaft des Antonius sich die Führer in der Geisterschlacht holen. Der große Athanasius saß zu den Füßen des Antonius und ließ von ihm sich rüsten zu seinem welthistorischen Kampfe. Athanasius war es auch, der den Ruhm seines Meisters ins Abendland trug. Aus seinem Munde hörten im Jahre 340 staunend die Römer die Erzählungen von dem geheimnißvollen Manne, den er bald darauf durch eine begeisterte Lebensbeschreibung verherrlichte.

Der Kaiser Constantin der Große, im Sonnenglanze seines Glücks, seiner Heldenthaten und seiner Kaiserkrone,

und seine Söhne Constantius und Constans schrieben dem Antonius einen Brief, wie pietätsvolle Söhne an ihren ehrwürdigen Vater. Als die Boten des Kaisers anlangten, verwunderten sich die Einsiedler, welche gerade um ihren Meister waren. Er aber rief sie zusammen und sprach: „Wundert euch nicht, daß ein König (βασιλεύς nannten die Griechen schon damals den Kaiser) uns schreibt, — er ist ein Mensch! Wundert euch vielmehr, daß Gott sein Gesetz für Menschen geschrieben und durch seinen eigenen Sohn mit uns geredet hat!" Antonius wollte sogar die Briefe nicht annehmen, weil er nicht zu antworten wisse; als ihn aber seine Jünger dazu drängten und sagten, die Kaiser seien doch auch Christen und dürften nicht den Eindruck empfangen, als würden sie verachtet, gestattete er, daß ihm die Briefe vorgelesen würden, und dann diktirte er die Antwort: „Er habe Freude an ihnen, weil sie Christum anbeteten. Ueberheben möchten sie sich nicht wegen der Gegenwart (in der sie Herrlichkeit hatten), sondern gedenken des künftigen Gerichts, wissend, daß Christus allein der wahre und ewige König sei. Der Menschenfreundlichkeit möchten sie beflissen sein und für die Gerechtigkeit und für die Armen sorgen!" Der Kaiser und seine Söhne waren sehr froh über diese Antwort. Es staunten auch die heidnischen Philosophen, daß der Mann ohne Bildung in wissenschaftlicher Schule selbst die Gebildeten der Erde aus allen Ständen und Graden in seine Schule nahm. Sie scheuten den Gang in die Wüste nicht, um ihn zu beunruhigen, zu versuchen und wo möglich um sein Ansehen zu bringen. Aber seine Geistesblitze blendeten sie, daß sie verwirrt davongingen. Sie tadelten ihn z. B., daß er mit Vernunftgründen nicht umzugehen wisse. Aber, indem er scheinbar die Entbehrlichkeit derselben nachzuweisen schien,

handhabte er sie gerade recht. „Der Glaube", sagte er ihnen, „entspringt aus einer Beschaffenheit der Seele" (ist also etwas Innerliches und Unmittelbares); „die Dialektik (philosophische Beweisführung) aber besteht in einem künstlichen Zusammenfügen (Aufbau). Denjenigen nun, welche die Anschauung (der Wahrheit) durch den Glauben haben, ist die Beweisführung durch Vernunftgründe nicht nothwendig; denn eben dasjenige, was wir durch den Glauben schauen, sucht ihr erst durch Vernunftgründe zu beweisen, und oft findet ihr nicht einmal Ausdrücke dafür." Als einst ein Gelehrter es nicht begreifen konnte, wie er es ohne Bücher auszuhalten vermöchte, sprach er: „Mein Buch ist die Natur; hier kann ich, so oft ich will, Gottes Wort lesen!" Wiederum spotteten einige Philosophen seiner, daß er nicht lesen könne. Antonius fragte: „Was war früher da, der Geist oder die Bücher? Und sind die Bücher das Erzeugniß des Geistes oder der Geist das der Bücher?" Und als Jene antworteten: „Der Geist ist das Erste und der Erfinder der Bücher," so schloß er: „Also bedarf Derjenige der Bücher nicht, dessen Geist gesund ist."

So verstehen wir es, wie der Bischof Synesius, als er einst gefragt wurde, ob wissenschaftliche Bildung unbedingt nothwendig sei, erwiedern konnte: „Bei Männern von vollkommener Gesundheit, Reinheit und Kraft des Geistes, wie bei Antonius und Ammon, allerdings nicht, denn diese vermögen sich zur höchsten Beschauung und Einsicht der Wahrheit durch sich selbst zu erheben."[1])

---

[1]) Dabei ist nun doch zu bedenken, daß auch Solche der wohlbenutzten geistigen Anregung nicht entbehrt haben; es fehlte ihnen nur der systematische Unterricht. Wenn aber mittelmäßig begabte Idioten, an denen jede geistige Anregung abgeprallt, sich in die Reihe

So also war Antonius berühmt und in Allem siegreich. Er lenkte die Augen der Residenzen aller Herrlichkeit und die Aufmerksamkeit der Lehrer der Weisheit auf sich; ja die bequeme Welt kam zu ihm in die Wüste, um von ihm zu lernen, wie man Freude habe. Als er neunzig Jahre alt war, befand er sich längst auf der Höhe seines Ruhmes, und er hatte nichts von seiner Einfachheit und demüthigen Einfalt verloren. Wunderkräfte erkannten seine Verehrer an ihm, Krankenheilungen aus der Ferne bewunderte man, Dämonen sah man vor ihm fliehen; nie gingen Streitende von seinem Angesichte unversöhnt, kein Rathloser ohne Rath, kein Geängstigter ohne Muth, kein Betrübter ohne Trost. Für Alles dieses lobte er Gott, Ihm allein die Ehre gebend. Dabei verharrte er in der strengsten Entsagung, durchwachte ganze Nächte in Gebet und Psalmengesang, aß oft erst am dritten Tage, klagend, daß ein unsterblicher Geist mit solchen Dingen sich beschäftigen müsse, und er aß nur Brod und Salz, wobei er Wasser trank. Nun, wenn er also sein Leben überdachte, die ungeheuren Erfolge sah und das Bewußtsein hatte, daß er Gottes Ehre dabei nie verkürzt: war es überraschend, wenn ihm einmal der Gedanke kam, es lebe wohl außer ihm kein so vollkommener Einsiedler in der Wüste? Wenn Jemand Papst und Kaiser, den heil. Athanasius und die ganze Christenheit um jene Zeit gefragt hätte: „Wer ist wohl der vollkommenste Einsiedler in der Welt?“ Er hätte unzweifelhaft die Antwort erhalten: „Antonius.“ — Denn wer hätte auch wissen können, was aus dem vor 97 Jahren in der Wüste verschwundenen, damals sechzehnjährigen

---

jener bevorzugten Geister stellen und zu Gunsten ihrer Unwissenheit gegen die Wissenschaft polemisiren, so ist dies unberechtigt.

Paulus geworden sei? Ueber seine Verborgenheit freilich mußte, wenn er erkannt wurde, großes Staunen sein.

Es mag nun immerhin eine gewisse Selbstgefälligkeit, so etwas wie Eitelkeit, bei jenem Gedanken das Herz des Antonius beschlichen haben. Das sollte er aber auch recht büßen, und dann — eine große, große Freude haben, eine Freude, die er allerdings nur genießen konnte, wenn er sich in der Demuth fortan ganz vollkommen erwies und den ersten Preis Dem gerne ließ, dem derselbe gebührte.

In der Nacht nach jener, wenn auch leicht verzeihlichen Selbstüberschätzung gönnte er sich ein wenig Ruhe. Als er nun ruhete, kam ihm ein göttliches Traumgesicht, worin ihm offenbart wurde, es gebe noch einen Einsiedler, der bei weitem besser sei, als er; es würde ihm wohl frommen, wenn er sich aufmache, um diesen zu besuchen. Kaum brach der Tag an, noch war der Aufgang der Sonne nicht da, als der ehrwürdige Greis, die schwachen Glieder mit Hilfe eines Stabes lenkend, reisefertig dastand, um zu wandern, wohin er den Weg nicht kannte. Denn der Aufenthaltsort jenes Einsiedlers war ihm in dem Gesichte nicht bezeichnet worden. Nur war es ihm gewiß, daß er den Vollkommenen in dem Innersten der Bergwüste zu suchen habe. Er wandte sich also einwärts in die Schreckenswelt und schritt ohne auszuruhen bald über heißen Sand im Thalgrund, bald über sonnenbestrahlte Felsen bis zur Tagesmitte. Die Sonne brannte versengend. Antonius betete und ermuthigte sich selbst, indem er sprach: „Ich glaube an meinen Gott, und ich vertraue, daß Er mir, seinem Knechte, die gegebene Verheißung erfüllen wird.“ Denn weit entfernt, es als eine Beschämung anzusehen, daß er seinen Meister finden sollte, nahm er demüthig schon die Zurechtweisung als eine Verheißung. Die Vollkommenheit

zu lernen, war er noch auf Erden: also kein größeres Glück für ihn, als zu dem Meister der Vollkommenheit geführt zu werden. Aber es war fast wunderbar, wie des Greises müde Glieder dem Geiste noch gehorchten, der sie über ihre Kräfte anstrengte. Und wie er in der verzehrenden Hitze, dem Verschmachten nahe, die ganze Riesenkraft seines Geistes anstrengte, stieg die fieberhafte körperliche Erregung, und die glühende Phantasie gerieth in volle Thätigkeit. Wie wenn ein Ritter auszieht, eine schuldlose Jungfrau zu befreien, welche von Drachen bewacht wird, und er weiß, daß in den Drachen böse Geister wohnen von übermenschlicher Stärke, und er nun bei der Vorstellung der seiner harrenden Schrecknisse und zuletzt beim Anblicke der Ungeheuer durch den Gedanken an die zu rettende Jungfrau den sinkenden Muth wiedergewinnt: so gab auch dem ermattenden Greise der Gedanke an den vollkommenen Einsiedler, bei dem er eine noch ungeahnte Sendung des Himmels hatte, immer wieder neue Kraft. Plötzlich sah er vor sich ein Ungethüm der Wüste, ein wildes Menschenangesicht, eine Menschenbrust, im Uebrigen ein Pferdeleib. Antonius gedachte der Dichterfabeln von den Hippocentauren, doch wandelte ihn keine große Furcht an; sondern an das Grauenvolle der Wüste bereits gewöhnt und im Kampfe mit den bösen Wesen geübt, machte er mit gläubiger Ruhe das heilbringende Zeichen des Kreuzes auf seine Stirne und redete mit der kindlichsten Unbefangenheit die unholde Erscheinung an: „Holla, Du da! weißt Du mir nicht zu sagen, wo jener Diener Gottes wohnt, den ich besuchen will?“ Der wilde, ans Pferd gewachsene Reiter aber warf ihm fürchterliche Blicke zu, wobei er das Gesicht verzerrte, und antwortete etwas in barbarischer Sprache fast wie in unarticulirten Lauten; doch streckte er seine

rechte Hand aus, um ihm eine Wegerichtung anzugeben, und stürmte dann wie in geflügeltem Ritte ins Weite, daß er den Augen des staunenden Greises entschwand, eh' dieser noch daran dachte, weiter zu schreiten. Nachgrübelnd über diesen merkwürdigen Reiter der Wüste, der wohl auch der Teufel hätte sein können, setzte er seinen Weg dann wieder fort. Bald darauf kam er in ein Thal, das von schroffen Felsen gebildet wurde. Hier sah er sich erst recht in das Reich der Fabeln versetzt. Denn er erblickte eine kleine Menschengestalt mit Adlernase, aber mit gehörnter Stirne und Ziegenfüßen. Antonius bereitete sich, den Panzer der Hoffnung anzulegen und den Schild des Glaubens zu ergreifen. Aber das Wesen war friedlicher Art; es bot ihm als Bürgschaft des Friedens Palmenfrüchte dar. Da blieb er stehen und fragte: „Wer bist Du?“ Und es antwortete: „Ich bin ein sterbliches Wesen, und gehöre zu jenen Bewohnern der Wüste, welche die Heiden, ein Spiel mancherlei Irrthums, als Faunen, Satyren und Waldgötter verehren. Die Heerde, der ich angehöre, sendet mich, Dich zu bitten, daß Du für uns zu dem gemeinsamen Gotte beten mögest; denn wir haben erfahren, daß Er gekommen sei für das Heil der Welt; und die Kunde von ihm ist über den ganzen Erdkreis ausgegangen.“ Da überfluthete des greisen Wanderers Angesicht ein Freuden-Thränenstrom; er frohlockte über die Glorie Christi und über den Untergang des Reiches Satans. Dann verwunderte er sich, daß er die Sprache des seltsamen Wesens verstehe, und, erhoben in eine prophetische Stimmung, stieß er mit seinem Stabe auf den Boden und sprach: „Wehe dir, Alexandrien, weil du Mißgestalten der Wüste göttliche Ehren erweisest! Wehe dir, du buhlerische Stadt, in welcher die Dämonen des ganzen Erdkreises zusammen-

geströmt sind! Was wirst du nun sagen? Die unvernünftigen Thiere predigen Christum, und du erweisest jenen göttliche Ehren!" Während er so sprach, erhob sich das gehörnte Thier, und, wie befiedert, eilte es mit Flügelschlag davon.[1])

Antonius kam diesen Tag nicht viel weiter; in jenem wilden Thale scheint er die folgende Nacht geruht zu haben. Er hatte den Tag über eine Riesenarbeit vollbracht, und dabei nichts gegessen. Denn auch jene Palmenfrüchte, welche ihm von dem abenteuerlichen Wesen dargereicht wurden, hatte er nur im Fiebertraum gesehen, der ihn, obgleich er wandelte, beherrschte. Die Gestalt des Thieres erinnerte ihn an die Beschreibung der Faunen und Satyren, die er in Erzählungen gewiß oft gehört, aber nicht genau behalten hatte, da diese in der Mythologie gerade das Gegentheil von einer Adlernase haben; und als in seiner Phantasie das Zwiegespräch begann, mußte dies sich fortspinnen an seinen Lieblingsgedanken von der Nichtigkeit des Heidenthums und dem Falle des Satans, von der allgemeinen Glorie Christi und von seiner Welterlösung, an deren Früchten auch die Natur Theil nehmen sollte durch die Vermittelung der freigewordenen Kinder Gottes. Es wirkte aber diese visionartige Erregung wohlthätig auf sein Gemüth; denn sein Leben war Christus, und dessen Sieg seine Freude. Ein Wohlgefühl, das beruhigend wirkte, blieb ihm daher, nachdem

---

[1]) Hieronymus bemerkt, zur Zeit des Kaisers Constantin sei ein solches menschenähnliches Wesen aus der Wüste lebend zum allgemeinen Schauspiel nach Alexandrien gebracht worden, sei aber bald gestorben. Den Leichnam habe man mit Salz bestreut, damit er nicht verwese, und dann nach Antiochien zum Kaiser geschickt, der ihn auch habe sehen wollen.

das Thier bei seinem Stoßen mit dem Stabe und bei seiner feierlichen Rede entflohen war, und er mochte nicht wählerisch seine Lagerstätte suchen, als ihn vor Müdigkeit der Schlummer befallen wollte. Ohnehin hatte er das Bewußtsein, auch in der Wüste unter dem Schutze des Allerhöchsten zu wohnen, und gewiß hielten Engel Gottes bei ihm Wacht.

Als das erste Morgenroth den folgenden Tag ankündigte, griff Antonius nach dem Wanderstabe von Neuem, um dem unbekannten Ziele zuzueilen. Der Tag war wieder heiß; aber der greise Pilger war ruhiger. Bei der Windstille konnte er Fußspuren im Sande beobachten; doch wohin er blickte, so zeigte sich doch keine Menschenspur, nur die unstäten Wege der wilden und reißenden Thiere waren in den Sand gezeichnet. Er schritt aber unverdrossen fort, bis sich auch der zweite Tag zu Ende neigte, und zwar, so weit menschliche Berechnung finden konnte, hoffnungslos wie der erste. Es war immer möglich, daß ihn die beiden Tagereisen weiter von der Wohnung des vollkommenen Einsiedlers abgeführt hatten, als seine eigene Zelle davon entfernt war. Eines aber wußte Antonius, auf Eines vertrauete er, daß er nämlich von Christo nicht könne verlassen werden. Ueberzeugt, daß sein Traumgesicht eine Offenbarung gewesen, hielt er daran fest, daß darin ihm eine Verheißung gegeben worden, die nicht unerfüllt bleiben könne. Diesmal schlief er die Nacht nicht; er durchwachte sie gänzlich im Gebete, nicht ahnend, wie nah ihm der vollkommene Einsiedler sei, mit ihm betend und Gott verherrlichend. Er befand sich wieder in einem Thale. In einiger Entfernung gewahrte er bei der Morgendämmerung einen mächtigen Kalkfelsen. Da bemerkte er noch im Zwielichte eine Wölfin, welche, wie von Durst

gequält, der Felsenwand sich näherte und dort verschwand wie in den Berg hinein. Nach einer Weile kam sie wieder hervor und lief frisch und munter davon.

Es war ohnedies Zeit, daß Antonius seine Wanderung fortsetzte, und so begann er sie damit, jene Höhle, die offenbar in dem Berge sein mußte, näher zu untersuchen. Eine Wasserquelle, die er dort vermuthete, war ja auch für ihn ein erwünschter Fund. Als er aber vor dem Eingange der Höhle stand und hineinschaute, sah er nichts als dichte Finsterniß. Damit war jedoch seine Wißbegierde nicht befriedigt. Weil er keine Furcht hatte, indem die vollkommene Liebe, welche er besaß, alle Furcht ausgetrieben hatte, konnte er ja auch in die finstere Höhle hineingehen. Das that er nun. Und wie Furchtlosigkeit als Tugend immer verbunden ist mit Vorsicht, so war er auch vorsichtig; in erwartungsvoller Bedachtsamkeit und leise athmend, schritt er langsam vorwärts. Zuweilen stand er still und horchte. Auf einmal hörte er Töne, und immer bestimmter, je weiter er vordrang. Noch einige Schritte, und er sah ein Licht, dessen Schein sich eng begrenzte in der Finsterniß. Nun hielt es ihn nicht mehr, jeder Schritt wurde schneller, der Greis fühlte Jünglingsfeuer und stürmte vorwärts, das Licht kam näher, die menschliche Stimme war deutlich — aber Antonius stolperte über einen Stein, und der 113jährige Paulus, vor dessen Felsenwohnung, in der Nähe des Vorhofs, er schon stand, vernahm das Geräusch und schloß eilig die Thüre, die er verriegelte.

Unterdeß war Antonius bis unmittelbar vor die nun verschlossene Thüre geeilt, wo er vor Schrecken und Betrübniß, daß sie ihm verschlossen sei, anfangs wie ohnmächtig zusammenstürzte. Nachdem er sich wieder erholt hatte, verlegte er sich auf's Bitten; doch weil er darin so

ungestüm war, blieb Paulus lange unerbittlich. Von Tagesanbruch bis über 12 Uhr Mittags hinaus flehte Antonius vergeblich. Da rief er: „Du weißt ja, wer ich bin, woher und warum ich komme; und ich bin mir wohl bewußt, daß ich es nicht werth bin, Dein Angesicht zu schauen: dennoch werde ich von hier nicht weichen, bis ich Dich gesehen habe. Du nimmst ja die wilden Thiere auf, warum weisest Du einen Menschen zurück? Ich habe gesucht und gefunden: nun klopfe ich an, damit mir aufgethan werde." Und nun drohete er: „Wenn ich es nicht erreiche, daß Du aufmachest, dann werde ich sterben hier vor Deiner Thüre, wenigstens wirst Du dann meinen Leichnam begraben!" So flehete Antonius, der genöthigt werden mußte, einem Kaiser Antwort zu geben und den die großen Kirchenfürsten bewunderten und verehrten, bei dem ärmsten Manne der Wüste um Einlaß. Paulus erwiderte endlich: „Das ist keine Art zu bitten, wenn man gleich mit einer Drohung kommt; Niemand fügt unter Thränen Beleidigungen zu. Und wunderst Du Dich, daß ich Dich nicht aufnehme, wenn Du mir sagst, Du seiest blos gekommen, um hier zu sterben?" Dies sagte Paulus in einem zwar schelmischen Tone, aber doch mit herzgewinnender Stimme. Und jetzt machte er mit freundlichem Lächeln die Thüre auf. Indem sie nun einander zur Umarmung die Arme entgegenstreckten, begrüßten sie sich sofort mit ihren Namen, wie wenn sie schon himmlische Namen im Reiche der Verklärung getragen hätten, die Jeder weiß, ohne daß sie ihm vorgesagt werden. Freudig dankten sie für dieses Sehen, das wie ein Wiedersehen war, dem Herrn. Und nachdem sie den heiligen Kuß gewechselt, setzten sie sich nieder, indem Paulus sprach: „Da siehe! Derjenige, den Du mit so großer Anstrengung gesucht hast, ist

ein Greis mit morschen Gliedern und verwildertem, grauem Haar. Hier hast Du einen Menschen, der bald Staub sein wird. Doch da die Liebe, die Alles trägt, auch mich noch aufrecht erhält, so erzähle mir jetzt, wie es mit dem Menschengeschlechte steht. Erheben sich in den alten berühmten Städten neue Gebäude? Welche Regierungsform hat man jetzt in der Welt? Giebt es auch noch Menschen, welche von dem Irrthume der Dämonen gefesselt sind?" So fragte er und zeigte, daß nach fast hundert Jahren seiner Liebe das Menschliche nicht fremd geworden. Da ging's nun an ein Erzählen, und Antonius war wohl nie so glücklich gewesen und nie so redselig, wie in diesen Stunden. Er merkte nicht, daß die gewöhnliche Zeit zum Essen (3 Uhr Nachmittags) vorübergehen wollte, wie sehr er auch der Speise bedürftig war. Sie waren aber herausgetreten aus der Felsenzelle und saßen unter der Palme. Während also Antonius eifrig erzählte, ließ ein Rabe sich auf einen Zweig des Baumes nieder, und indem er sich einige Momente auf dem zierlich schwankenden Zweige wiegte, schaute er freundlich klug die beiden Greise an; dann flog er leise zu ihnen herab, legte ein ganzes Brod den sich wundernden Einsiedlern vor die Füße, und dann war er wieder auf und davon. „Ei sieh' da", sprach Paulus, „der Herr hat uns ein Mittagmahl geschickt; er ist wahrhaftig gütig und barmherzig. Sechzig Jahre sind es nun, daß ich täglich ein halbes Brod empfange; bei Deiner Ankunft hat der Herr seinen Soldaten doppelte Portion gegeben." Darauf sprachen sie ein Dankgebet und setzten sich an den Rand der krystallhellen Quelle. Da entstand aber ein edler Streit unter ihnen, wer das Brod brechen solle; Paulus meinte, er müsse dem Gaste die Ehre lassen; das gehe nicht an, erklärte Antonius, daß er das

Recht des Alters nicht achte. Und da die Gründe gleich zu wiegen schienen, so wäre der Abend darüber gekommen, ehe sie gegessen hätten, wenn ihnen nicht eine gute Lösung eingefallen wäre. Sie beschlossen nämlich, so wie sie einander gegenüber saßen, ein Jeder solle an einer Seite das Brod gleich kräftig anfassen und gleichzeitig ziehen, damit Jedem so die Hälfte in den Händen bleibe. So aßen sie endlich. Dann beugten sie sich über die Quelle und tranken mit dem Munde daraus. Die Mahlzeit war zu Ende.

Die nun folgende Nacht durchwachten sie beide in Gebet und Hymnengesang. Als der Tag der Erde wiedergegeben war, sprach der selige Paulus also zu Antonius: „Ich wußte längst, mein Bruder, daß Du auch in dieser Wüste wohntest; längst hatte Gott Dich mir als meinen Mitgenossen versprochen. Aber es ist nun die Zeit gekommen, daß ich entschlummere, daß ich, wie es das Ziel meiner Sehnsucht war, aufgelöst werde, um bei Christo zu sein. Nachdem mein Lauf vollendet ist, erübrigt mir die Krone der Gerechtigkeit, und Du bist mir gesandt von dem Herrn, daß Du meinen durch das Alter klein gewordenen Leib begrabest und den Staub dem Staube übergebest.“ Diese Worte erschütterten den guten Antonius; er fing bitterlich an zu weinen und unter Schluchzen ihn zu bitten, er möge ihn doch nicht verlassen, er möge ihn wenigstens als Reisegefährten in die andere Welt annehmen. Aber Paulus sprach sehr ernst: „Antonius, Du darfst nicht das Deinige suchen; Deine Liebe muß dem Nächsten das ihm beschiedene Glück gönnen. Es würde Dir freilich frommen, des Fleisches lästige Bürde abzuwerfen und dem Lamme zu folgen; aber es frommt auch Deinen übrigen Brüdern, daß sie noch fernerhin durch Dein Beispiel gelehret und

geführet werden. Also bitte ich Dich, eile zurück, wenn Dir's nicht beschwerlich ist, und hole den Mantel, welchen Dir der Bischof Athanasius geschenkt hat, und dann komme und hülle darein meinen Leib." Das sagte der liebreiche Paulus, weil er den Schmerz seines Freundes sah, und durch das Wegschicken im Liebesdienste es verhindern wollte, daß er bei seinem Tode zugegen wäre. Antonius aber staunte, daß Paulus von Athanasius und von jenem Mantel wisse; er erkannte den nahen Verkehr, den dieser vollkommene Einsiedler mit Christo haben müsse, und verstummte in Ehrfurcht. Schweigend küßte er ihm Augen und Hände und trat seinen Rückweg an. —

Antonius meinte, seine Beine wären nie so träge gewesen in seinem ganzen Leben. Sein Herz flog, aber mühsam schienen seine Füße nachzuhinken, — und doch mußte er diese mitnehmen. Doch wie sehr auch sein Leib durch Fasten hingeschwunden und seine Glieder durch's Greisenalter gebrochen waren, seine Geisteskraft machte sich doch das Werkzeug dienstbar, und es ging viel schneller vorwärts, als man sich's hätte träumen lassen. Wie ein Jüngling war er gelaufen. Endlich kam er ganz ermüdet und außer Athem zu seiner Zelle. Zwei seiner Jünger, die ihm schon seit Jahren Dienste zu leisten gewohnt waren und denen sein plötzliches Verschwinden tiefen Kummer gemacht hatte, stürzten ihm entgegen und riefen: „Ach Vater, wo bist Du so lange gewesen!" Er aber sprach: „Wehe mir Sünder, ich habe mir nur den Namen eines Einsiedlers angemaßt! Ich sah Elias, ich sah Johannes in der Wüste, ich sah wahrhaftig Paulus im Paradiese!" Und damit lief er, kein Wort weiter redend, aber an seine Brust schlagend, in die Zelle, und kam alsbald wieder heraus mit dem Mantel des Athanasius. Seine Jünger

drangen in ihn, er möge ihnen doch deutlicher und ausführlicher erzählen, was er denn gesehen und was ihm begegnet sei. Doch, indem er kurz erwiderte: „Es giebt eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zu reden," eilte er davon, ohne geruht und ohne einen Bissen Brod genommen zu haben, und ließ seine erstaunten Jünger, die in Ehrfurcht und Gehorsam es nicht wagten, ihm nachzugehen, vor der Zelle stehen.

Den kürzern Weg, den er zurückgekehrt, hatte er sich genau gemerkt, und diesen lief er wieder. Doch konnte er immer erst um die Mitte des zweiten Tages eintreffen. Er hatte keinen Durst, als das milde Licht der Sanftmuth Christi aus den Augen des Einsiedlers Paulus zu trinken; er hatte keine andere Sehnsucht, als diesen Freund seines Herrn zu sehen; ihn hatte er immerdar vor seinen Augen und vor seinem Geiste. Er fürchtete aber fortwährend, daß Paulus in seiner Abwesenheit den Geist in die Hände seines Vaters empfehlen und die Erde verlassen werde. Neunzig Jahre hatte er sich bewußt und unbewußt nach dem vollkommenen Spiegel des Gesetzes Jesu Christi gesehnt und ihn zu suchen die Welt und die Wüste durchforscht: nun hatte er ihn gefunden, einmal hineingeschaut und erkannt, was ihm mangele: da sollte derselbe ihm wieder genommen werden, eh' er prüfen konnte, ob er die Mängel beseitigt. Neunzig Jahre hatte er den vollkommenen Meister der Einsiedler gesucht, der durch seine Größe und Güte in Ehrfurcht und Zutraulichkeit ihn fesselte: nun hatte er ihn geschaut, in seinen Augen Sterne gesehen, die sicher in den Hafen des Heils führen und in seiner Stimme den Ruf in die Heimath vernommen: aber nun war es ihm, als hörte er unausgesetzt die traurige Botschaft: „Den Du gesehen, er gehört nicht der Erde

an!" Und nun wurde Antonius wie von Wolken umhüllt, obgleich die Wüste keine hatte, und aus den Wolken seiner Betrübniß stürzten Thränen: da sank er hin, — da es auch Abend geworden war — und schlummerte ein. Doch in seinen Träumen erschien ihm immer nur Paulus, der Freund Christi und des ganzen Himmels.

Mit dem frühesten Morgenschimmer stand der Greis an seinem Stabe, und Gott lobsingend begann er die Reise wieder. Dieser Tag sollte ihn zur Quelle, Palme und Zelle des lieben Meisters führen. Bald war die Erregung des vorigen Tages wieder da, ja sie wurde mit jedem Schritte heftiger, sein Herz pochte laut, seine Phantasie glühte, seine Sehnsucht flehte heiß, der Herr möge ihm den vollkommenen Einsiedler nur noch einmal zeigen. Hörte ich recht, so rief er zuweilen sogar laut unter Thränen: „Paulus, geh' nicht fort! Herr, laß ihn mir noch!" So hatte er an diesem zweiten Tage bereits einen Weg von drei Stunden wieder zurückgelegt, und vielleicht konnte er schon den Berg des ehrwürdigen Paulus erblicken: da, plötzlich, o welch' ein Schauspiel! Ein helleres Licht glänzte am Himmel als das Sonnenlicht, und doch konnte Antonius hineinsehen. Aber was sah er? Ganze Chöre der Engel, die seligen Reihen der Propheten und Apostel, und in ihrer Mitte seinen sanften Meister Paulus in weißglänzenden Gewanden; und aufwärts zog die Schaar, bis sie in namenloser Höhe verschwand. Es war dabei so stille geworden, wie es niemals in der Wüste gewesen, seit der Kampf der Elemente sie erzeugte. Antonius fiel auf sein Angesicht, bestreuete sein Haupt mit Sand, wehklagte und schluchzte: „Ach Paulus, warum verlässest Du mich? Warum gehest Du fort, eh' ich Dich noch einmal gegrüßt? So spät habe ich Dich kennen gelernt, und so schnell ent-

fliehst Du mir?" Aber er vernahm keine Antwort mehr. Nachdem er sich ausgeweint, stand er auf, entschlossen, den erhaltenen Auftrag an dem Leibe des Heimgegangenen zu erfüllen. Er pflegte später selbst zu erzählen, er habe darnach den noch übrigen Theil des Weges mit solcher Schnelligkeit zurückgelegt, daß er wie ein Vogel geflogen sei.

Nun stand er vor dem Berge. Das himmlische Gesicht schwankte wieder wie ein Traumbild vor seiner Seele; sein sehnlichster Wunsch, daß er Paulus noch im Leben finden möchte, machte ihm das Geschauete ungewiß. In wenigen Augenblicken konnte er Gewißheit erlangen; deshalb stand er einen Moment still, gleichsam als wollte er die süße Täuschung noch nicht verlieren: dann ging er abermals pochenden Herzens und doch mit ganz anderen Gefühlen, wie das erste Mal, durch die Höhle. Er gelangte in den Vorhof unter die Palme, die Thüre war geöffnet, aber Alles todtenstill. Leise athmend näherte er sich, und siehe! Paulus kniete, das Haupt aufrecht, die Hände zum Himmel emporgestreckt. „Paulus lebt!" so sagte sich innerlich jubelnd Antonius, und ganz stille kniete er neben ihn und betete lange Zeit leise mit. Ach, wie selig war ihm dabei zu Muthe! Aber endlich fiel es ihm auf, daß er des Betenden Athem nicht hörte und nicht einen einzigen leisen Seufzer, während er das erste Mal ihn so innig hatte beten hören. Da faßte er den Knieenden näher ins Auge, der zwar lieblich anzusehen war, aber kein Zeichen des Lebens sonst an sich hatte; und Antonius überzeugte sich, daß Paulus also betend von jener Schaar seliger Geister abgeholt worden war. Da hielt es ihn nicht länger, weinend küßte er den Leib des Heimgegangenen, und pries Gott, „vor dem Alles lebendig ist," daß Er

selbst von dem Leichnam des heiligen Einsiedlers noch den Huldigungsdienst durch die betende Haltung sich gefallen lasse.

Antonius hüllte nun getreulich den ehrwürdigen Leichnam in den Mantel des Athanasius und trug denselben unter Hymnen- und Psalmengesang nach christlicher Sitte aus dem Sterbe-Felsenhaus durch den Vorhof und durch die Höhle hinaus ins Freie. Da wurde er aber wiederum sehr traurig, weil er keine Werkzeuge hatte, um ein Grab zu schaffen, wie es Paulus gewünscht hatte. So überlegte er also die Schwierigkeiten: „Kehre ich zu meiner Einsiedelei zurück, so brauche ich drei Tage, ehe ich wieder hier bin; bleibe ich aber hier, so richte ich morgen und übermorgen und fernerhin so wenig aus wie heute. Im ersteren Falle ist der heilige Leib aber den Thieren der Wüste preisgegeben. Drum will ich hier, o Herr", so fing er an mit Christo zu reden, „sterben neben Deinem Helden, wie es billig ist." In diesem Augenblicke sah er empor, und siehe! über den nächsten Höhen nach der Seite der innern Wüste hin stürmten zwei Löwen daher, welche wie im Fluge die Richtung zu ihm verfolgten. Antonius entsetzte sich. Aber schnell wandte er sein Gemüth zu Gott und wurde so ruhig, als ob er Tauben herbeifliegen sähe. Es währte nicht lange, so waren die Löwen bei ihm, und, o Wunder! sie schmeichelten dem ehrwürdigen Leichnam und wedelten mit dem Schweife. Sie mochten wohl bei Lebzeiten des Paulus zuweilen mit ihm unter der Palme an der Quelle gesessen haben. Darauf legten sie sich majestätisch zu den Füßen des Heimgegangenen und brüllten, daß der Boden zitterte. Antonius verstand sie und erkannte, daß sie in ihrer Weise ihr Trauerlied anstimmten und die Todtenklage hielten. Darauf erhoben sie sich wieder, und begannen in einiger Entfernung mit ihren Tatzen den

Boden aufzuwühlen, indem sie sich einander auf eine Menschenlänge gegenüberstellten, und so förmlich ein Grab auswühlten. Als sie fertig waren, richteten sie ihren Nacken empor, die Ohren bewegend, kamen zu Antonius, und gleichsam den Lohn für ihre Mühe sich holend, leckten sie ihm die Hände und Füße. Er aber, zu einer Lobpreisung Christi sich erhebend, sprach: „O Herr, ohne dessen Wink kein Blatt vom Baume niederweht und kein Sperling auf die Erde fällt: sei gütig diesen Löwen nach Deinem Wohlgefallen." Darauf winkte er ihnen freundlich mit der Hand und entließ sie. Und die Könige der Wüste wandten sich wieder dem Innern ihres Reiches zu und verschwanden.

Darauf nahm der Greis die liebe Last des heiligen Leibes auf seine müden Schultern und trug ihn sanft hin zur Gruft, bettete ihn mit dem Mantel des Athanasius zur langen Ruhe unter Thränen und Gebeten ein, und errichtete nach christlicher Sitte den Grabhügel. Es war Abend geworden, und Antonius wird wohl nach all' den Mühen und wunderbaren, freudigen und wehmüthigen Erlebnissen einem stärkenden Schlummer sich nicht haben entziehen können.

Am andern Morgen besann sich Antonius, daß er, obwohl Paulus ohne Testament gestorben, eigentlich der rechtmäßige Erbe seiner Hinterlassenschaft sei. Die Palme konnte er nicht mitnehmen, die Quelle auch nicht. Da ging er in die Felsenzelle, schaute sich um und fand nichts, als das Kleid aus Palmenblättern, welches er dem ehrwürdigen Leibe abgenommen, um denselben in den Mantel des heiligen Athanasius zu hüllen. Das war sein reiches Erbe. Nun erhob er seinen Schatz und eilte zurück zu seiner Einsiedelei und erzählte Alles der Reihe nach seinen

Jüngern, insbesondere dem Amathas, der später den Leib seines Meisters begrub, und dem Macarius, von welchem hernach der heil. Hieronymus es hörte, der es uns berichtet hat.

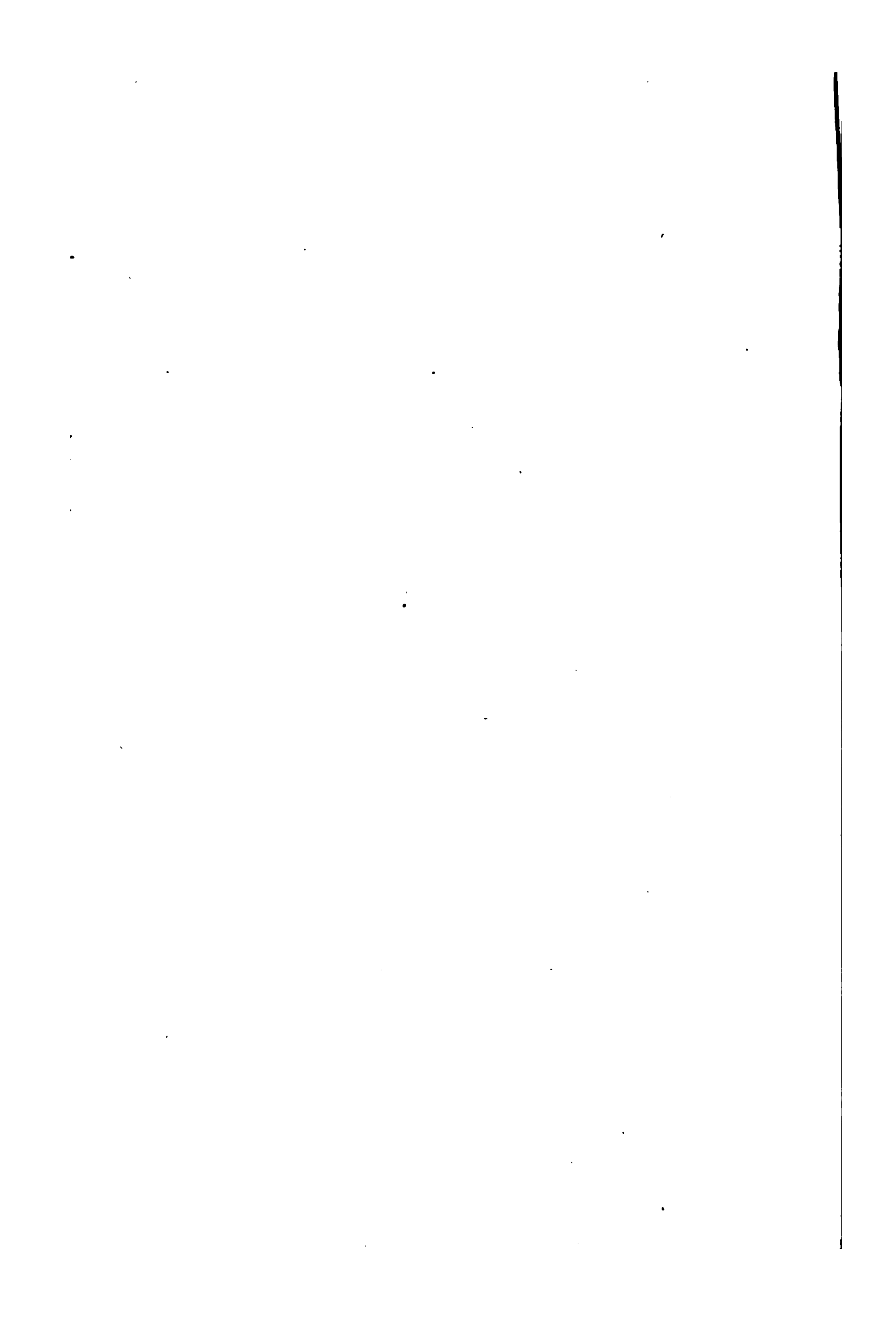
Antonius lebte nach diesem Ereigniß, das Bild des vollkommenen Einsiedlers tief im Herzen und es treulich wieder darstellend, noch fünfzehn Jahre. Das Palmengewand, welches Paulus der Einsiedler sich geflochten hatte aus den Palmenblättern in der Weise wie man feine Körbchen flicht und das gar geschickt zusammengefügt war, bewahrte er als sein theuerstes Kleinod auf Erden. Aber an den hohen Festen, am Ostertage und am Pfingsttage, holte er jedes Jahr seinen Schatz hervor und bekleidete sich feierlich mit der Palmentunica jenes Heros der Wüste, dem die Löwen Todtenklage hielten und willig als Todtengräber dienten.

---

# Hilarion,

## der berühmte Einsiedler.

---



I.

## Kindheit. — Berufswahl.

Paulus der Einsiedler ist bei der Nachwelt Gegenstand der Bewunderung geworden, weil er beinahe hundert Jahre seine überaus große, leuchtende Heiligkeit den Menschen so verborgen gehalten, daß eine Offenbarung an Antonius seine Glorie von dem Schleier der Verborgenheit befreien mußte, damit solch' erhabenes Beispiel der Entsagung und „des sanften und milden Geistes, der reich vor Gott ist," nicht bis zum jüngsten Tage unbekannt bleibe. Hilarion dagegen war bei seinen Lebzeiten ein berühmter Mönch, und über ihn staunt die Nachwelt, daß er gleichsam auf dem Markte des Lebens nicht blos seinen Werth, sondern auch die Anerkennung sich bewahrt, daß seine heilige Größe, wie viele profane Augen sie auch sahen, in stiller Majestät sich erhalten hat.

Hilarion stammte aus dem Dorfe Thabatha im Gebiete der Philistäer auf der Südgrenze Canaan's, welches eine geographische Meile südlich von Gaza, und ungefähr eben so weit vom mittelländischen Meere gelegen war. Er wurde geboren im Jahre 291. Seine Eltern waren rechte Götzendiener; er erblühte also nach dem Sprüchwort „wie eine Rose aus den Dornen".

Die erste Kindheit verlebte er unter heidnischen Eindrücken spielend in der Heimath. Doch konnte eben in seiner Heimath auch das Kind nicht unberührt bleiben von den Eindrücken menschlicher Größe und Hinfälligkeit. Diese Gegend, in welcher der Gang der Weltgeschichte oft so laut gewesen, mußte noch allenthalben von Heldensagen wiedertönen, auf die auch das Ohr des Kindes lauschte. Dann lag aber auf einer Anhöhe zwischen Raphia und Ascalon beständig vor seinen Augen das merkwürdige Gaza. Diese Stadt sollte ursprünglich ausgesondert sein von der Heidenwelt; die gottgesandten Eroberer des Landes der Verheißung rechneten sie zu dem ihnen von dem Herrn geschenkten Erbe und theilten sie dem Stamme Juda zu. Aber die Philister nahmen sie nach kurzer Zeit wieder weg, und fortan wurde sie zu Philistäa gerechnet. Noch ehe die Juden ins babylonische Exil wanderten, kam ein König von Aegypten, wahrscheinlich Pharao Necho, und unterwarf sich Gaza; als der Perserkönig Cambyses gegen Aegypten zog, bewahrte die Stadt dessen Schätze; Alexander der Große eroberte sie nach hartem Kampfe, nachdem der weltberühmte Held selbst mehrfach davor verwundet worden; in den syrischen Kriegen wurde sie ein Waffenplatz; der jüdische König Alexander Jannäus belagerte sie ein ganzes Jahr und zerstörte sie dann, aber der römische Feldherr Gabinius bauete sie wieder auf, und sie blieb seitdem immer bedeutsam und wird auch zur Zeit, da Hilarion als Kind sie vor Augen hatte und von ihrer Geschichte hörte, als eine große Stadt und starke Festung geschildert. Auf historisch denkwürdigem Boden zu spielen, ist schon eine Bildungsschule für das Kind; die Ahnungen der Bedeutung von Kampf und Sieg, der Wirkungen von Krieg und Frieden, des Werthes menschlicher Thaten, ihres Ruhmes oder ihrer

Achtung gehen ihm auf, wecken Sehnsucht und Streben und geben dem erwachenden Geiste die ethische Richtung.

Hilarions Eltern waren vermögende Heiden, die an der Erziehung des Kindes nichts zu sparen brauchten und auch nichts sparen wollten. Von Alexandrien waren sie zwar manche Tagereise entfernt; allein zu Alexandrien war die Schule der Wissenschaft, alle Klugheit und aller Glanz der Weltbildung. Sie schickten also ihren Hilarion nach dieser berühmten Weltstadt, wo sie ihn einem Philologen anvertrauten, der ihn in allen schönen Wissenschaften unterrichten und heranbilden sollte. Nun war aber im Anfange des vierten Jahrhunderts, als Hilarion nach Alexandrien kam, gerade in dieser Stadt die erste wissenschaftliche Schule der Lehre des Christenthums in voller Blüthe. Meister heiliger Wissenschaft hatten ihr ein glänzendes Gepräge gegeben. Und die christlichen Lehrer gaben den heidnischen in der Kenntniß der griechischen und römischen Wissenschaft und Bildung nichts nach, ja sie waren nicht selten darin überlegen, und sie hatten ohnehin eine höhere Auffassung und Würdigung des Heidenthums unter dem Gesichtspunkte der göttlichen Fürsehung. Solches Ansehen hatten sie erworben, daß ein Heide, der auf ihre Auffassungen nicht einging, wenigstens um einen Versuch der Widerlegung zu machen, nicht mehr als auf der Höhe der Zeit stehend betrachtet wurde.

Wenn nun auch die Schule, in welche Hilarion geschickt wurde, eine heidnische war, was jedoch zweifelhaft bleibt, so konnte ihm doch das Christenthum zu Alexandrien in keinem Falle nach seinem Lehrinhalte fremd bleiben. Zunächst gab er nun sehr bald Beweise von seinem ungewöhnlichen Talente und Charakter. Seine formelle Entwickelung ging sehr rasch; große Beredtsamkeit war ihm

in kurzer Zeit trotz seiner Jugendlichkeit eigen. Seine edlen und herzgewinnenden Sitten machten ihn bei allen Menschen beliebt und Allen werth. An den wahnwitzigen Spielen des Circus, an dem Blute der Arena und an den alle Leidenschaften aufregenden Darstellungen des Theaters hatte er keine Freude; dagegen stand sein ganzer Sinn auf die Christenversammlungen. Bald war er gläubig, und es interessirte ihn nichts mehr so sehr wie das Ideal und Heldenthum des christlichen Lebens. Dazu mochte noch die letzte Christenverfolgung beitragen, deren Schrecken und Erhebung er zu Alexandrien theilweise mit erlebte; denn in den ersten Jahren des vierten Jahrhunderts langte er dort an und verweilte daselbst mehrere Jahre. Indem er nun horchte auf die Großthaten des christlichen Heldensinnes, vernahm er auch den Ruhm einer in der Welt ganz fremdartigen Größe: er hörte geheimnißvoll reden von dem wunderbaren Manne, der mitten in der Verfolgung zu Alexandrien einmal erschienen und zum Martyrium die Herzen entflammt und gestärkt habe und dann wieder verschwunden sei, an den kein Richter Hand anzulegen gewagt, — er hörte den gefeierten Namen des Vaters der Söhne der Wüste, des Antonius, der bei allen Völkerstämmen Aegyptens verehrt werde. Gleich entbrannte Hilarion von Sehnsucht, diesen herrlichen Mann zu sehen. Und wie er denn überhaupt, zumal seit er Christ geworden, entschlossenen Geistes war und einen praktischen Sinn hatte, so war er auch in diesem Falle, nachdem er jedes Hinderniß leicht beseitigt, schnell mit allen Vorkehrungen fertig, und so trat er die weite Reise nach der fernen Bergwüste Oberägyptens an, um Antonius zu besuchen.

Hilarion war eben mit seinen Studien zu Alexandrien fertig geworden, und im fünfzehnten Jahre seines Alters.

Er hatte das classische Alterthum kennen gelernt; die Großen der Erde waren vor seinen sinnenden Augen vorübergezogen; die literarische Arbeit der Hellenen und Römer mit ihren Resultaten übersah er; das Aufleuchten der vollen Wahrheit in Christo Jesu hatte ihm die neue Weltanschauung gegeben, welche eine neue Cultur schaffen sollte. Er stand in der ersten Jünglingsblüthe, die Brust voll Kraft und edlen Sehnens, im Begriffe, den Lebensberuf zu wählen: da wanderte er durch die Wüste und kam zu Antonius. Dies geschah im Jahre 306.

„Den Antonius erblickend, erschaute er seine eigene Idee.“[1]) Wenn ein sinniger Maler dem Menschen, dessen Bild er entwerfen soll, tief in die Augen geschaut und alles Edle in ihm ahnend erfaßt und verklärt zur Darstellung gebracht hat, dann erschrickt der Mensch fast vor seinem eigenen Bilde und er empfindet die sittliche Schönheit, deren er fähig ist; aber mächtiger und erschütternder wirkt der Anblick eines andern Menschen, in welchem wir das in uns keim- oder knospenartig vorhandene Gute und Schöne als Geist und Leben vollends in Blüthen und Früchten prangen sehen. So erging es Hilarion, als er den Antonius sah. Es war ihm plötzlich Alles klar, was er ersehnte und was er wollte; die prächtigen Kleider des reichen Jünglings warf er von sich, kleidete sich rauh und ärmlich wie Antonius und bezog vorläufig eine Zelle in seiner Nähe. Er war nicht einem talentvollen jungen Maler zu vergleichen, der zunächst ein Meisterwerk copirt, um sich daran zu üben; denn jeder Zug an Antonius war auch seiner Seele eigen, war ihm ursprünglich, und er durfte nur, sein Vorbild betrachtend, dessen inne werden und das

---

[1]) Möhler, Ges. Schriften. II, S. 184.

Schlummernde wecken. Auch Antonius erkannte alsbald, was der Jüngling erst ahnte, mit seinem Seherblick die tiefwurzelnde Geistesverwandtschaft und war ihm so recht von Herzen hold. Ungefähr zwei Monate lang wohnte Hilarion in seiner Nähe, ihn auf's sorgfältigste beobachtend, seine ganze Lebensordnung und in Allem den Ernst seiner Sitten studirend. Da merkte er sich, wie oft Antonius betete, mit welcher demüthigen Dienstfertigkeit er die Brüder aufnahm, wie strenge er in ihrer Zurechtweisung, wie munter zur Ermahnung er war, und wie keine körperliche Schwäche jemals ihn bestimmte, reichlichere oder mildere Speise, als er gewohnt war, zu nehmen. Und wenn Hilarion das Alles nachzuahmen begann, so fand er, daß es ganz seinem Innern entsprach, daß sein geheimstes Leben und innerstes Dasein gerade diesen Ausdruck verlangte. Nur erkannte er, daß ihm die Uebung fehle, daß er noch nicht Meister, sondern Lehrling sei. Und da war nun ein Widerspruch zwischen der Wirklichkeit, in der Antonius eben waltete, und seinem augenblicklichen Bedürfen. Jener Vater der Wüste war von Kindern mancherlei Art umgeben. Seine nächsten Jünger waren wohl Mönche wie er; aber aus den Städten kamen sie täglich karavanenweise, die Unglücklichen, die Betrübten, die Kranken, Hilfe begehrend von ihm. Da gewann die Wüste, wenn sie ihn umlagerten, ein städtisches Aussehen, man hörte städtische Reden, sah die Sitten der Städte. Dies störte Hilarion. Er bedachte, daß Antonius in solcher Umgebung auch nicht seine Lehrjahre bestanden, und beschloß, ganz mit Zustimmung seines Meisters, den er als einen tapfern Helden bereits des Sieges Lohn empfangen sah, während er den eigenen Kriegsdienst noch nicht begonnen, gleichfalls die einsame Wüste aufzusuchen.

Da gedachte er seiner Heimath, wo es Einöden gab, die auch nicht einmal ein Einsiedler bewohnte. Dahin wollte er gehen. Einige Mönche aus den Schaaren des Antonius schlossen sich ihm an, und gewiß hat Antonius sie nicht ohne weisen Rath und treuen Segen entlassen. Und wie mußte das Herz des Hilarion dankerfüllt sein, da er aus Aegypten zog, das ihm alle Schätze von bleibendem Werthe gezeigt und gegeben und ihn wahrhaft gebildet hatte! — Als er in seiner Heimath anlangte, sah er sich in der Lage, sich Ansehen und Geltung in der Welt zu verschaffen; denn seine Eltern waren beide gestorben und das Vermögen ihm erhalten worden. Zu seinen geistigen Talenten kamen also die materiellen Mittel. Indessen, das verursachte ihm nicht einmal mehr Kampf; sein Weg und sein Ziel waren von ihm so klar und unabänderlich ins Auge gefaßt, daß er in dem Erbtheil nur ein kleines Geschäft, welches ihm einen Augenblick Aufenthalt machte, zu erledigen hatte. Diese Erledigung ging aber schnell vor sich, indem er sofort Besitz ergriff und zugleich die Vertheilung vornahm. Einen Theil seines Vermögens gab er noch seinen Brüdern, — denn die rechte Gottesliebe tödtet die Verwandtenliebe nicht, — einen andern Theil den Armen und für sich behielt er davon — gar nichts. Da er in ganz besonderem Sinne Christi Jünger werden wollte, nämlich nach dem Rathe der Vollkommenheit, so glaubte er ganz richtig, daß die Worte des Herrn: „Wer nicht Allem, was er hat, entsagt, der kann mein Jünger nicht sein," auch auf ihn ganz besonders anzuwenden seien. Er war, als er diese heldenmüthige Gesinnung in der unbedingten Weltverachtung thatsächlich und unwiderleglich beurkundete, im ersten Jünglingsalter nach der frühen Reife der Morgenländer, denn er zählte eben fünfzehn Jahre.

So nun, entblößt von allen Schutzmitteln der Welt, aber angethan mit der Waffenrüstung Christi, schritt der junge Held der Wüste zu. Wenn man von der Hafenstadt Gaza's Majuma oder Majonia[1]), wie der heil. Hieronymus diese nennt, dem Meeresufer entlang die Straße nach Aegypten einschlug, so hatte man, sobald man den siebenten Meilenstein (1²/₅ Meile von Majuma) erreichte, zur Linken eine Wüste, welche damals als blutbefleckt verrufen war, indem grausame, wilde Raubmörder ihre Schlupfwinkel und Räuberhöhlen darin hatten. Dahin richtete Hilarion sein Auge, dahin lenkte er seine Schritte. Seine Verwandten und Freunde wollten ihn bittend und warnend vor der drohenden Gefahr zurückhalten; aber er verachtete den (leiblichen) Tod, damit er dem (geistigen) Tode entgehe. Alle verwunderten sich über seinen Muth, die Zartheit seines Alters und seines Wuchses betrachtend; denn er war von feinem Körperbau, sehr schlank und von fast mädchenhafter Weichheit, so daß man glaubte, er könne auch nicht die geringste Beschwerde im Freien ertragen, weder von Hitze noch von Kälte. Auch sein Angesicht machte diesen Eindruck des Zarten und Weichen; über seine Wangen floß ein milder Duft. Freilich, wenn man ihm in die Augen sah, war es anders; denn diese strahlten wieder von der mächtigen, in jedem Kampfe siegreichen Glaubensflamme, die in seiner Brust loderte und an der sein Muth sich immer neu entzündete.

Beim Abschiede von der ägyptischen Wüste hatte ihm Antonius eine Tunica aus Fellen geschenkt. Dazu nahm er noch ein härenes Unterkleid und einen groben Kriegsmantel: und seine ganze Ausrüstung war fertig. Ein

---

[1]) Kaiser Constantin befahl sie Constantia zu nennen.

kaiserlicher Höfling mit vereinigter abend- und morgenländischer Kleiderpracht von den feinsten Stoffen in bunter Mannigfaltigkeit konnte nicht so zufrieden auf seine Garderobe blicken, wie Hilarion auf die seinige. Für alle Fälle, für gute und schlechte Jahreszeit immer gleich gerüstet, machte er sich auf, zog die Straße hin von Majuma, wie wenn er nach Aegypten ginge, und nachdem er einige Stunden so fröhlich gewandert, verschwand er links von der Straße in der Wüste.

---

## II.

## Der Kampf in der Wüste.

Die weite und von Schrecknissen erfüllte Wüste, vom Meere und von Sümpfen begrenzt, war nun seine Heimath. Da die ganze öde Gegend wegen der Räuberbanden verrufen war, so glaubte er doch anfangs auf der Hut sein zu müssen. Zwar konnten die Räuber ihm nichts nehmen, da er nichts hatte; aber sie konnten ihn selbst fangen und in die Sklaverei verkaufen. Er wechselte daher verschiedene Male seinen Aufenthalt. Mit Abbrechen und Aufbauen seiner Hofburg oder seines Palastes hatte er nicht viel Sorge, wenn er in seinem weiten Reiche den Wohnort änderte; denn er lebte die ersten vier Jahre, von seinem sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahre, in einem niedrigen Hüttchen, nach Art derer, wie sie Hirten und Hüter auf Höhen und auf dem Felde haben, um sich vorübergehend vor den Sonnenstrahlen oder vor dem Regen zu schützen. Dies Hüttchen hatte er sich geflochten aus Riedgras und binsenartigen

Ruthen; das Dach, welches an zwei Seiten bis an die Erde reichte, bedeckte er noch mit Rasen.

Die Wüste Hilarions ist keine andere als die Wüste der Kinder Israels; sie ist bei weitem nicht so öde und gefahrvoll, wenn wir von jenen Räuberbanden absehen, wie die Einöde des Paulus und des Antonius. Wenn man sich nicht zu weit von der Straße nach Aegypten entfernt, ist es immer leicht, am Tage der Noth und Gefahr eine Station zu erreichen, die an süßen Wassern und fruchtbaren Pflanzungen reich ist. Doch blieb Hilarion beharrlich in der Wüste. Seine Hütte bauete er stets in der Nähe einer Quelle und einiger Bäume. Die einzige Nahrung, welche er sich gönnte, waren Feigen. Er fastete nämlich alle Tage bis nach Sonnenuntergang: dann aß er fünfzehn trockene Feigen, davon lebte er; doch schien er auch bei seinem zarten Körperbau der starken Speisen nicht zu bedürfen. Die Feigen reichten hin, daß der feine Jüngling die Frühlingslust des Lebens der Natur empfand und Regungen gewahrte, die ihm zur Versuchung wurden und deren er sich schämte, obgleich er allein war. Es war der von der Erbsünde zurückgebliebene Zunder zu neuer Sünde, bei dessen Erglühen ihm Kampfesgelegenheit kam, worin er seinen sittlichen Heldensinn bewähren konnte. Hilarion beobachtete sich, genau nach dem Quell jener Regungen zu unreiner Lust forschend. Diesen fand er in seinem Leibe als das Gesetz in seinen Gliedern, welches dem Gesetze des Geistes widerstrebte. Da wurde er unwillig über seinen Leib, den ersten Feind in der Wüste, der ihm ernsten Kampf erregte, und er fing an, die Brust mit Fäusten heftig zu schlagen, als wenn er die ihn erhitzenden, aus jenem Zunder aufsprühenden bösen Bilder und Gedanken durch Faustschläge aus sich hätte hinaustreiben können, indem er

eifrig rief: „Ei, du Eselchen," — so nannte er nämlich seinen Leib, — „ich will schon machen, daß du nicht ausschlägst; ich werde dich nicht mit Gerste nähren, sondern mit Spreu; mit Hunger und Durst werde ich dich zahm machen, dir schwere Lasten auflegen, durch heißen Sonnenstrahl dich ermüden und durch Frost auszehren, damit du nur auf Erquickung durch Speise denkst und für böse Lust kein Raum mehr bleibt!"

So kleidete sich sein hoher Ernst in harmlosen Humor der Sprache, um in der That desto nachdrücklicher zu sein. Der junge Einsiedler verschärfte nach jener Erfahrung sein Fasten. Er nahm von nun an drei bis vier Tage gar keine Speise zu sich, bis seine Lebenskraft ihn nicht mehr aufrecht erhielt; dann stärkte er sich durch Kräutersaft und einige Feigen. Die Zeit seiner Beschäftigung theilte er in Gebet, Psalmengesang und Arbeit. Seine Arbeit bestand darin, daß er in der Nähe seiner Hütte den Boden mit einer Hacke auflockerte und bebaute; dadurch wurde der Hunger, den sein strenges Fasten ihn beständig fühlen ließ, freilich noch empfindlicher. Natürlich schwand alle Blüthe von seinem Körper; er wurde so schlank, daß man bei seinem Anblick hätte denken können, das Gefüge seines Leibes fahre bei einem leichten Windstoß auseinander. So war also keine Sorge mehr, daß sein Geist von dem Leben des Fleisches überwuchert werde. Aber nun wurde sein Kampf gegen die Versuchung geisterhafter Art. Sein durch Hunger entkräfteter Leib wurde fieberhaft, und so gestaltete die glühende Phantasie alle seine Gedanken an die bösen Geister, die ihn etwa auf ihrem Umgehen sich zum Ziel ihrer Angriffe ausersehen könnten, concret und sinnlich. Da glaubte er in einer Nacht ein Winseln wie von Kindern zu hören, ein Blöcken von Heerden, ein Gebrüll wie von

Ochsen, ein Klagen wie von Frauen, ein Brüllen von Löwen, ein Geräusch wie von einem Heere, und dann ein Getöse mannigfacher Art, so daß er voll Schrecken fliehen wollte. Da gedachte er, es sei ein Spiel, das böse Geister mit ihm trieben, und indem er sich auf die Kniee niederwarf, machte er das Kreuzzeichen auf die Stirne, und mit diesem Helm gedeckt und in dem Panzer des Glaubens, kämpfte er, auf den Knieen liegend, gegen seine Feinde, die er zu sehen wünschte, da er sie hörte. Mit ängstlichen Blicken sah er nach allen Seiten hin sich um und um. Da ging plötzlich der Mond auf und schwamm glänzend als volle Kugel in dem tiefblauen Aether, so daß die Sterne vor seinem Scheine beinahe erblaßten. Und siehe! da schaut er einen Wagen, der, von schnaubenden Rossen in rasendem Laufe gezogen, eben über ihn daher rollen will: „Jesus!" rief Hilarion in Todesangst, und in demselben Augenblicke zerriß der Boden dicht vor ihm und verschlang Rosse und Wagen. Hilarion aber sang: „Roß und Reiter warf Er ins Meer; diese sind stolz auf ihre Wagen, jene auf ihre Pferde: wir aber werden verherrlicht im Namen unseres Gottes." Aehnliche beunruhigende und quälende Gesichte wiederholten sich ihm häufig. Indem er sie als Proben seiner Treue gegen seinen Vorsatz und seines Gottvertrauens auffaßte, wurden sie ihm Anlaß zur ethischen Vervollkommnung, zur Erreichung sittlicher Größe. Wenn er im leisen Schlummer ruhte, schmeichelten Bilder sinnlicher Schönheit seinen Sinnen; aber auch im Traume übte sein Wille Entsagung. Wenn ihn der Hunger peinigte, stellte seine morgenländische Phantasie die köstlichsten Speisen so lebhaft vor ihn hin, daß er mit allen seinen Sinnen wie bei einer Festmahlzeit zugegen war; doch, er streckte keine Hand darnach aus. Im Traume, in fieberhafter Erregung, im Ge-

fühle der Jugend, in körperlicher Entkräftung: unter jedem Einflusse körperlicher Zustände beherrschte mit heiliger Sicherheit im Gottvertrauen Hilarion nach dem christlichen Ideale ethischer Vollendung Alles, was in ihm war. Die Thiere der Wüste mehrten ihm den Seelenkampf. Wenn er betete, sprang ein heulender Wolf oder ein belferndes Füchslein an ihm vorüber; sang er Psalmen, so war es ihm oft, als hätte er einen Gladiatorenkampf vor sich und als fiele ein gemordeter Gladiator zu seinen Füßen, den er begraben sollte. Indem er dies Alles für Hallucinationen hielt, blieb er beharrlich im Gebet und Gesang. Einmal beugte er knieend beim Gebete seinen Kopf bis auf die Erde; bei seiner Schwäche hatte dies die Wirkung, daß er allmählich die Geistes-Sammlung verlor; die Circulation des Blutes wurde unregelmäßig, sein Rückenmark wurde krankhaft afficirt, so daß er einen schweren Druck fühlte, und die Seiten von stechenden Schmerzen ihm zerrissen wurden, bis er ermattet eine Zeit lang hinsank. Dieser Vorgang gestaltete sich aber vor seinem Geiste also. Zur Strafe für die Zerstreuung im Gebete sprang ein Gladiator wie ein Reiter auf seinen Rücken, gab seinen Seiten die Sporen, schlug seinen Nacken mit der Reitpeitsche, indem er schrie: „Pfui, Hilarion, warum schläfst du?“ Und als dieser dann ohnmächtig wurde, fragte jener mit lautem Hohngelächter, ob er Hafer haben wolle? Durch solche Personificirung der körperlichen Leiden und der damit zusammenhängenden Versuchungen wurde sein Kampf natürlich heißer und erschöpfender; aber er siegte geistig, und sein Wille wurde immer heiliger.

Im dritten Jahre lebte er nun schon in der Wüste, achtzehn Jahre zählend, ohne daß er mit den Räuberbanden irgendwie zusammengekommen wäre. Es gingen aber bald

geheimnißvolle Reden von dem Sohne der Wüste wie von einem Wunderkinde umher, und die Räuber erhielten Kunde davon. Da ergrimmten sie, daß ein schwacher Jüngling es wage, wie zum Trotze ihr Reich zu bewohnen, und sie machten Jagd auf ihn. Eben begann es Abend zu werden, als sie ans Werk gingen, die Wüste zu durchsuchen von Nordwest nach Südost, die ganze Breite vom Meere bis zu den Sümpfen. Fruchtlos durchliefen sie die Einöde die ganze Nacht hindurch bis zum Sonnenaufgange. Als es nun heller Tag geworden und die Sonne schon am Himmel glänzte, entdeckten sie ihn endlich. Bei seinem Anblicke wurden sie ihm fast freundlich gesinnt. Sie grüßten ihn, stellten sich wie redliche Leute, und warfen während der Unterhaltung so wie im Scherze die Worte hin: „Was würdest Du wohl machen, wenn Räuber zu Dir kämen?" — „Ei," antwortete er, „wer nichts hat, fürchtet Räuber nicht." — Darauf jene: „Aber Du hast doch das Leben zu verlieren!" — „Das freilich," sagte er, „und deshalb fürchte ich mich nicht, weil ich zu sterben immer bereit bin." Da verwunderten sich die Räuber über seinen festen Sinn und über seinen Glauben; sie erzählten ihm ihre nächtlichen Irrfahrten, erkannten den Fingerzeig Gottes und versprachen, sich zu bessern.

So war der erste harte Kampf gegen den „ausschlagenden Esel", nämlich gegen seinen Leib, gegen die Versuchungen mancher Art und auch gegen die Räuber siegreich bestanden, und siegesgewiß konnte er nun die weiteren Höhen des Lebens ersteigen.

---

# III.

## Bessere Einrichtung in der Wüste.

Nachdem die Besorgniß vor den Räubern gänzlich verschwunden war, brauchte Hilarion auch den Aufenthalt nicht mehr zu ändern, und hatte er sich einen bleibenden Ort gewählt, so konnte er sich besser einrichten und gleichsam häuslich niederlassen.

Als er in das zwanzigste Lebensjahr trat, faßte er den Entschluß zu einer solchen bessern Niederlassung. Das Nomadenleben oder, wenn man will, das Reisen hörte auf, da er die Meisterschaft in seiner Berufsarbeit errungen hatte. So bauete er sich denn eine feste aber kleine Zelle an einem Plätzchen, wo er Bäume und Wasser hatte, und Boden, der sich graben und bearbeiten ließ. Zum Baumaterial muß er hauptsächlich Steine genommen haben, da der heil. Hieronymus sie lange nach dem Tode ihres heil. Erbauers noch fortbestehen sah. Sie hatte aber nur vier Fuß in der Breite und fünf Fuß in der Höhe, so daß er aufrecht darin nicht stehen konnte, da er von Wuchs größer war. Doch war sie länger als fünf Fuß, so daß er gerade ausgestreckt darin liegen konnte. Es scheint, daß er den Gedanken dabei gehabt, der Raum, den der Leib nach dem Tode als Grab einnehme, könne auch dem lebenden zur eigentlichen Wohnstätte schon genügen. Auf dem nackten Boden bereitete er sich aus trockenen Binsen sein Ruhebett, und diese Art des Bettes hat er sein ganzes Leben lang beibehalten. Seine härene Tunica trug er, bis sie gänzlich zerrissen die Form des Kleides verlor, ehe er sich eine neue anschaffte. Seinen Mantel, oder vielmehr die

Decke, in die er sich hüllte, wusch er niemals, indem er der Ansicht war, in einem Cilicium müsse man nicht Sauberkeit suchen.[1]) Seine Haare beschnitt er jährlich einmal und zwar am Ostertage. Zu seinem Gottesdienste nahm er nun auch das Recitiren der heil. Schrift. Wie in den Gemeinden Pericopen, Abschnitte der Evangelien, der Propheten und der Briefe der Apostel vorgelesen wurden, so sagte er nun täglich nach Gebet und Psalmengesang, sich vor das Angesicht Gottes und vor den ganzen Himmel hinstellend, wie wenn er der Lector oder Vorleser in dieser hochheiligen Versammlung wäre, laut Abschnitte der heiligen Schrift, die er auswendig wußte, her, und ließ so die Wüste widerhallen von dem Klange der Geheimnisse, in welche zu schauen die Engel gelüstet.

In der Nahrung wechselte er in der Regel alle drei Jahre. Von seinem einundzwanzigsten bis zu seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre aß er täglich eine halbe römische Metze Linsen in kaltem Wasser aufgeweicht. Von da ab bis zum siebenundzwanzigsten Jahre aß er trockenes Brod mit Salz, wozu er Wasser trank. Darnach nährte er sich drei Jahre bis ins vierte von wilden Kräutern und rohen Wurzeln. Vom einunddreißigsten bis zum fünfunddreißigsten Jahre nahm er als Speise etwa 12 Loth Gerstenbrod und etwas wenig gekochtes, aber ohne Oel oder Fett zubereitetes Gemüse. Er hatte nämlich eingesehen, daß er durch seine frühere Art, dem Leibe alles Nahrhafte zu versagen, diesen vor der Zeit zerstöre, was Gott nicht wohlgefällig sein konnte. Es war ihm eben in seinem jugendlichen Mannesalter nicht entgangen, wie sehr er seinen Leib schon geschwächt hatte. Seine Augen wurden trübe und schwach, und sein Leib, von Flechten heimgesucht, fing an contrakt

[1]) Cilicium war zunächst eine teppichartige Haardecke aus cilicischen Ziegenhaaren, hernach jede rauhe Fellendecke.

zu werden; da nahm er zu Gerstenbrod und Gemüse noch Oel, und er fühlte sich wieder wohler. Bei dieser Kost blieb er bis zu seinem dreiundsechzigsten Lebensjahre. Obst und Hülsenfrüchte, und jedes irgend Schmackhafte vermied er beharrlich. Dabei ist noch zu erinnern, daß er nie vor Sonnenuntergang seine spärliche Mahlzeit nahm, und daß er dies Fasten alle Tage seines Lebens übte, weder an Festtagen, noch bei besonderer Kränklichkeit eine Ausnahme sich gestattend. In seinem dreiundsechzigsten Jahre fühlte er den Körper lebensmüde, so daß er glaubte, dem Tode nahe zu sein. Da dachte er, nun sei es gestattet, zur ersten Strenge zurückzukehren, und so versagte er sich wieder das Brod, indem er wie ein streitlustiger Jüngling im Dienste des Herrn in einem Momente glühenderen Eifer kundgab, wo Andere die Zügel nachzulassen pflegen. Aus Mehl und kleingeschnittenem Gemüse machte er sich eine Art Brühe, und nahm davon etwa an Gewicht zehn Loth täglich. So lebte er noch sechzehn Jahre.

Es mag allerdings wunderbar erscheinen, wie ein Mann bei solcher Nahrung achtzig Jahre alt werden konnte. Das Thatsächliche läßt sich indeß nicht leugnen. Nachdem der heil. Hieronymus von Paulus dem Einsiedler berichtet, daß er, der hundertdreizehn Jahre alt geworden, lange Zeit nur von Datteln gelebt, fügt er hinzu: „Damit dies Niemandem unmöglich scheine, rufe ich Jesum und seine heiligen Engel zu Zeugen an, daß ich in jenem Theile der syrischen Wüste, welcher an das Gebiet der Saracenen grenzt, Mönche gesehen habe, von welchen Einer dreißig Jahre hindurch in seiner Einsiedelei von Gerstenbrod und trübem Wasser gelebt, und ein Anderer in einer alten Cisterne, dergleichen die Syrier in heidnischer Sprache Cuba nennen, sich von fünf trockenen Feigen (täglich) ernährt hat.“ Steht die

Thatsache, daß bei so geringer Nahrung ein hohes Alter erreicht werden konnte, fest, so handelt es sich nur um die Erklärung, welche keineswegs fern liegt.

Der Südländer bedarf bei weitem nicht der vielen Speise wie der Nordländer, und am leichtesten enthält er sich der Fleischspeisen. Sollte ein Kind Palästina's, wie ein Tunguse, ein zweijähriges Rennthier bei Einer Mahlzeit verzehren, oder wie ein Kirgise einen halben Hammel und 20 russische Pfund Butter: es wäre wahrlich um sein Leben geschehen. In den tropischen und subtropischen Ländern bietet eben das Pflanzenreich in saftigen Früchten und mehlreichen Wurzeln vorzugsweise die Nahrung dar, welche auch nur mäßig genommen wird, weil der Verbrennungsproceß im Körper nicht so lebhaft ist.[1]) Auch ist nicht zu übersehen, daß Hilarion die eigentliche Kraft seines Körpers wirklich vor der Zeit gebrochen hat und daß er nur mit Schmerzen und in stets schwankender Gesundheit sein hohes Alter erreicht hat.

---

## IV.

## Des Ruhmes Anfang.

Zweiundzwanzig Jahre lang war es dem Einsiedler Hilarion vergönnt, der gänzlichen Einsamkeit sich zu freuen, obgleich er eigentlich nicht wie Paulus verborgen war. Wenn ein Stern vor den Menschen geheim thun will auf

[1]) Vergl. die schöne Rede: „Die Bedeutung der Thierwelt für den Menschen", von Dr. Ed. Grube. Breslau, Verlag von Ferdinand Hirt, 1863. S. 4 u. 5.

seinen Bahnen, so muß er nicht nur außerhalb des Gesichtskreises unbewaffneter Augen bleiben, sondern auch dort nicht wandeln, wohin das Fernrohr eines sinnigen und wissenseifrigen Forschers am gestirnten Himmel reicht. Will ein Mensch durchaus den Menschen verborgen bleiben, so genügt es auch nicht, daß er die Marktplätze und Land- und Poststraßen meidet, sondern er muß auch den Fernröhren der Liebe und der Neugierde sich zu entziehen wissen. Hilarions Wüste war nicht undurchdringlich, und überdies war seine Einsiedelei nicht weit genug von den Wohnungen der Menschen und selbst von Gaza, um ihn so der Welt zu entziehen, daß diese ihn ins Buch der Vergessenheit geschrieben hätte. Nicht blos jene Räuber kannten ihn, sondern das ganze Land erzählte von ihm, und in allen Städten Palästina's wußte man von dem stillen, sinnigen Bewohner der Wüste, welcher auf Reichthum und Macht der Erde verzichtet hatte, dafür aber um so reicher und mächtiger bei Gott war. Dennoch blieb er, abgesehen vielleicht von den durch ihn selten gestatteten Besuchen seiner Brüder und einiger gottesfürchtiger Männer, zweiundzwanzig Jahre ungestört. Er dachte, das würde nun immer so bleiben, bis Gott ihn riefe, um die Krone der Gerechtigkeit zu empfangen.

Erschrocken erwachte er aber eines Tages, da er bereits siebenunddreißig Jahre alt war, aus seinen heiligen Betrachtungen, indem er, ohne eine Annäherung bemerkt zu haben, plötzlich ein noch jugendliches Weib vor sich niederfallen sah. Er wandte sein Angesicht ab und wollte fliehen. Sie aber rief flehentlich: „Verzeihe meiner Verwegenheit, verzeih' meiner Noth! Warum wendest Du Dein Angesicht ab? Warum willst Du die Flucht ergreifen vor einer Bittenden? Sieh' nicht das Weib in mir, sondern eine Unglückliche. Oder bedenke, daß ein Weib Dir den Heiland ge-

boren hat! Die Gesunden bedürfen nicht des Arztes, sondern die Kranken." Da ging es dem guten Hilarion zu Herzen und er stand still. Zum ersten Male schaute er nach zweiundzwanzig Jahren wieder eine Frau an, und er schaute sie milde an, die ihn daran erinnert, daß unter den Frauen eine Gebenedeite sei, welche ihm den Heiland und den Heiland der ganzen Welt geboren habe. „Was führt Dich denn zu mir?" sprach er gütig, „warum weinst Du so sehr?" Da hörte er nun, sie sei aus Eleutheropolis[1]) und dort seit fünfzehn Jahren verheirathet; aber Gott habe ihr keine künftigen Erben geschenkt, sie habe dem Himmel keine Kinder zu erziehen, das mache auch ihren Mann traurig und unfreundlich, so daß sie keinen rechten Frieden mehr hätten. Und nun habe sie es gewagt, in seine stille Einsamkeit zu bringen, damit ihr durch die Macht seines Gebetes geholfen werde. Als Hilarion dies vernommen, erhob er seine Augen gen Himmel und nach kurzem Gebet entließ er sie mit den Worten: „Habe Vertrauen, Du wirst erhöret werden!" Und als sie fortging, blickte er ihr nach und weinte. Ein Jahr später kam sie fröhlich wieder und zeigte ihm einen Sohn, den ihr Gott geschenkt, und er segnete das Kind. In ganz Palästina wurde diese Thatsache bekannt und allgemein als ein Wunder der Gebetserhörung angesehen.

Dazu kam folgendes Ereigniß. Aristäneta, eine vornehme adelige Frau, die Gemahlin des Helpidius, der späterhin die dem fürstlichen Purpur der Cäsaren an Glanz nahekommende Würde eines Praefectus Praetorio erhielt,

---

[1]) Eleutheropolis wurde in Judäa erst im dritten Jahrhunderte erbaut und unter den christlichen Schriftstellern im vierten Jahrhunderte bekannt als Geburtsort des Epiphanius, Bischofs von Constantia (Salamis) auf Cypern.

hatte mit ihrem Manne und drei Kindern den heil. Antonius in der ägyptischen Wüste besucht. Bei ihrer Rückkehr kamen sie nach Gaza, wo sie durch Erkrankung der Kinder einen unfreiwilligen Aufenthalt nehmen mußten. Aristäneta war sehr angesehen in den vornehmen Kreisen wegen ihres Adels und ihrer feinen Sitte; aber adeliger erschien sie noch unter den Christen als Christin, da sie die Tugenden, welche im Reiche Gottes adeln, in hohem Grade besaß. Als nun ihre drei Kinder durch das halbe Tertianfieber hinschwanden und, fast nur noch Lebensschatten, von den irdischen Aerzten aufgegeben wurden, setzte die klagende und unter Thränen die drei hinsterbenden Kinder pflegende Mutter ihr Vertrauen allein auf den himmlischen Arzt, und sie dachte, wer ihr wohl helfen möchte, ihn zu erbitten. Da erfuhr sie, in der benachbarten Einöde sei ein Einsiedler, ein rechter Diener Gottes. Und sie machte sich auf, den vornehmen Stand nicht beachtend und nur als Mutter sich fühlend, um in Begleitung ihrer Kammerfrauen und Diener den Hilarion aufzusuchen. Kaum ließ sie sich durch Zureden ihres Mannes bewegen, ein Eselchen zu besteigen, um den Weg zu reiten. So kam sie hin. Und als sie den gottgeliebten Mann erblickte, rief sie: „Ich beschwöre Dich bei Jesu, unserm milden Gotte, und bei seinem Kreuz und Blute, daß Du mir meine drei Kinder wiedergebest, auf daß in der Heidenstadt der Name des Herrn, des Welterlösers verherrlicht werde, sein Diener einziehe in Gaza und zusammenstürze der Götze.“ Jener aber weigerte und entschuldigte sich; er verlasse nie seine Zelle und pflege nicht nur keine Stadt, sondern nicht einmal das kleinste Landhaus zu betreten. Doch Aristäneta warf sich vor ihm auf die Erde und rief ein- über das andere Mal: „Hilarion, Diener Christi, gieb mir meine

Kinder zurück! Die Antonius in Aegypten mir bewahrt hat, mögen auch von Dir geschützt werden in Syrien!" Bei diesen Worten fingen alle Anwesenden an zu weinen, und auch er, indem er immer „Nein" sagte, weinte mit. Aber die betrübte Mutter stand nicht auf und ließ nicht ab zu flehen, bis er endlich versprach, nach Sonnenuntergang in die Stadt zu kommen. Und er kam. Und als er die Kinder, von Bett zu Bett wandernd, sah, wie ihre Glieder von der Fieberhitze vertrocknet waren und keine Schönheit mehr an ihnen, rief er den Namen Jesu an. Und siehe, es brach plötzlich bei allen Dreien ein starker Schweiß hervor, sie verlangten Speise, erkannten ihre Mutter wieder, fingen an Gott zu loben und küßten die Hände des Heiligen.

Je vornehmer das Haus war, dem diese Wohlthat widerfahren, desto größer das Aufsehen, welches die unerwartete Heilung der drei Kinder erregte. Auch sie wurde als Gebetswunder betrachtet, oder wie eine Gnadenspende von dem Herrn über Leben und Tod durch seinen bevollmächtigten Diener. So sah man in Hilarion die Kräfte der jenseitigen Welt sich offenbaren. Und wo ein Quell überirdischer Macht hervorsprudelt, da drängen sich die ihre Ohnmacht fühlenden Menschen eilig heran, die Einen, begierig nach der Kunde von höheren Dingen überhaupt, die Anderen, um in den Wundern den Wunderbaren zu finden, dem sie Dasein und Alles verdanken; wieder Andere, um gleich Simon dem Zauberer von den himmlischen Mächten gemeinen irdischen Gewinn zu ziehen.

# V.

## Die Schule des Hilarion.

Bis zu den Zeiten des Hilarion gab es in Palästina und Syrien keinen Einsiedler nach Art der ascetischen Schule der ägyptischen Wüste. Das Beispiel der Prophetenschulen im Alten Bunde war wohl ein Vorbild höheren Strebens gewesen, das der Rechabiten ein Erweis der äußeren Vorzüge eines von Bedürfnissen möglichst unabhängigen Lebens. Diese Beispiele der Abhärtung und Entsagung hatten Achtung geboten, aber es mußte das Ideal christlicher Vollkommenheit sich solcher Gestaltung des Lebens bemächtigen, damit sie schön, liebenswürdig und anziehend werde. Einen Schritt näher zum Ziele thaten die vor den Verfolgungen flüchtigen einsamen Christen am Berge Sinai, welche in ihren Grotten und Zellen wiederholt von den heidnischen Sarazenen aufgesucht und im blutigen Martyrium aufgerieben wurden, aber immer wieder todesmuthige Nachfolger hatten. Indessen vollends kam doch das Ideal des Einsiedlerlebens nach der Anschauung des Zeitalters erst zur Darstellung in Hilarion. Niemand hatte vor ihm in Palästina und Syrien einen Mönch gekannt. In diesen Landen war er der Gründer und Lehrer solchen Lebenswandels und Berufes. Zur Zeit als in Aegypten der ehrwürdige Greis Antonius der Lehrmeister zahlreicher Jünger und Schüler war, wurde Hilarion, der noch jugendliche Held auf dem Ringplatze der Vollkommenheit, der Führer der Einsiedler in seiner Heimath. Zwar hatte er anfangs nicht daran gedacht, selbst eine Schule zu gründen; aber als die wunderbaren Gebetserhörungen, wodurch Gott

ihn als seinen treuen Diener ausgezeichnet, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt erzählt wurden, bildete sich eine solche wie von selbst. Denn von nun an strömten mit den Christen wetteifernd, Juden und Heiden herbei, und boten sich ihm dar als der Hilfe, des Rathes, der Lehre Bedürftige. Da half er, da rieth er, da lehrte er. Seine milde, friedenreiche Gestalt fesselte. Nicht nur wurden Viele gläubig durch sein Wort und wurden Christen, sondern auch die Zahl derer war nicht gering, die das Einsiedlerleben fortan als ihren Beruf betrachteten und bekannten; und diese durften sich ihre Zelle bauen in seiner Nähe und ihn als Lehrer und Führer auf dem Wege der Vollkommenheit wählen. So kamen sie von Syrien und von Aegypten her und ließen sich bei ihm nieder. Und da durch diese Niederlassung doch keine Stadt entstehen sollte, auch durch die Bevölkerung der Wüste die Einsamkeit der Einzelnen nicht gestört werden durfte, so mußte eine gewisse Entfernung der Zellen von einander beobachtet werden. Hierdurch geschah es, daß in nicht gar langer Zeit die Colonie der stillen Friedensmänner sich weithin ausdehnte und ununterbrochen sich fortpflanzte, bis jedes einsame Oertchen seine Zelle sah in Palästina und Syrien, oder in der ganzen syrischen Wüste, wie man, insbesondere seit die römische Provinz Syrien auch Phönicien und Judäa mit dem eigentlichen Syrien verband, die lange von Südwesten nach Nordosten sich hinziehende Einöde zu benennen pflegte.

Der gottbegeisterte Hilarion war nun in dieser Wüste der Fürst des Volkes Gottes, oder auch die sichtbare Geistersonne, von der Alle Licht und Wärme empfingen. Ein engerer Kreis zog sich um ihn, der von ihm erleuchtet wurde und selber das Licht auf weitere Kreise hinleitete

Und das geschah, wie dies beim geistigen Lichte im Unterschiede von dem sinnlichen durch seine Beziehung auf das Unendliche möglich ist, zumal da in jedem von der Schöpfung und Gnade begabten Geiste ein Lichtquell geweckt werden kann, oft ohne Schwächung, so daß Hilarion wohl an der Grenze seiner weiten Wüste denselben Gedanken in voller Klarheit wiederfand, den er begeistert in dem Mittelpunkte derselben ausgesprochen hatte. Wie Makarius der fromme Einsiedler die süße Traube, welche er dem Einsiedler der ihm nächsten Zelle als Geschenk gesandt, am folgenden Tage unversehrt zurückerhielt, weil in der ganzen Runde der Zellen ein Bruder sie dem andern aus Liebe zugeschickt, bis sein Nächster von der andern Seite ihn damit erfreuen wollte, so fand Hilarion jeden himmlischen Gedanken, mit dem er seinen nächsten Jünger erquickt, bei dem letzten in voller Frische wieder, und zwar um so erfreulicher, als keiner der Brüder ihn durch Geben verloren hatte. Denn geistige Güter theilt man nicht durch Mittheilung, wie man sie nicht einbüßt durch volle Hingabe. Verliert doch auch die Sonne nichts von ihrer Gluth, wenn man durch ihren aufgefangenen Strahl ein Feuer anzündet.

Die Jünger des lieben Meisters Hilarion lernten nun zunächst von ihm, wie man heldenmüthig die Welt überwinde, den Versucher zurückweise und furchtlos werde inmitten der Feinde. Die äußere Gestalt ihres Lebens bildeten sie nach seinem Vorgange. Sie kleideten sich nur ärmlicher und gröber als die Leute in der Welt, sonst nicht verschieden; sie aßen in der Regel erst nach Sonnenuntergang, und theilten die Tageszeiten in Stunden des Gebetes, der Lesung und der Arbeit. Eine strenge Regel des Gehorsams gegen Hilarion wurde nicht aufgestellt.

Was sollte sie auch noch bezwecken, da Jeder nur begierig darnach war und dankbar im Voraus erwartete, daß der Meister ordnend in sein Leben eingreife? Kunststückchen aber und Gehorsamspröbchen aus Vergnügen am Beherrschen Anderer wollte Hilarion nicht machen. Besonders schön und fruchtbar waren die Stunden, wenn die Einsiedler wie Brüder um ihren geistigen Vater sich schaarend, sich mit ihm ergingen in traulichen Spaziergängen. Diese benutzte er gern dazu, ihnen die heil. Schrift zu erklären. Er hatte ja die rechte Schule zur Auslegung der Bibel. Die classische Feinheit hellenischer Wissenschaft hatte ihm Alexandrien gegeben, aber auch die Grundzüge biblischer Theologie. Die wissenschaftliche Methode der Schriftauslegung mußte in dem christlichen Unterrichte, welchen er in dieser Stadt empfing, ihm bekannt werden. Von dem Ringen nach tieferer Erkenntniß war er mit ergriffen worden. Dann hatte er durch den heil. Antonius das Reich Gottes in sich gefunden, war damit in die Wüste gezogen, um Alles darin zu beschauen, und so hatte er ein gottvertrauliches Leben geführt, die Seufzer des heil. Geistes in sich erlauschend und seine Gebete für die Kinder Gottes lernend. Dem irdischen Lichte abgewandt und einsam in dem überirdischen wandelnd, mit menschlicher und göttlicher Wissenschaft ausgerüstet und von der Macht der Liebe immer gehoben, erklärte Hilarion seinen Brüdern die heil. Schrift, daß es hell wurde vor ihren geistigen Augen und daß das Herz ihnen brannte. Wenn er den Hergang der Erlösung biblisch auseinandersetzte, mußte es dem Zuhörer so vorkommen, wie wenn er Geschichten aus dem Hause seines Vaters erzählte.

Freilich konnten bei wachsender Zahl die Einsiedler nicht immer alle um ihn sein; aber sie besuchten ihn der

Reihe nach. Und als er nun erkannte, daß durch ganz Palästina hin die heilsame Lebensart sich verbreitete, daß überall Ansiedelungen der Mönche stattfanden, wurde er sehr froh uud lobte Gott. Die Einzelnen, welche zu ihm kamen, belehrte und ermahnte er eifrig, und besonders prägte er ihnen ein, daß die Gestalt dieser Welt vorübergehe, und daß jenes nur das wahre Leben sei, welches man eintausche gegen die Hingabe der Güter des gegenwärtigen Lebens.

Alljährlich aber an festgesetzten Tagen, kurz vor der Weinlese, machte er sich auf, um selbst alle Einsiedler des ganzen Landes in ihren Zellen zu besuchen. In seinen späteren Jahren, als die Zahl derselben sich so sehr vermehrt hatte, verursachte diese Rundreise eine großartige Bewegung; denn er erlaubte, daß die Besuchten zu den ferneren Besuchen sich anschlossen. Ein Jeder nahm dann einen kleinen Speisevorrath, um in der Wüste zur gemeinsamen Stunde ein köstliches Picknick zu halten, ein Mahl, gewürzt durch die himmlischen Reden des geliebten Meisters und durch Blick und Wort so vieler treuer Jünger. Es geschah also zu Zeiten, daß gegen dreitausend Einsiedler mit ihrem geistigen Fürsten und Vater durch die Wüste zogen, einen einsamen Bruder begrüßten, oder ihr friedliches Lager hielten. Und Hilarion vergaß Keinen; der anspruchsloseste, ärmste Bruder hatte für ihn seine Zelle nicht zu weit.

Diese feierlichen Umzüge der Söhne der Wüste richtete der Meister nach einigen Erfahrungen ganz praktisch ein. Bevor er nämlich auszog, setzte er sich hin und machte einen förmlichen wohlberechneten Reiseplan, wobei man ihm aus der Nähe und aus der Ferne durch Notizen und Anerbietungen behilflich war. Er schrieb dann genau den Gang der Reise auf, bestimmte die Besuche und insbeson-

dere die Orte der Einkehr, wo er Gastfreundschaft beanspruchen wollte. Er kehrte aber nur bei Mönchen ein. Doch die der Wüste benachbarten Gutsbesitzer machten sich bald eine Ehre daraus, den Einsiedlern, bei welchen Einkehr stattfinden sollte, von ihren Landgütern mit Freuden alles zur Bewirthung Nothwendige zuzuschicken. Doch gab es auch Einsiedler, welche selbst bedeutende Weinberge angelegt hatten und dadurch im Stande waren, an den Ihrigen umfassende Gastfreundschaft zu üben.

Einst kam Hilarion mit dreitausend Einsiedlern zu dem Einsiedler Sabas, der einen großen und schönen Weinberg hatte, dessen reife Trauben in Fülle den der Labung sehr bedürftigen, auf weitem Wege Ermüdeten, entgegenlachten. Und Sabas eilte frohen Antlitzes ihnen entgegen, sie einladend, Trauben von den Weinstöcken zu essen, so viele ein Jeder wollte, zur Erfrischung, weil es noch nicht Zeit zum Mittagessen war. Da richteten sich alle Blicke auf Hilarion. Es war aber eben Sonntag. Darum sprach der Meister ernst: „Ohne Segen ist, wer eine leibliche Erfrischung nimmt, bevor er der Seele ihre Stärkung gegeben. Lasset uns erst beten, lasset uns Psalmen singen und dem Herrn unsere Huldigung zollen, und so möget ihr dann in den Weinberg eilen!“ Da hielten sie alle Gottesdienst mit Freuden, daß bei den heiligen dreitausendstimmigen Gesängen die Seele aufsprang in Kraft. Und nach dem Gottesdienste stieg Hilarion über die Weinpflanzung hinaus, und hoch oben stehend, segnete er den Weinberg. Darnach winkte er und entsandte seine Schäflein zur Weide. Es war ergötzlich anzusehen, wie die dreitausend harmlosen Gotteskinder der süßen Labung sich erfreuten, wie sie hier verschwanden in dem Reichthum der vielverschlungenen Reben und dort wiederum scherzend hervor sich wanden. Natür-

lich fehlte es auch nicht an Scherzen, als sie später beim Abschiede dem freigebigen, gastfreundlichen Bruder nochmals dankten und von dem Schaden sprachen, den sie ihm angerichtet, was den guten Bruder nur freute. Bei der Gelegenheit schätzten auch einige Sachverständige das Uebriggebliebene und meinten, es würde wohl noch hundert Krüge Wein geben. Aber der Segen des heil. Hilarion wirkte mit auf das Uebrigbleibende: Sabas hielt zwanzig Tage später Weinlese und gewann noch dreihundert Krüge Wein.

Freilich gab es bei der großen Zahl der Mönche auch bereits einige, die an Gewinn und Erwerb wieder Freude hatten und dann nichts weniger als gastfreundlich waren. Ein solcher Fall hatte sie eben vor der wohlthuenden Aufnahme bei Sabas Alle betrübt. Es war da ein Bruder im Besitze eines Weinbergs, von dem es vorher schon bekannt gewesen, daß er geizig sei — Hieronymus, unser Gewährsmann, will den Namen des zu seiner Zeit noch Lebenden aus Rücksicht nicht nennen —; diesen hatten die Brüder durch einen gemeinsamen Besuch mit Hilarion von der häßlichen Gewohnheit des geizigen Sparens zu befreien gedacht. Sie hatten daher ihren guten Meister bei Aufzeichnung der Reiseroute gebeten, dessen Zelle mit aufzuschreiben als Ort der gastlichen Einkehr. Anfangs hatte Hilarion dies abgelehnt mit den Worten: „Was wollt Ihr Euch selbst Unbill und jenem Bruder eine nutzlose Quälerei bereiten?" Seine Rundreisen sollten nämlich nicht inquisitorische Visitationen sein, sondern Heimsuchungen der frommen Tröstung und der geistigen Freude. Aber jener Bruder, dem dies kund geworden, war dann selbst mit dringender Einladung gekommen und unter vielem Zureden der Uebrigen hatte Hilarion angenommen. Nach zehn Tagen waren sie bei ihm angelangt, den unterdessen wieder

Reue über das Anerbieten angewandelt. Und so hatten sie denn den Weinberg mit rohen Wächtern besetzt gefunden, welche die harmlos Ankommenden mit Erdschollen und Steinwurf bedrohten und sogar die Schleuder schwangen. Niemand war in den Weinberg gegangen; sie hatten ihr Nachtlager nur an dem Orte genommen und waren am folgenden Morgen in der Frühe aufgebrochen, ohne daß Einer eine Traube gegessen hätte. Beim Abzuge hatte Hilarion freundlich gelacht, als ob er nicht wüßte, was vorgefallen. Nun, einen Segen hatte der Weinberg auch nicht erhalten. Es kam für jenen geizigen Bruder ebenfalls die Weinlese: er las, kelterte, — und gewann nichts als Essig. Dies hatte Hilarion vorausgesagt.

Ihm waren Mönche, welche in Treulosigkeit gegen ihren Vorsatz nach vergänglichen Gütern welcher Art auch immer begehrten, ein Abscheu. Schon zu ängstliche Oeconomie und Sorgfalt für die Kleider mißfiel ihm sehr. Da lebte z. B. etwa eine Meile von seiner Zelle ein Bruder, welcher mit der größten Aengstlichkeit seinen Garten hütete und eine kleine Summe Geld verborgen hielt: diesen wollte er gar nicht sehen. Es war aber ein sonst guter Mensch, der den Meister der Wüste liebte und sich ihn gern versöhnt hätte. Nur konnte er jene Anhänglichkeit an den irdischen Besitz nicht überwinden, und war also der Einsiedler-Ehre unwerth. So kam er denn umsonst häufig zu den nächsten Brüdern des Hilarion, die sich seines täglichen Umgangs freuten. Eines Tages nun, als dieser nach Sonnenuntergang sich zur Mahlzeit niederließ, setzte ihm der Bruder Hesychius frische grüne Kichererbsen vor. Hilarion empfand einen so üblen Geruch von der Speise, daß er die Empfindung nicht verbergen konnte und fragte, woher die Erbsen seien. Und als Hesychius antwortete,

ein Bruder habe sie den Brüdern gebracht als die Erstlinge seines Erbsenfeldes, erwiderte er: „Merkst Du denn nicht den widerwärtigen Geruch des Geizes in den Erbsen? Geh, wirf sie den Ochsen und dem unvernünftigen Vieh vor, und sieh zu, ob sie davon fressen!“ Der Bruder that es; er warf die Erbsen den Ochsen in die Krippe. Aber diese entsetzten sich, brüllten, zerrissen die Ketten und flohen nach verschiedenen Seiten hin.

Es ist eine wunderbare Gabe, den üblen Geruch der Sünde zu empfinden. Dieser Sinn wird bei den Führern auf geistlichem Gebiete geschärft mit der Steigerung der demüthigen Gesinnung, und stumpft sich ab nach dem Grade des Hochmuths. Wenn aber das zarte sittliche Empfinden in dem Führer schwindet, dann hält er Schmeichelei für Verehrung, Erniedrigung für Gehorsam, und kehrt er alle Ordnung um; dann bringt er Adel und Tugend in Verruf und schmückt mit Ehren die Gemeinheit und die Sünde. So war es nicht bei Hilarion.

---

## VI.

## Der berühmte Mönch.

Es war Hilarion bald ein so berühmter Mönch und Fürst der Einsiedler in Asien geworden, daß der bereits weltberühmte Antonius die Besuche aus Syrien, wenn sie mehr als Zeugniß der Verehrung sein sollten und Rath und Hilfe von ihm verlangten, geradezu an ihn verwies, indem er zu sagen pflegte: „Warum habt ihr Euch mit so weiter Reise quälen wollen, da Ihr in Eurer Heimath

meinen Sohn Hilarion habt?“ Auch schrieb er ihm gern und immer hatte er Freude, wenn er Briefe von ihm erhielt.

Aristäneta besuchte ihn in späteren Jahren wieder, als ihr Mann bereits Präfekt geworden war. Die römischen Großen in den Provinzen, die Gewalthaber in Militär- und Civilämtern, welche die Länder im Namen des Kaisers beherrschten, kamen zu ihm und waren glücklich, wenn sie gesegnetes Brod oder Oel von ihm erhielten Die vornehmen christlichen Frauen waren unermüdlich in Zeichen der Verehrung und in Bitten, was ihm häufig eine unliebe Beunruhigung war. Das gewöhnliche Volk aus Städten und Dörfern umlagerte ihn stets in Massen. Aber auch der Clerus, Bischöfe, Priester und die Cleriker der übrigen Grade kamen mit den Schaaren von Einsiedlern zu ihm, ihn zu sehen, ihn zu hören, durch ihn getröstet und gestärkt zu werden. Dazu gesellten sich nun haufenweise die Kranken, Gebrechlichen und von bösen Geistern Geplagten, getragen, geführt, gefahren, geschleppt, so daß man die Wüste bewegt und bevölkert sah von Menschen aller Art wie einen ungeheuren Markt des Völkerverkehrs in der größten Residenzstadt der Welt.

Hilarions sittlich-hehre Gestalt waltete über Palästina und Syrien wie ein überirdischer Schutzgeist. Dachte der Bedrängte, der Leidende, der Unglückliche, wenn er Hilfe suchte, zunächst an Gott, so war seine zweite Zuflucht der Freund Gottes, Hilarion. Wenn eine zerstörende Kraft, die der menschlichen Macht und Klugheit spottete, eine Gegend in Schrecken setzte, blickte man in der Rathlosigkeit auf den Großen in der Wüste, welchem die göttliche Allmacht ihren Arm huldvoll zu leihen schien. Willst du ein Beispiel wissen, so vernimm! Wo ein Schwacher vom Wahnsinn ergriffen wird, da zittern die Starken. Wie

aber, wenn ein Mann von riesiger Stärke jenem unheimlichen Geiste verfällt?

In der Gegend von Jerusalem lebte damals ein Mensch von fabelhaften Körperkräften, Mersitas geheißen, der sich rühmte, fünfzehn Scheffel Getreide lange und weithin auf seinem Nacken zu tragen, und so die Lastthiere, insbesondere die starken morgenländischen Esel, an Tragkraft zu besiegen. Dieser wurde von dämonischer Raserei ergriffen, daß alle Menschen vor ihm flohen. Wenn es vereinten Kräften gelang, den vom Zerstören und Toben Ermüdeten für den Augenblick zu bändigen, ihn durch Handketten und Fußfesseln anzuschmieden und ihn hinter schweren Thüren zu verschließen, so wuchs ihm, wie Samson, nur schneller die Riesenstärke, und alsbald zerriß er wie Fäden die Ketten, zerbrach die Thüren und raste hervor, überall Verheerung und Trauer hinter sich zurücklassend. Groß war bald die Zahl der Unglücklichen, die er verwundete und verstümmelte; dem Einen biß er im Grimme Nase und Ohren ab; Andern zerschlug er Arme und Beine, Einige erwürgte er. Es blieb nichts übrig, als daran zu denken, ihn wie ein reißendes Thier zu erlegen. Aber man sah einen bösen Dämon in ihm und mochte glauben, es sei unmöglich, ihn zu tödten. Da gedachte man in dem allgemeinen Jammer des großen Schutzgeistes der Wüste, vor dem die wilden Räuber wie Lämmer sich geschmiegt, und es wurde der Ruf allgemein: „Zu Hilarion, zu Hilarion!“ So wurde der Rasende denn eines Tages in der Stunde der Ermattung wieder gebändigt, mit Ketten beladen und mit dicken Stricken gebunden, an welchen viele starke Männer, nach verschiedenen Seiten ziehend und dadurch seine Kraft lähmend, ihn, wie wenn sie den wüthendsten Stier zu führen hätten, in die Wüste zur Zelle des Hilarion schleppten. Als sie unter

stetem Kampf und mit großer Noth in die Nähe der Zellengruppe des sanften Vaters kamen und von den Brüdern zuerst bemerkt wurden, entsetzten sich diese. Denn der bloße Anblick des Rasenden, der von colossaler Leibesgröße war, erfüllte mit Schrecken. Sie liefen also, wie selber Schutz suchend, zu ihrem Meister. Hilarion saß eben bei seiner Zelle. Er blieb ruhig sitzen und befahl, den Mersitas ganz herbeizuführen. Man zerrte den Wilden heran, und der Held der Wüste befahl, ihm alle Ketten und Stricke abzunehmen und ganz loszulassen. Man gehorchte, wenn auch mit Zittern. Aber Hilarion sprach zu dem Unglücklichen mit majestätischer Ruhe und Erfolgesgewißheit: „Neige Dein Haupt und komme zu mir!“ Und der Wildgewaltige fing an zu beben, beugte willig seinen Nacken, und indem er sich nahete, wagte er nicht aufzublicken, sondern nieder fiel er, um die Füße des milde vor ihm sitzenden Heiligen zu küssen. Nach sieben Tagen kehrte der gewaltige Jüngling — denn Mersitas war eben in der kräftigsten Blüthe seines Lebens, — vollkommen geheilt in sein Vaterhaus zurück, dankbar gegen Gott und seine Heiligen, trauernd über den Schaden, welchen er angerichtet, und helfend, wo er früher zerstörte.

Alles Volk sah den sanftmüthigen Einsiedler Hilarion nur noch wie ein überirdisches Wesen im Glanze der Wunder. Niemand zweifelte an der Wahrheit der Erzählung von der blinden Frau aus Facidia, einer Vorstadt von Rhinocorura (nach Strabo: Rhinocolura), jenem Stapelplatze für den arabischen Handel an der Küste des Mittelmeeres, den man bald zu Aegypten, bald zu Syrien gehörig erachtete.[1]) Vor zehn Jahren etwa, so erzählt der

[1]) Jetzt: El-Arisch.

heil. Hieronymus, wurde dorther eine blinde Frau zu dem heil. Hilarion geführt. Die Brüder stellten sie ihm vor. Sie sprach: „Ach, ich habe mein ganzes Vermögen an die Aerzte verschwendet, umsonst!" „Hättest Du", erwiderte der fromme Vater, „Dein Vermögen statt den Aerzten den Armen gegeben, so würde der wahre Arzt, Jesus nämlich, Dich geheilt haben." Da flehete die Arme, so möge sie nun doch aus Barmherzigkeit geheilt werden. Und Hilarion gab ihr auf dieselbe Art im Namen Jesu das Augenlicht wieder, wie der Herr selbst den Blindgeborenen sehend gemacht hatte. Wunderbar erschien es auch Allen, wie er einen plötzlich gelähmten heidnischen Wagenlenker aus Gaza von seiner körperlichen wie von seiner geistigen Lähmung geheilt, so daß derselbe vor leiblicher Kraft und Seelenfreude aufhüpfte und Gott dankend frohlockte. Denn nicht blos den Gläubigen, sondern auch den Heiden wandte er seine wohlthätige Hilfe zu, und gewann sie dadurch nicht selten für das Christenthum. Berühmt im ganzen Lande war auch die Geschichte von Orionus, einem vornehmen und sehr reichen Manne in der Stadt Ailah im peträischen Arabien, an der nordwestlichen Spitze des älanitischen Meerbusens, von wo aus König Salomo seine Handelsschiffe nach Ophir segeln ließ. Orionus nämlich wurde derart von dämonischem Wahnsinn und von Tobsucht befallen, daß man ihm Hände, Füße, Nacken und Lenden in Ketten und Eisen schließen mußte. Das Volk glaubte, eine ganze Legion Teufel habe Besitz von ihm genommen. Sein Aeußeres war in grauenhafter Weise entstellt. Also führte oder schleppte man ihn vor Hilarion. Beim Anblicke des Heiligen befiel ihn die Wuth des Wahnsinns, so daß er die Fessel zerriß und sich den Händen der erschrockenen Führer entwand. Hilarion wandelte eben friedlich auf und ab,

den Brüdern die heil. Schrift erklärend. Orionus stürzte sich auf ihn, faßte ihn rücklings und hob ihn hoch in die Luft, wie wenn ein wilder Stier den zarten, von dem ascetischen Leben entkräfteten Leib auf die Hörner genommen und eben in die Höhe schnellen wollte. Die ganze Umgebung that einen lauten Schrei; aber der Heilige sprach wie im Scherze: „Stille doch, laßt mir meinen Meister der Ringkunst!“ Und mit diesen Worten griff er rückwärts nach dem Kopfe des Orionus, faßte ihn bei den langen Haaren, band ihm damit seine eigenen Hände und trat hinein, so daß der Rasende, der nicht wußte, wie ihm geschah, aufschreiend mit ihm zu Boden sank. Die Scene war erschütternd; Alle die gegenwärtig waren, erklärten hernach, sie hätten aus dem Einen Munde des Unglücklichen viele verwirrte Stimmen gehört, wie wenn eine aufgeregte Volksmenge Geschrei erhoben hätte. Aber Hilarion sprach: „Herr Jesu, löse diesen Armen, löse diesen Gefangenen! Du hast die Macht, nicht blos einen, sondern auch viele Starke zu besiegen!“ Und seine Liebe besänftigte und heilte den Elenden, der, erwachend wie aus einem schrecklichen Traume, sich erhob und zu den Seinigen zurückkehrte. Nach langer Zeit kam Orionus mit Frau und Kindern, von Dankbarkeit getrieben, noch einmal zu dem Heiligen, viele Gaben mit sich führend. Da sprach Hilarion: „Hast Du nicht gelesen, was Giezi und Simon widerfahren, von denen der eine Lohn annahm, der andere die Gnade des heil. Geistes zum Gegenstande des Kaufes und Verkaufes machen wollte?“ Aber Orionus fing an zu weinen und sagte: „Nimm es doch, und gieb's den Armen!“ Darauf jener: „Diese Vertheilung kannst Du besser vornehmen als ich, denn Du hast Verkehr in den Städten und kennest die Armen. Warum sollte ich, der ich mein eigenes Vermögen aufgegeben,

nun fremdes annehmen? Viele mißbrauchen den Titel der freiwilligen Armuth, um erst recht reich zu werden. Aber die Barmherzigkeit treibt kein Gewerbe. Das ist der beste Geber, der sich gar nichts vorbehält." Da wurde der dankbare Reiche, der nun rathlos war, wie er seinen Dank äußern sollte, betrübt. Und als Hilarion ihn trauernd an der Erde liegen sah, tröstete er ihn mit milden Worten: „Sei nicht betrübt, mein Sohn," sprach er, und zeigte ihm väterlich, wie es so für beide gut sei. Es klingt fast wunderlich, wenn Hieronymus erzählt, wie ein reicher Christ aus Italien, der Ansiedler in Gaza war und von einem vornehmen Heiden dieser Stadt in den circensischen Spielen, d. h. im Wagen-Wettrennen, regelmäßig besiegt wurde, in der Meinung, dies geschehe durch Zauberei der Götzendiener der Heidenstadt, zu Hilarion kam und sich einen Segen erbat, um jenen Zauber zu brechen. Der ehrwürdige Greis lachte anfangs über dieses Ansinnen; dann aber sprach er ernst: „Verkaufe Deine Pferde und gieb das Geld den Armen; das wird Dir frommen." Jener aber fuhr fort nachzuweisen, daß die Heiden ihre Siege ihren Götzen zuschrieben und so die Sache Christi Schaden nehme. Endlich ließ ihm Hilarion seinen mit Wasser gefüllten irdenen Trinkbecher reichen. Er eilte wie mit einem Schatze davon, besprengte mit dem Wasser den Stall, die Pferde, seine Wagenlenker und die Schranken der Rennbahn. Und nun war er mit seinen Freunden siegesgewiß, während sein Gegner höhnte. Doch wirkte die Sache der Art moralisch, daß der christliche Wagenlenker dem Heiden einen solchen Vorsprung abgewann, daß er von demselben kaum mehr gesehen wurde.

Doch das Licht der Wüste strahlte auch weithin über's Meer. In Europa erzählte man sich mit Staunen all'

die Wunderdinge. Da kam denn eines Tages zu Gaza an, mit großem Pomp und prächtigem Gefolge, ein goldhariger Franke vom Hofe des Kaisers Constantius, ein hoher Beamter (Quästor) und schöner Mann, aber vom bösen Geiste geplagt. Als er nach Hilarion sich erkundigte, gerieth das Volk in Aufregung, in der Besorgniß, es möchte auf Befehl des vielleicht falsch berichteten Kaisers etwas gegen den frommen Vater unternommen werden. Daher gingen ganze Schaaren mit hinaus in die Wüste. Der sanfte Greis wandelte, über einen Psalmenvers sinnend, im weichen Sande eben auf und ab, als der große und glänzende Zug anlangte. Da stand er still, und gegrüßt grüßte er wieder, dann erhob er die Hand und segnete die Schaaren, wie er zu thun pflegte. Eine Stunde erfreuten sich Alle seines Antlitzes und seiner Rede; darnach entließ er die beruhigte Menge und behielt den Franken mit seinem Gefolge bei sich. Nach mancherlei wundersamen Vorgängen nahm dieser, der den Frieden seines Geistes vollkommen wiedergewonnen hatte, Abschied und bot dem Heiligen zehn Pfund Gold an; er aber reichte dem Erstaunten ablehnend ein Stück Gerstenbrod, ihn belehrend, daß, wer von solcher Nahrung lebe, das Gold für Staub erachte. —

Ganze Nomadenzüge der Sarazenen kamen zu dem Vater der Wüste, der so reich an Rath und Hilfe war. Sie kamen mit Weib und Kind heran, verneigten sich tief vor ihm und riefen: „Barach!“ d. h. segne! Dann nahm er sie mit großer Freundlichkeit auf und zeigte sich sehr demüthig vor ihnen, daß sie ihn lieben mußten. Darauf beschwor er sie, daß sie den lebendigen Gott vielmehr statt der Steine anbeten möchten. Und zum Himmel schauend und versprechend, er werde oft zu ihnen kommen, wenn sie dem Worte Christi Glauben schenkten, vergoß er reichliche

Thränen. So gelang es ihm einst wirklich, eine ganze Schaar zu bekehren, als er auf seiner Rundreise zur Zeit der Weinlese zur Stadt Elusa im peträischen Arabien, nahe der Wüste Sur, kam. Sie ließen ihn nicht fort, bis er die erste Hand zur Bezeichnung der Fundamente einer christlichen Kirche mit angelegt hatte.

Man war der festen Ueberzeugung, daß er alle entfesselten Kräfte zu bändigen vermöge. So zogen einst dreißig starke Männer an gewaltigen Stricken ein wüthend gewordenes baktrisches Kameel von enormer Größe zu ihm heran. Als er es zu lösen befahl, gehorchten sie zwar, ergriffen aber Alle, und die Brüder mit ihnen, die Flucht. Doch das Thier schmiegte sich vor dem Sanftmüthigen am Boden und wurde vollkommen ruhig und gezähmt.

So war Hilarion als ein allgewaltiger Gebieter über die geheimsten Kräfte der Natur und des Geisterreichs und als ein milder und lieber Wohlthäter des ganzen Menschengeschlechts weithin, ja wohl durch die ganze Christenheit berühmt.

---

## VII.

## Die Auswanderung.

Nun war Hilarion zwar berühmt, aber um das zu werden, war er doch eigentlich nicht in die Wüste gegangen. Wenn der Rath ertheilt wird, man solle, um die Gesundheit des Landlebens mit der Bequemlichkeit des Lebens in der Stadt zu verbinden, die Städte auf dem Lande bauen, so ist das nur ein heiterer Scherz. Ob Hilarion auf den Markt von Gaza ging, oder ob die wogende Menge dieses

Marktes zu ihm herauskam, blieb sich im Wesen gleich. Der stäte Verkehr mit vielen Menschen und die Einsamkeit schließen einander aus, und Grund und Boden, worauf der Verkehr vor sich geht, ist an sich gleichgiltig.

Es war im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens, als der berühmte Mönch, schauend auf die Menge der Brüder, die ihn umdrängten, auf die Schaaren der Elenden, die unablässig Hilfe bei ihm suchten, so daß die Einöde ringsumher von Menschen jeder Art erfüllt war, von schwermüthigen Gedanken befallen wurde. Die Erinnerung an sein früheres Einsiedlerleben erzeugte in ihm eine unaussprechliche und ungestillte Sehnsucht darnach, und er weinte fortan täglich. Endlich fragten ihn die Brüder, was er doch habe, daß er sich so in Kummer verzehre. „Ach,“ sprach er, „ich bin ja wieder zur Welt zurückgekehrt, und habe nun den Lohn in meinem Leben schon empfangen! Die Bewohner Palästina's und der Nachbarprovinz machen Etwas aus mir, was ich doch nicht bin. Von dem Einsiedler habe ich den leeren Namen; ich bin auch wieder mit einem ganzen Hausrath beladen, unter dem Vorwande der Sorge für die Brüder.“ Seine Trauer wurde den Brüdern so bedenklich, daß sie ernstlich besorgten, er möchte ihnen heimlich entfliehen. Sie beobachteten ihn daher Tag und Nacht. Namentlich ging ihm sein Lieblingsjünger Hesychius, der ihn zu bedienen pflegte und mit seltener Liebe und Verehrung ihm anhing, auf allen Schritten nach.

So brachte er zwei Jahre weinend und trauernd zu, ohne Jemanden Hilfe zu versagen oder unfreundlich zu begegnen. Nach diesen zwei Jahren besuchte ihn Aristäneta wieder; sie kam ohne großes Gefolge, indem sie auf einer Pilgerreise war. Ihr Ziel war, Hilarion und Antonius zu begrüßen, zu verehren, und Rath und Trost von

ihnen zu empfangen. Als Hilarion hörte, sie wolle auch zu Antonius, sprach er unter Thränen: „O, ich wollte selbst mit Dir gehen, wenn ich nicht hier wie im Gefängnisse gehalten würde und wenn uns die Reise nur etwas nützte; denn wisse, es sind heute zwei Tage her, daß die ganze Welt eines so großen Vaters beraubt worden ist. Antonius ist gestorben." Aristäneta glaubte seinem Worte und gab die Weiterreise auf. Wenige Tage darauf kam der Bote aus Aegypten, welcher den Heimgang des heil. Antonius meldete. Dies geschah im Jahre 356.

Es kam das Jahr 357. Da beschloß Hilarion die um ihn zur Stadt gewordene Wüste zu verlassen und seine Entlassung zu erzwingen. Sein strenges Fasten hatte ihm aber die Kräfte geraubt, so daß er kaum noch gehen konnte. Er befahl, daß ihm ein Esel vorgeführt werde, auf dem er reite, und rüstete sich zur Abreise. Aber die Kunde davon verbreitete sich wie ein Lauffeuer; die Brüder verzögerten die Zurüstung, und so sah er sich plötzlich von mehr als zehntausend Menschen jeden Alters und Geschlechts umringt, die herbeigeeilt waren, um ihn an der Abreise zu hindern. Denn die Nachricht: „Hilarion verläßt das Land!" machte ihnen denselben Eindruck, wie wenn für ganz Palästina Stillstand alles Lebens und allgemeine Landestrauer angesagt worden wäre. Er blieb aber unbeweglich und ungerührt bei allen ihren Bitten, schlug mit seinem Stabe in den Sand und sprach: „Mein Herr täuschet mich nicht, ich kann es nicht ruhig ansehen, daß die Kirchen zerstört und die Altäre Christi mit Füßen getreten werden, noch daß meiner Söhne Blut vergossen wird." Da merkten Alle, daß ihm im Geheimen etwas offenbart worden, was er nicht öffentlich sagen wollte. Es war klar, daß zu der Sehnsucht nach der Einsamkeit ein neuer Grund hinzu-

gekommen, warum er Palästina verlassen wollte. Das allgemeine Leid der Kirche, von dem er Kunde erhalten, ging ihm zu Herzen; unter den leidenden Bischöfen, welche der arianische Kaiser Constantius verfolgte, hatte er Jünger, geliebte Söhne. Es war ja eben jene Zeit, in welcher die Christenheit, ihres Hauptes und ihrer Führer beraubt, sich schmerzlich verwunderte, daß sie arianisch geworden, d. h. gezwungen worden zur Leugnung der göttlichen Natur des Welterlösers. Die großen Fürsten der Kirche, Liberius, das Haupt, Athanasius, Hilarius und Hosius, waren ins Elend verwiesen und mit ihnen viele der Getreuen, auch Jünger des heil. Hilarion. Die Bischöfe wurden häufig mißhandelt und verfolgt bis auf's Blut, wie denn Athanasius fast wunderbar nur dem gewaltsamen Tode entging. Daher sagt Hilarion, er könne es nicht länger ertragen, „das Blut seiner Söhne zu sehen", ohne nämlich zu ihnen zu eilen und sie zu trösten. Nichts destoweniger blieben auch die Tausende, welche ihn umlagerten, einig in ihrem Vorsatze, seine Abreise gewaltsam zu verhindern. Sie bewachten ihn also. Da trat er vor die Menge und rief mit erschütterndem Ernste: „Ich werde weder Speise noch Trank mehr zu mir nehmen, bis Ihr mich entlasset!" Noch beharrten sie und ertrugen es Tage lang, daß er dem Hungertode nahe kam. Endlich, nach sieben Tagen, ließen sie ihn los. Nachdem er ihnen Lebewohl gesagt und sie gesegnet hatte, bestieg er seinen Esel, und indem er in Gottes Namen die Reise begann, setzte sich ein unabsehbarer Zug in Bewegung, ein Heereszug friedlicher Art, ein Geleit, das Könige hätten beneiden können. Gewiß ist auf den Weg manche Thräne gefallen, gewiß hat man einander noch einmal alle die Wohlthaten sich erzählt, welche Palästina und Syrien von dem lieben Greise empfangen, und

wohl hat auch er noch manches treue, gute Wort geredet, das die Herzen bewegte. Er hatte die Straße nach Aegypten eingeschlagen. So kamen sie nach Bethelia[1]), wo sie zuerst Rast hielten. Hier erhob sich noch einmal ein Kampf der Liebe zwischen den Schaaren und dem frommen Greise, dem sie wie gute Kinder dem besten Vater sonst zu folgen gewohnt waren. Es gelang ihm endlich, die Gemüther zu beruhigen und Vernunft und Einsicht zur Geltung zu bringen; er überredete die Menge, umzukehren. Auch die Einsiedler mußten hier Abschied nehmen, was nicht ohne Herzeleid herging. Aus ihrer großen Zahl wählte er sich aber vierzig Begleiter aus, und zwar nur solche, die mit Speisevorrath für die nächsten Tagereisen versehen und vor Allem kräftig genug waren, um den ganzen Tag zu wandern und erst nach Sonnenuntergang Mahlzeit zu halten. Noch ein Segen, noch ein Friedenswunsch, und die Vierzig mit ihrem geistigen Herzoge schieden von den Massen, und belebten bald die still werdende Straße mit Psalmengesang. —

---

## VIII.

## Der Besuch in Aegypten.

In den nächsten vier Tagen hatten sie weder ein Abenteuer noch irgend ein auffallendes Erlebniß. Unter Psalmengesang, Gebet, Schrifterklärung, sinnigen, wohl auch

[1]) Nicht zu verwechseln mit Bethulia in Galiläa, wo Judith dem Holofernes das Haupt abschlug. Bethelia, welches „Götterwohnung" bedeutet, hatte ein Pantheon. Durch Hilarion war das Städtchen christlich geworden. Sozom. V, 15.

heiteren Gesprächen zogen sie ihre Straße so hin, das Ufer entlang, bis die Sonne im Westen untertauchte. Dann ruheten sie aus und nahmen ihre bescheidene und einzige Mahlzeit. Am fünften Tage erreichten sie Pelusium, diese östlichste Grenzfeste Aegyptens an der östlichsten der sieben Mündungen des Nil, wo Ptolemäus geboren ward. Pelusium heißt die Sumpfstadt, denn zwischen Sümpfen war sie erbaut; daher war die Gegend ziemlich öde, und theilweise sogar Einöde. In einer solchen Einöde, Lychnos nach einer Lesart genannt, was Leuchte hieße, wohnten Einsiedler. Gern behielte man diesen Namen bei, indem man annähme, daß derselbe von einem Leuchtthurm entnommen sei, der in der Nähe von Pelusium, wie der Pharus bei Alexandrien, gestanden habe; aber es ist wohl die Gegend des Städtchens Lycos an der Nordgrenze der Thebais gemeint. Doch den heil. Hilarion zog es zu dem Orte hin, weil dort die Leuchte der Vollkommenheit, der Stern für den Hafen des Heils, in den das Lebensschifflein des Menschen einlaufen soll, hellen, beruhigenden Schein gab. Er eilte an Pelusium vorüber und machte mit seinen vierzig Getreuen den Mönchen an dem Orte Lycos einen Besuch. Das war eine gegenseitige fröhliche Begrüßung und Erhebung. Aber es sollte der schönen Ueberraschungen nun viele geben. Vor einem halben Jahrhunderte hatte Aegypten einen eben heranblühenden Jüngling als Jünger der Vollkommenheit nach Palästina gesandt; man wußte nun, daß derselbe der Schule des heil. Antonius Ehre gemacht, daß er der geistige Vater von Tausenden geworden; welche Freude, da die Kunde durch's Land flog: „Hilarion besucht uns!“ Ueberall gekannt, wenn auch nie gesehen, wurde er von Allen erwartet mit Sehnsucht wie nach einem Wiedersehen. Drei Tage blieb er bei den Brüdern zu Lycos. Darauf wan-

derte er nilaufwärts bis Thaubasteum[1]), wo Dracontius, der Bischof und Bekenner, im Exil lebte. Ihm hatte der fromme Greis mit seinem seltenen Gefolge einen Besuch zugedacht. In dem sogenannten „Alexandrinischen Gebiete", zwischen dem Delta, dem canobischen Nilarme und dem Mareotis-See, war die hervorragendste Stadt Klein-Hermopolis (jetzt Demenhur), wo nach der Sage Maria und Joseph mit dem göttlichen Kinde auf ihrer Flucht wohnten. Hier war Dracontius, wahrscheinlich ein Jünger des heil. Hilarion, jedenfalls ein ihm Geistesverwandter und Freund, Bischof, als im Anfange des Jahres 356 ein kaiserlicher Feldherr in Aegypten, Syrian, vom Kaiser Constantius den Auftrag erhielt, den Athanasius, den Bischof von Alexandrien, um jeden Preis von seinem Sitze zu verdrängen. Der geheime Befehl muß recht grausam gewesen sein. Denn nach einer Aufforderung an den erhabenen Kirchenfürsten, die Stadt zu verlassen, stürmte der Söldner-Herzog Syrian zur Nachtzeit mit 5000 Mann die Kirche des Theonas, in welcher der heil. Bischof eben Gottesdienst hielt. In einem blutigen Kampfe an heiliger Stätte saß Athanasius lange unerschütterlich auf seinem bischöflichen Throne, bis ihn die Seinigen dem Tumulte entrissen und mit ihm flohen, während in der Kirche noch Opfer fielen. Es waren aber die Bischöfe in Unterägypten fast sämmtlich ihrem großen Führer, dem herrlichen Bischofe Athanasius, zugethan und treu; die Gemeinden ebenfalls. Dem Syrian und seinen Genossen war die nun folgende Nachforschung nach dem entflohenen und verbor-

[1]) In der Ausgabe von Valarsi wird, da die Lesart verdorben ist (in Theubatum), auf Thauba in Arabien hingewiesen. Aber Hilarion bereist Aegypten.

genen Athanasius eine willkommene Gelegenheit zu Entweihungen, Verwüstungen, Plünderungen und Erpressungen. Wer es mit Athanasius hielt, war wie vogelfrei. Die Alexandrinischen Heiden durften noch einmal nach alter Sitte toben gegen den Heiligen Gottes und gegen seine Schaar. Niemand wurde verschont, weder Reiche noch Arme, weder Wittwen, weder Jungfrauen noch Waisen, welche den empörendsten Mißhandlungen ausgesetzt waren. Jungfrauen wurden an brennende Scheiterhaufen geführt, um sie zur Leugnung der Gottheit Christi zu bewegen, dann ins Angesicht geschlagen und schließlich in die Wüste deportirt; Männer schlug man, bevor sie in die Verbannung geschleppt wurden, mit dornigen Stöcken. Dabei waren Heiden und Manichäer im Dienste der kaiserlichen Beamten behilflich. Die getreuen Bischöfe Unterägyptens, mehr als dreißig an der Zahl, erlitten vor und während ihrer Abführung ins Exil die größten Mißhandlungen; und wenn sie verwundet oder krank oder altersschwach verstoßen wurden, folgten der Escorte Todtengräber mit ihrem Geräthe, um sie unterwegs zu begraben. Starb einer, so konnten Verwandte und Freunde durch keine Bitte oder Fürsprache die Gunst, den Leichnam ausgeliefert zu erhalten, bewirken. So wurde denn auch der Bischof Dracontius, nachdem er die Schrecken der Verfolgung gesehen und erlebt, „in die Wüste um das Klysma herum“ geführt,[1]) d. h. an das nördliche Ende des heroopolitischen Meerbusens, wie die westliche Bucht des arabischen Meerbusens genannt wurde. Hieronymus nennt den Ort der Verbannung, wie bereits angeführt wurde, Thaubasteum auf der Ostseite des Nils in

[1]) Athanasius giebt die Nachrichten über Dracontius in seiner Apologie an Kaiser Constantius und in seinem Briefe an die Einsiedler, wo auch die oben berührten Greuelscenen geschildert sind.

Unterägypten; welches auf dieselbe Gegend hinweist, nur bestimmter ist. Hier saß also Dracontius noch im Jahre 357, abgeschnitten von dem Verkehre mit Jenen, welche Einen Glauben und Eine Hoffnung mit ihm hatten, trauernd um seine Freunde und um die Kirche des lebendigen Gottes, als eines Tages eine Karavane seinem einsamen Aufenthalte sich näherte. Gute, freudige Botschaft mochte er kaum mehr erwarten, und daher mit Bangigkeit erfüllt werden. Doch siehe, es ist eine Schaar friedlicher Einsiedler, und ihr geistiger Herzog ist Hilarion. Die Freude des Dracontius war unbeschreiblich; denn plötzlich hatte er ja einen väterlichen Freund an seinem Herzen. Auch hier weilte Hilarion drei Tage. Hätte doch Einer ihren weisen, liebevollen, hoffnungsreichen Zwiegesprächen gelauscht und sie uns aufgezeichnet! Nachdem der heldenmüthige Bekenner durch den Besuch und die Anwesenheit des großen Mannes unaussprechlichen Trost empfangen,[1]) mischte der Abschied Wehmuth in die Freude.

Von Thaubasteum zog Hilarion weiter nilaufwärts und kam unter vielen Reisebeschwerden nach Babylon, wo er einen ähnlichen Besuch machen wollte. Hier hatte nämlich der Bischof Philo, ein Leidensgefährte des Dracontius, sein Exil. Auch Babylon — nicht zu verwechseln mit jener berühmten Hauptstadt in dem babylonischen Reiche, welche auf beiden Ufern des Euphrat erbaut war — lag noch in Unterägypten und ebenfalls auf der ärmlicheren Ostseite des Nil, nördlich von Memphis, dort, wo die heutigen Ruinen Baboul in der Nähe von Alt-Kairo an jenes Standquartier dreier römischer Legionen erinnern. Es war diese Stadt eben ein Heerlager geworden, und

---

[1]) Quo incredibiliter consolato tanti viri praesentia etc.

Philo lebte hier wie Einer, der auf Festung geschickt worden. Wie lieblich erschien ihm da eines Tages das friedliche Antlitz des Hilarion, der mit seiner treuen Ritterschaar nur zu dem Zwecke nach Babylon kam, um ihn zu besuchen! —

Nachdem er auch diese heil. Pflicht erfüllt und als Engel des Trostes von Philo gesegnet worden, richtete er seine Gedanken und seinen Sinn auf eine Pilgerfahrt zu dem Grabe seines großen Meisters, des heil. Antonius. Er brach auf von Babylon und ohne Aufenthalt ging's nach Aphroditon, einer Stadt in Heptanomis, wo jener Diacon Baisanes sich aufhielt, welcher zu Lebzeiten des heil. Antonius den zu diesem hinpilgernden Gläubigen Dromedare zu miethen und als Führer sich darzubieten pflegte. Eben stand der Jahrestag des Heimganges dieses wunderbaren Einsiedlerfürsten bevor, und Hilarion eröffnete es den Brüdern mit dem Bemerken, er müsse an der Stelle, wo Antonius seinen Lebenslauf vollendet, das Andenken hieran feierlich begehen und die dem Tage vorhergehende Nacht durch Wachen und Beten und Singen auszeichnen.

Sofort machten sie sich auf den Weg. Nach drei Tagereisen durch eine öde und schauervolle Wüste kamen sie zu dem hohen Berge des Antonius, wo noch sein Dolmetscher Isaac und ein anderer Mönch, Pelusian, lebten. Hier war es ganz anders als bei dem Berge des heil. Paulus, wo die Eine Dattelpalme und das kaum erscheinende, rasch wieder verschwindende Quellchen außer dem frommen Einsiedler und den zuweilen nahenden wilden Thieren einzig und allein Zeichen des Lebens und der Bewegung darboten. Der Berg des Antonius war ein mächtiger, hoher, schöner Fels. Tausend Schritte zog sich die eine Wand hin, aus welcher am Fuße viele Quellchen her-

vorsprangen. Die einen verschlang sofort der bodenlose Sand, andere aber sammelten sich schnell und bildeten ein nie versiegendes Flüßchen, welches die Unfruchtbarkeit des Bodens längst überwunden hatte, ehe ein Mensch je seine Schritte dorthin gelenkt. Es beherrschte ein Thälchen von Alters her und war doch ewig jung. An seinen beiden Ufern standen in kräftigem Blätterschmuck und vielfach fruchtbeladen unzählige Palmen, ebenso sehr Anmuth der Gegend verleihend als den Bedürfnissen des Lebens dienend. Hier war es einladend zum Ausruhen, dort zum Lustwandeln. Und wohl gab es weithin an dem Leben nährenden Bache kein heimliches Plätzchen, mit dem Antonius nicht vertraut gewesen. In heiliger Stille überdachten Isaac und Pelusian oft Alles, wie er gelebt und was er geliebt, wo er gewandelt und wo er gesessen, was er gesagt oder gethan. Wohl haben sie es auch einander immer wieder erzählt. Da kam nun aber plötzlich Hilarion, den Antonius so oft gerühmt, den er wie seine zweite Seele in Palästina habe. Wie wurden die treuen Jünger des großen Meisters froh, als sie das Auge des lieben Greises sahen, der nun sechsundsechzig Jahre alt war. Ihn verlangte es eben so heftig, Alles, auch das Kleinste zu erfahren, als sie Lust hatten, es genau mitzutheilen. Nun ging's gleich nach dem ersten Begrüßen und Frohwerden an ein Erzählen! Der liebe Greis aber war mit einem Male wie ein Jüngling, bald hier, bald dorthin behende eilend; denn die Beiden erzählten zuweilen zusammen und der Eine rief: „Hier, guter Vater," und der Andere sagte „Hier hab' ich Schöneres zu berichten." „Hier," sprach Isaac, „pflegte Antonius Psalmen zu singen, da klang es so schön;" „und hier betete er gern," rief Pelusian, „hier, wo es so still ist, als horchten alle Engel." „Das ist die

Stelle, wo er arbeitete," sprach Isaac, „Körbe flechtend, da war ihm Alles so zur Hand, hier lag dies und dort jenes;" „aber hier", fuhr Pelusian wieder fort, „ist das köstliche Plätzchen, wo er ausruhte, wenn er müde war: ach, wie liebreich sah er aus, wenn er das fromme Haupt an die Palme lehnte und leise schlummerte." Dann rief wieder Einer: „Sieh', Hilarion, diese Reben hier und diese Bäumchen hat er selbst gepflanzt!" „Und jenes Gärtchen dort", fügte der Andere eifrig hinzu, „hat er mit eigenen Händen angelegt, so sinnig geordnet." „Ich muß noch daran denken," bemerkte Isaac, „wie viel Schweiß es ihm gekostet, dort an der Seite den Teich auszugraben und Wasser hineinzuleiten, um das Gärtchen immer reichlich begießen zu können." Endlich machte Pelusian auch noch aufmerksam auf die Hacke, welche der liebe Vater der Söhne der Wüste eine Reihe von Jahren zum Lockern und Bearbeiten des Bodens gebraucht habe. Darauf gingen sie zur Zelle am Fuße des Berges. Sie war viereckig und hatte die Länge eines gerade ausgestreckten Menschen gewöhnlicher Größe, so daß ein Schlafender eben seine Lagerstätte darin finden konnte. Sie war auch seine Schlummerstätte für die geringe Nachtruhe, welche er sich gönnte, gewesen. Da ging Hilarion hinein, legte sich einmal hin auf das Lager des Gerechten, und dann küßte er die stille Ruhestatt, als diente sie noch dem Heiligen zur Erholung. Darnach bestiegen sie, mühsam kletternd, den Gipfel des Berges, wo Antonius noch zwei Zellen von derselben Größe im Felsen ausgehauen hatte, welche nur durch die Thüröffnungen das Tageslicht hereinließen. Dorthin flüchtete er sich zuweilen, wenn der Andrang der ihn Besuchenden ihm unerträglich und selbst die Umgebung seiner Jünger ihm beschwerlich wurde. Denn er hatte das Bedürfniß,

von Zeit zu Zeit wenigstens ganz allein zu sein. Als sie wieder herabgestiegen und zu dem Gärtchen kamen, rief Isaac, zu Hilarion und seinen Begleitern gewandt: „Seht da die Obstpflanzung, die so reichlich besetzt ist, und das grünende Gemüsefeld! Vor drei Jahren etwa brach dort eine Heerde Waldesel ein und begann in ihrer Gefräßigkeit Verwüstung anzurichten. Darüber kam Antonius, die Thiere flohen; aber sein Ruf zwang einen der Führer der Heerde — d. h. einen führenden Waldesel, denn auch die wilden Esel haben ihre Führer, wie die Gemsen ihre Wächter — stille zu stehen; dann ging er näher, und indem er mit seinem Stocke ihm Schläge in die Seite gab, sprach er: „Warum fresset ihr, was ihr nicht gesäet habt?" Darnach ließ er ihn laufen. Seitdem kamen die Waldesel wohl noch zur Tränke an den Teich, aber sie rührten nie mehr Gemüse oder ein Obstbäumchen an.

Nun war noch das Ergreifendste zu sehen, nämlich das Grab des heil. Antonius. Dies wurde aber geheim gehalten, und zwar wegen folgender Veranlassung. An der Grenze der Wüste des großen Einsiedlers wohnte auf einer prächtigen Villa ein sehr reicher Christ mit Namen Pergamius. Dieser verehrte mit tausend Anderen in dem wunderbaren Manne schon zu dessen Lebzeiten einen vom Himmel besonders ausgezeichneten Heiligen, dessen Grab der Segen eines Landes werden müsse. So faßte er denn den Entschluß, wenn Antonius werde gestorben sein, Alles aufzubieten, um seinen heil. Leib zu erlangen. Er wollte denselben dann auf seine Villa bringen lassen und über seinem Grabe eine prächtige Kirche bauen, welche der Hort der Gegend sein werde. Schon die Vorstellung der Freude und des Segens bewegte ihn so, daß er seine Gedanken verrieth. Da freuten sich noch Andere, und es mag die Kunde da=

von auch zu Antonius gekommen sein, doch nur in allgemeinen Ausdrücken, daß man nach seinem Leibe trachte. Nun herrschte aber in Aegypten die Sitte, die Leiber der gottselig Entschlafenen, vor Allen der Martyrer, in Leinwand gehüllt, in Privathäusern als Reliquien, von denen man sich viel Segen versprach, aufzubewahren. Dagegen hatte Antonius von jeher geeifert und die Bischöfe ermahnt, die Gläubigen zu unterrichten, daß dies nicht wohlgethan sei, die Leiber der Patriarchen und Propheten seien in die Erde begraben und selbst der hochheilige Leib des Herrn in ein Grabmal gelegt worden, und sein Grab verschlossen bis zum Tage der Auferstehung. So sollten auch die Leiber aller Gläubigen in ihren Gräbern verborgen ruhen bis zum Tage ihrer Auferstehung. Als er nun sein Ende nahen fühlte, zog er sich ins Innere des Berges, das heißt in seine heimliche Zelle auf der Höhe zurück mit seinen beiden vertrautesten Mönchen, welche schon seit fünfzehn Jahren ihm, dem hinfällig gewordenen Greise dienten, und die zweite einsame Zelle bewohnten, wohin sonst Niemand folgen durfte. Nach einigen Tagen nahte die Stunde des Heimgangs in die Ewigkeit. Nachdem er die Beiden ermahnt, in dem vollkommenen Einsiedlerleben treu zu sein, fuhr er also fort: „Was mich betrifft, so bitte ich, wenn Ihr irgend Theilnahme für mich habt und meiner als Eures Vaters nicht vergessen wollt: duldet nicht, daß mein Leib nach Aegypten (ins Nilthal) übertragen werde, damit man nicht etwa in einem Privathause denselben aufbewahre. Um diesem zu entgehen, habe ich mich hier ins Innere des Gebirges geflüchtet. Ihr wißt ja, wie ich immer von jener Sitte abgerathen und die Anhänger derselben getadelt habe. Meinen Leib also begrabet und bedecket ihn mit Erde. Niemand außer Euch soll den Ort meines Grabes wissen. Bei

der Auferstehung der Todten werde ich meinen Leib von dem Erlöser unverweslich zurückerhalten. Ueber meine Kleider verfüget also: den einen Pelz gebet dem Bischof Athanasius mit der Decke, welche ich neu von ihm geschenkt erhielt und die ich ihm nun abgenutzt zurückgebe;[1] den andern Pelz gebt dem Bischof Serapion; die härene Tunica behaltet für Euch. Und nun, meine Söhne, lebt wohl! denn Antonius geht von hinnen und wird ferner nicht bei Euch weilen." Da küßten ihn die Beiden. Er aber legte sich hin, und wie wenn er durch den Anblick nahender Freunde hocherfreut würde, so flog eine lichte Heiterkeit über sein Antlitz, und er entsandte seinen Geist zu den Vätern. Die getreuen Jünger trugen seinen Leib aus der Zelle und begruben denselben, wie jener befohlen. Und wo sie ihn in die Erde gebettet, hat Niemand, so erzählt Athanasius, aus dem wir hier den Bericht ergänzen, bis dahin erfahren. Da sprach nun aber Hilarion, der liebe Greis, das edelste Ebenbild des heil. Antonius, dem dieser das Zeugniß gegeben, er sei ihm ähnlich, zu den beiden treuen Söhnen: „Zeigt mir das Grab meines Vaters!" Und sie führten ihn ganz allein abseits; alles Gefolge mußte zurückbleiben, auch die vierzig Mönche aus Palästina, die mitgekommen waren. Jene dachten wohl, Antonius habe nur vergessen, daran zu erinnern, daß, wenn Hilarion käme, sie ihm Alles sagen und zeigen könnten. Sie gingen also, wohin Niemand folgte. Als die Drei zurückkehrten, im tiefsten Ernste, fragte Keiner: was habt ihr gesehen; sie aber schwiegen.

[1] In einem Mantel, den er von Athanasius erhalten, hatte er, wie früher berichtet wurde, den Paulus begraben.

# IX.

## Hilarion wird schon wieder berühmt.

Des heil. Antonius Liebe zur Einsamkeit und sein Verborgensein im Grabe hatte in Hilarion den Abscheu gegen das Berühmtsein noch gemehrt, und er wollte nun durchaus ungekannt sein. Daß etwa zwei Einsiedler um ihn wüßten, ließ er sich noch gefallen; das hatte auch seines Meisters Stillesein nicht gestört. Sein künftiges Leben war ihm nun klar. Als er von dem Berge des heil. Antonius nach Aphroditon zurückgekehrt war, entließ er achtunddreißig seiner Gefährten; nur zwei durften bei ihm bleiben. Jene gingen wahrscheinlich wieder nach Palästina, von der Liebe und Bewunderung erzählend, welche Hilarion in Aegypten gefunden, von dem Troste, den er verbannten Bischöfen gebracht, und von dem Berge und Thale des heil. Antonius. Mit den beiden treuen Jüngern zog nun aber der Vater der Einsiedler Palästina's in die Wüste, welche er in der Nähe von Aphroditon fand. Dort war Alles noch still und einsam, und er konnte ungestört leben nach seiner wahren Herzensneigung. Da wandte er sich wieder zu jener Strenge, welche er im ersten Eifer als Jüngling geübt. Fasten und Stillschweigen übte er in solchem Maße, daß es schien, als habe er früher sich nichts versagt und als fange er jetzt erst an, Christo zu dienen auf dem Wege der Einsiedler-Vollkommenheit. So gelang es ihm fast zwei Jahre verborgen zu sein. Aber es traf sich, daß seit dem Tode des heil. Antonius über jene Gegenden der Himmel verschlossen war und Alles verdorrte und verschmachtete. Es entstand die Sage, die Elemente betrauerten den Tod

des heil. Antonius. Endlich, im Jahre 359, strömten die Bewohner des Landes schaarenweise, Männer und Frauen, bleichen Antlitzes und vom Hunger abgezehrt, zu Hilarion mit flehentlichem Bitten, er, der Diener Christi und Erbe der Wundermacht des seligen Antonius, möge ihnen Regen erwirken. Da ging ihm das Leid wundersam zu Herzen, als er die Armen erblickte und ihre Klagen hörte, und während er die Augen zum Himmel erhob und beide Hände emporstreckte, kochten und dampften die Wolken aus den Gebirgen hervor und übergossen das Land mit dem fruchtbarsten Regen. Aber es war, wie wenn gegen den Segen ein Fluch sich erhebe. Kaum hatte der Regen die durstende, sandige Gegend getränkt, als plötzlich Schlangen und giftige Thiere in solcher Menge aus der Erde hervorwimmelten, daß bald unzählige Landleute und Hirten, die von denselben gebissen oder gestochen waren, hilfeflehend zu Hilarion kamen. Er gab ihnen ein von ihm zubereitetes, gesegnetes Oel, welches sie in die Wunden träufeln ließen, und Alle wurden geheilt. Aber nun war auch sein einsiedlerisches Stillleben wieder vorbei, es strömten die Menschen von nah und fern herbei und erwiesen ihm Ehren, welche ganz ungewöhnlich waren, und man sah es den Leuten wohl an, daß sie ihn wie ein überirdisches Wesen staunend betrachteten. Hilarion ertrug dies noch zwei Jahre. Da wurde er aber, der nun siebenzig Jahre alt geworden, recht betrübt, daß er schon wieder berühmt sei, und so konnte er es in der Wüste bei Aphroditon auch nicht mehr aushalten. In aller Stille brach er auf mit seinen beiden Jüngern und nahm seinen Weg nilabwärts weithin nach der Gegend von Alexandrien.

Diese Weltstadt selbst zu besuchen, dachte er nicht, da er, seitdem er Mönch geworden, nie mehr in Städten seinen

Aufenthalt genommen. Aber nicht weit von Alexandrien lebten einige ihm bekannte Brüder, Einsiedler; zu diesen wollte er gehen. Der Ort hieß Bruchium, und war zur Zeit ein dicht am Meere liegender Theil der Stadt Alexandrien selbst, aber damals, als Hilarion dorthin reiste, verödet und nur Einsiedlern zum Aufenthalte dienend.[1]) Als diese den berühmten Heiligen ankommen sahen, waren sie wie außer sich vór Freude, und es war das Wiedersehen ein Fest den ganzen Tag. Die Freude war ihnen aber so natürlich, daß es ihnen gar nicht in den Sinn kam, daran zu denken, der liebe Gast werde bald wieder abreisen. Und so mußte denn, als es dunkel wurde, der schreiende Esel sie aufmerksam machen, daß jener im Begriffe sei, sie zu verlassen. Noch war er in einer ihm eingeräumten Zelle. Augenblicklich flogen die Brüder herbei, warfen sich vor seiner Thürschwelle und zu seinen Füßen nieder, ihn beschwörend, er möge ihnen das nicht anthun, und betheuernd, daß sie eher sterben wollten, als eines solchen Gastes schon wieder entbehren. Da sprach er zu ihnen: „Ich eile deshalb von hier fortzugehen, damit ich Euch nicht Verfolgung bereite. Aus dem, was hernach geschehen wird, werdet Ihr deutlich erkennen, daß ich nicht ohne Grund so plötzlich den Wanderstab wieder ergriffen habe.“ Dies sprach er mit prophetischer Zuversicht, und Niemand wagte mehr zu widersprechen. Die Brüder erhoben sich, er segnete sie, und unter Segenswünschen zog er in die dunkle Nacht hinein.

Was war denn seinem Geiste gezeigt worden? fragst

---

[1]) Ammian. Marc. XXII, 16. Ueber die Entstehung des Namens Bruchium aus πυρουχεῖον vergl. Vallarsi in der Anmerkung zu c. 33 der Vita S. Hil.

Du wohl. Hilarion war berühmt: deß freuten sich die Einen; Andere aber haßten ihn deshalb. Zu der letzteren Classe gehörte die heidnische Bevölkerung von Gaza. Sobald Julian der Kaiser, der neue Heide, zur Regierung gekommen und sein Entschluß, das Heidenthum wieder herzustellen, kund geworden war, liefen die Heiden Palästina's wie Unsinnige in die syrische Wüste und zerstörten die Einsiedlerzellen. Damit waren Gaza's vornehme Bewohner noch nicht zufrieden; sie verleumdeten Hilarion und seinen treuen Jünger Hesychius derart als staatsgefährliche Männer bei dem Kaiser, daß dieser ihnen die Vollmacht gab, beide im ganzen Reiche aufzusuchen und, wo sie immer gefunden würden, zu tödten. Hesychius war wahrscheinlich einer von jenen Jüngern, welche Hilarion begleiteten. An jenem Abende also verließen sie in aller Stille Bruchium. Am andern Morgen kamen heidnische Männer von Gaza mit den Lictoren oder Gerichtsdienern des römischen Präfekten zu den Einsiedlern von Bruchium, um den Gast, von dessen Ankunft sie Tags vorher Nachricht erhalten, gefangen zu nehmen. Aber sie fanden ihn nicht. Da sprachen sie zu einander: „Es ist doch wahr, was wir vernommen haben, daß er ein Zauberer sei und das Zukünftige vorherwisse!" —

Hilarion aber war, durch eine unwegsame Wüste ziehend, endlich zu einer Oase gekommen, wo er vorläufig Ruhe fand. Es war die Oase des Jupiter Ammon, die dritte und nördlichste der den Alten bekannten, wo sich der berühmte Tempel befand, zu welchem Alexander der Große hinzog. Sie liegt vierzehn Tagereisen westlich von Alexandrien und heißt heutzutage Siwah. Da richtete der fromme Greis sich wieder ein und lebte dort in alter und immer neuer Weise Gott dienend bis zum Tode des Kaisers Julian.

Anfangs war er nun allerdings verborgen, aber nicht lange. Ein schöner, großer Stern im tiefen Himmelblau mag immerhin seine Stelle wechseln: er wird doch wieder gesehen, weil er eben das Scheinen und Glänzen nicht lassen kann. Wo Hilarion lebte, da übte er auch aus tiefstem Glaubensgrunde seine leuchtenden Tugenden, und so wurde er gesehen, er mochte wollen oder nicht. In der Oase des Jupiter Ammon wurde er ebenfalls berühmt, und schon war es ihm wieder sehr beschwerlich, als sein früherer Jünger Hadrian aus Palästina mit der Meldung ankam, Julian sei im Kampfe gefallen und ein christlicher Kaiser, Jovian, habe den Thron bestiegen. So möge er nun endlich wiederkommen und die Einsiedler Palästina's wieder um sich sammeln und leiten. Dagegen hatte Hilarion ein unüberwindliches Widerstreben, aber die Oase verließ er nun. Nachdem er ein Kameel gemiethet, durchzog er mit wenigen Begleitern, unter denen auch Hadrian sich befand, eine weite Wüste, mehr als 30 Meilen, und kam nach der libyschen Hafenstadt Parätonium oder Ammonia. Hier wagte Hadrian noch einmal einen Sturm auf ihn, um ihn zur Rückkehr nach Palästina zu bewegen. Er erreichte dies aber um so weniger, als Hilarion ihn durchschaute und alles Vertrauen zu ihm verloren hatte. Hadrian, jener Unglückliche, hatte keinen wahren Einsiedler-Beruf. Ihm gefiel der überirdische Glanz im falschen Widerschein der irdischen Ehre. So wollte er seinen Meister in Palästina wieder haben, damit er im Glanze seines Ruhmes sich sonnen könne, damit die Leute ihn selbst ehrten um seines großen geistigen Herzogs willen, indem man glauben möchte, auch er habe Theil an den überirdischen Kräften, oder damit man ihm wenigstens Ehre erweise, um Zutritt zu Hilarion zu erhalten. Als dieser nun seine Bitten rund-

weg abschlug, entbrannte er in irdischer Leidenschaft, und er schalt den ehrwürdigen Greis und fügte ihm Beleidigungen zu. Schließlich raffte er Alles, was die Brüder an Gaben dem Meister gesandt, heimlich zusammen, und machte sich ohne dessen Wissen auf und davon. Aber er hatte keine Freude an diesem Raube; denn bald darauf wurde er von der Gelbsucht befallen, woran er gänzlich ausgezehrt starb. Hilarion hatte dem Rasenden Sanftmuth entgegengehalten, und nachdem jener davongelaufen, hatte er mit einem Jünger, Gazanus, ein Schiff bestiegen und war zur See gegangen.

---

## X.

## Die Flucht nach dem Abendlande. Der Ruhm wieder da.

Nun hatte Hilarion die Hoffnung aufgegeben, daß er im Morgenlande könnte unbekannt bleiben und sein Todesstündchen ruhig und einsam erwarten. Dort kannten zu Viele sein Angesicht und seinen Namen. Und weil er zu Lande nicht mehr leben konnte, so dachte er ans Meer und seine kleinen von dem großen Weltverkehre abgeschnittenen Inseln. Da beschloß er, nach einer Insel des mittelländischen Meeres zu schiffen, wo Niemand sein Angesicht und seinen Namen wüßte. Eben zog ein großes Schiff die Segel auf, um nach Italien zu fahren. Daß seine Fahrt an Inseln vorübergehe, dachte wohl Hilarion, und so bestieg er, wie schon berichtet wurde, das Schiff, obgleich er nichts an Geld und Gut besaß, da der falsche Hadrian

ihm und seinem Begleiter Alles mitgenommen hatte. Ihre Kleidung war so ärmlich, daß sie ganz werthlos erachtet werden mußte. Das einzige Besitzthum war eine Bibel, sein Schatz seit einem halben Jahrhundert, denn es war eine Abschrift der Evangelien, die er eigenhändig angefertigt hatte. Mit schwerem Herzen entschloß er sich, als sie schon mitten auf dem Meere waren, diese Bibel zu verkaufen, um für sich und seinen Begleiter Fahrgeld zu gewinnen. Als er eben damit beschäftigt war, hatte der Sohn des Schiffsherrn einen Anfall von dämonischem Wahnsinn, indem er laut aufschrie: „Hilarion, Diener Gottes, warum ängstigest Du uns selbst auf der Meeresfluth? Gieb mir Ausstand, bis ich ans Land komme, damit ich nicht hinausgeworfen werde und in den Abgrund versinke!“ Da erschrack Hilarion, weil er durch diesen Ausruf der ganzen Schiffsmannschaft und allen Reisenden und Kaufleuten bekannt wurde, und so sprach er: „Wenn Gott es Dir verstattet, im Schiff zu bleiben, so bleibe doch; wenn Er aber Dich hinausstößt, was erregst Du mir deshalb die Nachrede, da ich ein Sünder und ein Bettler bin?“ Der Knabe kam wieder zu sich und fühlte sich plötzlich ganz gesund. Hilarion aber, welcher Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung geworden war, erlangte auf sein flehentliches Bitten nicht blos von dem Schiffsherrn, sondern auch von den Kaufleuten und allen Anwesenden das Versprechen, daß sie seinen Namen in Sicilien nicht verrathen würden. Darauf landete er bei dem südöstlichsten Vorgebirge der Insel Sicilien, Pachynum genannt, dessen tief in das Meer einschneidende südlichste Spitze Acra Odyssea, Spitze des Odysseus, hieß. Hilarion bot nun sein Evangelienbuch selbst, da aus dessen Verkauf nichts geworden war, dem Schiffsherrn als Fahrlohn für sich und seinen Begleiter

an. Es wurde ihm dies gewiß sehr schwer, obgleich er den Inhalt wohl im Herzen trug und auch das Meiste auswendig wußte. Der edle Schiffsherr nahm das Opfer nicht an, zumal da er sah, daß die beiden liebenswürdigen Reisenden sonst nichts besaßen, außer ihren ärmlichen Kleidern. Als aber ein ehrenvoller Wettstreit darüber entstand, schwur endlich der Schiffsherr, daß er nimmermehr die kostbare Gabe annehmen werde. So schieden sie unter Aeußerungen des Dankes und der Bewunderung. Hilarion aber hatte die gänzliche Armuth überaus lieb gewonnen, um so mehr, als sie ihm nun ein Mittel wurde, für die Zukunft verborgen zu sein.

Am Ufer blieb er natürlich nicht; unbedingt wollte er jedem Zusammentreffen mit morgenländischen Kaufleuten, von denen leicht einer ihn hätte erkennen können, ausweichen. Er ging also in das Innere des Landes, d. i. der großen Insel. Etwa zwanzig römische oder vier deutsche Meilen vom Meeresufer machte er Halt. Es war eine herrenlose, waldige Gegend, wo er und sein Jünger sich Zellen bauten. Es wurde freilich bald bekannt, daß dort Ansiedelungen stattgefunden, aber man fand nur harmlose Leute in den fremden Armen und that ihnen nichts zu Leide. Sie waren nicht sehr weit von einer Villa, mit der sie in einen geschäftlichen Verkehr in der Art traten, daß Hilarion täglich seinen Jünger und Freund mit einer Bürde Holz belud, wofür derselbe dann so viel Nahrungsmittel erhielt, daß sie auch, wenn einmal ein Gast sich zu ihnen verirrte, den es hungerte, ihm noch ein Stückchen Brod reichen konnten. So war denn mit einem Male Hilarion recht glücklich, weil er nur für einen bescheidenen Bettler gehalten wurde und nicht berühmt war. Aber die Freude dauerte nicht sehr lange. —

Der heil. Hieronymus wendet hier das Wort der heil. Schrift an: „Es kann die Stadt, welche auf einem Berge liegt, nicht verborgen bleiben.“ Hilarion war auf eine Höhe gestellt, auf die Höhe der Wunder der Liebe. Er war daher wohl den leiblichen Augen derer, die einmal Kunde von ihm hatten, eine Zeit lang zu entrücken, aber nicht den Augen ihres Geistes und nicht ihrem Herzen. Es mochten auch in der Ferne nicht Alle, welche mit Hilarion auf dem Schiffe gewesen, schweigen, es für genug erachtend, daß sie seinen Namen in Sicilien nicht bekannt gemacht hatten. Auffallend war es aber, daß ein vornehmer Mann vom römischen Heere zu Rom in der Basilika des heil. Petrus ausrief: „Vor wenigen Tagen hat Hilarion, der Diener Christi, die Insel Sicilien betreten, und Niemand kennt ihn dort. Er hält sich für verborgen; ich werde aber hingehen und ihn bekannt machen.“ Diese Worte waren den Römern so seltsam, daß sie den Mann von einem bösen Geiste besessen glaubten, obgleich er nur Gutes geredet hatte. Er aber ging mit großer Dienerschaft zum Hafen, bestieg ein Schiff und landete nach glücklicher Fahrt eben auch am Vorgebirge Pachynum. Dann zog er landeinwärts, und siehe da, er stand unerwartet vor der Zelle des verborgenen Heiligen. Er litt aber lange Zeit schon an krankhaften Zuständen und wurde für dämonisch gehalten. Da warf er sich auf's Angesicht vor der Zelle des wunderbaren Mannes, und alsbald wurde er gesund. Darauf verkündete er, wo er ging und stand, Hilarions Lob. Er bot auch dem ehrwürdigen Greise unschätzbare Geschenke an; aber dieser sprach: „Was ihr umsonst empfangen habt, das gebet auch umsonst.“ Eines, den herrlichen Mann bekannt zu machen, gelang ihm vollkommen. Die Menge der Hilfsbedürftigen, der Kranken

und der Rathlosen, welche nunmehr Hilfe bei ihm suchten, war bald nicht mehr zu zählen. Da war denn das alte Elend wieder da: er war von Neuem berühmt, und das machte ihn traurig. O, die schönen Tage, wo jeder Sicilianer in ihm nur den unschädlichen Bettler sah, waren vorüber. Doch eine Freude sollte der neue Ruhm ihm bringen.

Sein liebster bester Jünger und Freund Hesychius, — wie er von ihm getrennt worden, weiß ich nicht — war schon lange nicht mehr bei ihm. Hilarion mochte sich trösten, aber Hesychius war untröstlich. Er hatte längst sich aufgemacht, den greisen Vater der Einsiedler auf dem ganzen Erdkreise zu suchen. Manche Uferlande hatte er durchwandert, in manche Wüste war er gedrungen, Alles durchsuchend. Den Muth ließ er nicht sinken; denn er wußte wohl, daß sein Meister nirgendwo lange verborgen sein könne. Was Hilarion's Kummer war, das war nun sein Trost. Doch suchte er drei Jahre hindurch vergeblich. Endlich durchforschte er auch Griechenland und kam nach Messenien und zu der Hafenstadt Methone. Hier erfuhr er von einem Juden, der als Trödelkrämer die Welt bereiste, es sei derzeit in Sicilien ein christlicher Prophet aufgestanden, der so große Wunder und Zeichen thue, daß man ihn den heiligen Sehern der Vorzeit beizähle. Sogleich fragte Hesychius nach dessen ganzer äußerer Erscheinung, wie er sich kleide, wie er in seinem Auftreten, in Gang und Gewohnheit sei, was er für eine Sprache rede und besonders, wie alt er sei. Aber darüber konnte er nichts erfahren. Denn der Trödelhändler, der in den Küstenstädten mehr Geschäfte machen konnte, als bei den Zellen armer Einsiedler, gestand offen, daß er nie zu jenem Propheten hinausgegangen in seine Einsamkeit, sondern nur

dem Rufe und Ruhme nach ihn kenne. Nichts destoweniger schiffte Hesychius sich alsbald ein und landete nach günstiger, ihm aber unendlich lange dauernder Fahrt ebenfalls bei dem Vorgebirge Pachynum. Sobald er hier freilich beim ersten Hause sich erkundigte, hörte er Alles, was er wünschte. Und je Mehrere herbeikamen, desto lauter und voller vernahm er den Ruhm seines Meisters, welchen Alle kannten und verehrten. Und indem sie nun Gott preisend von seinen Wundern und Zeichen erzählten und von den Wohlthaten, welche er allem Volke erweise, konnten sie ihr Staunen darüber nicht verhehlen, daß er bei alledem von den dankbaren Bewohnern keine Geschenke annehme, nicht einmal ein Stückchen Brod. Sein Brod verdiene er sich durch seinen kleinen bescheidenen Holzhandel. Nachdem Hesychius den Ort genau erfragt, eilte er dahin, von stürmischem Verlangen nach dem Wiedersehen wie fortgetragen auf schnellen Flügeln, und stürzte plötzlich vor den freudig verwunderten Greis hin, ihm die Füße mit Thränen benetzend, bis Hilarion ihn aufhob und an sein Herz zog. Da hatten sie nun Tage lang einander zu erzählen von Gottes wunderbaren Führungen, was ihnen hier und dort begegnet, wie die Liebe stärker sei als alle feindliche Gewalt. Wohl haben sie auch geredet von dem ohnmächtigen Kampfe des Kaisers Constantius gegen die Gottheit Christi und von Julians phantastischer Wiederauferweckung des Heidenthums. Und sie priesen den Herrn, daß durch Alles, was die Heiden wider ihn sinnen, sein Name nur mehr und mehr verherrlichet werde.

---

# XI.

## Immer neue Flucht; immer neuer Ruhm.

Es war dem guten Hesychius zu Muthe, als sollte es nun immer so bleiben; es schien ihm so köstlich, mit dem Meister auf dieser Insel zu leben. Aber nach drei Tagen flüsterte Gazanus ihm zu, Hilarion halte es schon wieder nicht aus, weil er abermals zu berühmt geworden, und er wolle zu Barbaren-Stämmen fliehen, wo man weder von seinem Namen noch von seinem Ruhme etwas wisse. In der That erklärte ihm auch Hilarion bald darauf seinen Entschluß, und so verließen die Drei Sicilien und fuhren nach der dalmatinischen Küste. In dem Gebiete des Städtchens Epidaurus, welches eine alte römische Colonie gewesen sein soll [1]), ließen sie an einsamer Stelle sich nieder, und es wurde dem wieder verborgenen Hilarion auf einige Tage wohl.

Aber zu seinem Unglücke, wenn ich so sagen soll, setzte dort gerade eine Landplage Alles in Schrecken, ein Drache nämlich von ungeheuerer Größe, ein seltenes Exemplar jener Wasserschlange, mit Namen Boa oder Boas, welche Verheerungen unter den Rinderheerden anzurichten pflegte. Dieser dalmatinische Boas war so riesengroß, daß er ganze Ochsen verschlingen konnte. Er verwüstete auch die Provinz weithin, zahllose Opfer fordernd, indem er nicht blos Ochsen und Kühe, sondern auch Menschen, Ackersleute und Hirten ergriff, zu seiner Mordhöhle schleppte und jammer-

---

[1]) Wahrscheinlich das heutige Ragusa Vecchia, zwei Meilen südlich von Ragusa.

voll würgte. Das ging dem frommen Hilarion zu Herzen, so daß seine Liebe, auf die Gefahr hin, berühmt zu werwerden, helfen mußte. Er befahl den Bewohnern von Epidaurus, einen Scheiterhaufen zu errichten. Hilfsbedürftig, wie sie waren, und unwillkürlich dem milden Greise gehorchend, thürmten sie einen hohen Holzstoß auf und harrten des Ausgangs. Hilarion aber richtete ein ergreifendes Gebet an Christus, den Drachenzertreter, und siehe da! während er noch betete, stürzte der Drache heran, — das Volk entsetzte sich, zu fliehen war keine Zeit, — aber Hilarion gebot mit überirdischer Hoheit und Gewalt dem Unhold den Scheiterhaufen zu besteigen, und starr bei dem Anblick und voll Erstaunen sah die Menge das Riesenthier sich hinaufwinden, während der heilige Greis mit ruhiger Hand Feuer anlegte. Von allen Seiten wirbelten alsbald die Flammen empor, und der Boas verbrannte zu Staub und Asche. Ein lauter Jubelschrei erfüllte die Luft, aber dieser Schrei war zugleich ein Lobgesang auf Hilarion, der schon wieder berühmt war, und er seufzte: „Ach, was hilft es mir, daß sie meinen Namen nicht wissen und hier Niemand meine Geschichte erzählen kann, wenn es Gott gefällt, solche Wunder durch mich zu thun, daß diese das Volk von mir reden machen!" Und so wurde er wieder recht traurig und dachte nach, zu welchen Einöden er sich wohl begeben könnte.

Es war aber im Jahre 365, als Hilarion bei Epidaurus wohnte, und er selbst war damals vierundsiebzig Jahre alt. Um diese Zeit — es war das erste Consulatjahr der beiden Brüder und Kaiser Valentinian und Valens, von denen der letztere Kaiser über den Orient war, — geschah es, daß gewaltige Erderschütterungen selbst das Meer aus seinen Grenzen warfen. Der besonnene heidnische Ge-

schichtschreiber Ammianus Marcellinus, der ein Zeitgenosse war, versichert, ein ähnliches Ereigniß sei weder in den Sagen, noch in der wirklichen Geschichte des Alterthums je erzählt oder berichtet worden. Er selbst hat die Verheerungen zum Theil mit eignen Augen gesehen. Es war nämlich am 21. Juli des Jahres 365 [1]), als kurz nach Sonnenaufgang erst ein Unwetter losbrach mit zahllosen zuckenden Blitzen, und dann ein furchtbares Erdbeben erfolgte, welches die Küsten des mittelländischen Meeres entsetzlich heimsuchte, so daß die Bewohner glaubten, es stürze die Welt wieder ins Chaos. Beim ersten Stoße trat das Meer weit zurück. Der Abgrund der Tiefen erschien; auf dem schlammigen Grunde klebten festgebannt die mancherlei Arten der sonst die Fluth mit Flugeseile durchschießenden und durchgaukelnden großen und kleinen Schwimmer; und es zeigten sich in dem aufgedeckten Meeresschooße ungeheure Thäler und Berge, durch die ursprüngliche Ordnung der Dinge unter dem Dunkel unermeßlicher Wassermassen verschlossen, nun aber plötzlich wie befreit zu den Sonnenstrahlen aufschauend und von diesen glänzend und erleuchtet. Zahlreiche Schiffe waren bei dem Zurückweichen des Meeres, an der Stelle, wo sie eben segelten, aufgefahren und standen hier und dort wie zerstreute seltsame Hütten auf dem Boden des Landes der Tiefe. Es trat ein Augenblick der Ruhe ein, als sollte es nun immer so bleiben. Da liefen die Menschen schaarenweise ins Meergebiet hinein, hierhin und dorthin schweifend, um von dem Schlamme mit den Händen unzählige Fische und andere nützliche

---

[1]) Dies ist das Jahr, in welchem Valentinian und Valens zum ersten Male zusammen Consul waren. Dies Jahr geben auch die Chronik des Hieronymus und die Alexandrin. Chronik an.

Meerthiere einzusammeln. Aber es kam ebenso plötzlich der schreckliche Gegenstoß. Die grollenden Wogen, gleichsam erbittert, daß sie, die sonst so unbestritten herrschenden, zurückgeworfen und ihres Gebietes beraubt sich sahen, erhoben sich unter furchtbarem Brausen wie zu einem Schlachtgetöse, unter dem die Welt in Trümmer fallen sollte, und mit donnerndem Rauschen bedeckten sie nicht blos ihr früheres Gebiet, Schiffe und Menschen begrabend, sondern im Siegeslaufe stürzten sie weit über ihre Grenzen hinaus, Inseln verschlingend und Landzungen wegreißend, Uferstädte zertrümmernd und hohe, prächtige Gebäude dem Boden gleichmachend. Die Leichen von Frauen und Männern trieben umher auf den Fluthen, von Greisen und Kindern, viele Tausende, erzählt Ammian, 50,000 schätzte Cedrenus die Zahl. Große Seeschiffe, die mitten auf dem Meere schwammen, wurden auf's Land geworfen, so daß sie auf Felsen hängen blieben oder auf den Dächern der Häuser, wie es zu Alexandrien geschah, oder weit ins Land geschleudert wurden, wie Ammian es im Süden des Peloponnes bei Mothon sah, daß eines zwei römische Meilen (mehr als dreiviertel Stunde) vom Ufer erst den Boden erreicht hatte und zerbrochen ward. [1])

Während dieser Schrecken waren die Bewohner der Stadt Epidaurus, welche dem sichern Untergang geweiht schien, hervorgestürzt wie zum Kampfe gegen die wie Berge sich heranwälzenden Wogen. Doch, wo war der Held, der den Kampf aufnehmen sollte? Sie kannten ihn; in die Zelle des heil. Hilarion trieb sie die Angst, sie baten ihn

[1]) Die Hauptschilderung bei Ammian. Marc. XXVI, 10. Dann bei Hieron., Vita S. Hilarionis 40. Chronik zum zweiten Jahre des Valentinian; Chron. Alex., Socrates, h. e. IV, 3. u. A.

nicht, sie hoben ihn auf, trugen ihn ans Ufer und stellten ihn dem tobenden Meere, den blind rasenden Elementen gegenüber. Mit himmlischer Ruhe stand er da einen Augenblick, dann beugte er sich und zeichnete drei Kreuze in den Sand. Dann erhob er sich und streckte in königlich gebietender Stellung die Hände aus gegen die brausende Fluth. Und, o Wunder! nicht näher kamen die Wogen; sie schwollen an zu der Höhe eines riesigen Berges, und in sich aufseufzend und erbebend, sanken sie allmählich in sich zusammen, so daß der dalmatinischen Küste in der Gegend von Epidaurus kein Schaden mehr geschah. Dies Wunder, bemerkt der heil. Hieronymus etwa fünfundzwanzig Jahre später, rühmen die Bewohner von Epidaurus und der ganzen Gegend bis auf den heutigen Tag; die Mütter erzählen es den Kindern, welche es hinwiederum den Nachkommen überliefern sollen. Hieronymus erinnerte sich dabei auch an das Wort des Herrn: „Wenn ihr Glauben habet wie ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: hebe dich von hinnen, dorthin! und er wird sich heben, und nichts wird euch unmöglich sein.“

Das wäre nun Alles gut gewesen, wenn nur nicht Hilarion deshalb hätte berühmt sein müssen. Es gerieth das ganze Küstenland in Bewegung, auch die Weltstadt Salonä; die lästigen Bewunderer kamen immer zahlreicher, und das war es, was der sanfte, demüthige Greis nicht ertrug. Trotz seiner Gebrechlichkeit bestieg er daher heimlich bei Nachtzeit mit Hesychius und Gazanus einen kleinen Nachen und vertraute sich dem von ihm vor Kurzem bezwungenen Meere an. Nach zweitägiger Fahrt erreichten sie ein Frachtschiff, welches sie aufnahm und mit ihnen nach Cypern hin steuerte. Als das Schiff eben zwischen dem Vorgebirge Malea an der südöstlichen Spitze von La=

conica und der von mythologischer Poesie umwehten Insel Cythera[1]) friedlich daherfuhr, sahen sie mit Schrecken am Ufer ein großes Seeräuberschiff, ein nicht mit Segeln, sondern mit Ruderstangen gelenktes, aus welchem die Seeräuber in zwei nicht eben kleine Kaperschiffe stiegen und rasch und sicher ihnen entgegenfuhren. Und da in dem lacedämonischen Meerbusen ein starker Wellenschlag war, so war die Flucht dem Frachtschiffe unmöglich, dessen Steuermann und Ruderer ohnehin den Muth verloren. Da liefen sie Alle verwirrt und ängstlich zu Hilarion und riefen: „Die Seeräuber sind da!“ Auch seine Jünger zitterten. Und es schaute der Greis hinaus in die See und sah die Räuber mit Macht arbeiten und sich nähern. Ein sanftes Lächeln flog über sein Antlitz. Zu seinen Jüngern aber sprach er: „Ihr Kleingläubigen, warum seid Ihr in Angst? Sind denn der Korsaren mehr als Pharaon's Heer? Und doch hat Gott Pharaon's Kriegsknechte alle in die Fluthen versenkt!“ Unterdeß kamen die feindlichen Kaperschiffe ihnen nahe bis auf die Entfernung eines Steinwurfs. Da stellte Hilarion sich ganz vorne an den äußersten Rand des Vorderschiffes, dem die Kaperer sich entgegenzuwerfen im Begriff waren, streckte seine Hand wider sie aus und rief: „Begnügt Euch jetzt, so weit gekommen zu sein!“ Da machten die Kaperschiffe plötzlich eine Rückschwenkung, die keine entgegengesetzte Ruderbewegung zu ändern vermochte. Die Seeräuber wunderten sich über die unfreiwillige Umkehr, es befiel sie ein unheimlicher Schrecken, und sie arbeiteten nun selbst, um zu ihrem Schiffe zurück zu gelangen, so daß die Rückfahrt eine schnellere war als vorher die hastige Fahrt zum Angriff.

---

[1]) Jetzt Cerigo, bekannt durch Reichthum an Corallen und Purpurschnecken. Auch die Rosinen dieser Insel sind berühmt.

Nun ging die Fahrt glücklich von Statten durch die Cycladen hin, bis sie auf Cypern landeten. Cyprus, schon Homer bekannt, hieß im Alterthume jene große Insel von mehr als 85 Meilen Umfang im cilicischen Meere, deren Schönheit und Fruchtbarkeit frühzeitig kühne phönicische Seefahrer zur Ansiedlung anlockte, aber auch die Gründer und Beherrscher weiter Reiche nach ihrem Besitze begierig machte. Amasis eroberte sie für Aegypten, Cambyses für Persien, Alexander für sein Weltreich, von dem Ptolemäus sie wieder erbte für Aegypten; endlich gewann sie Augustus als blühende römische Provinz. Als der Apostel Paulus seine große Heidenbekehrung feierlich begann, ging er zuerst nach Cypern, wo er anfing sich seines römischen Namens Paulus zu bedienen. Von Salamis, der östlichen Hauptstadt beginnend, durchzog er die ganze Insel bis zu der im Westen bedeutendsten Stadt Paphus, wo er dem römischen Statthalter Sergius Paulus durch Wort und That Ehrfurcht einflößte, so daß dieser glaubte, „staunend über die Lehre des Herrn". Hier war es, wo Hilarion mit seinen Jüngern ans Land stieg. Die alte Stadt Paphus hat seinen Ursprung im grauen Alterthume, wahrscheinlich durch die ältesten phönicischen Seefahrer erhalten. Sie lag auf einem Uferhügel an der südwestlichen Seite der Insel und war den Alten geheimnißvoll durch mythologischen Götterglanz, indem sie namentlich als Lieblingsaufenthalt der Venus galt. Man sieht davon heute noch Ruinen. Unweit dieser Stadt, etwas nördlich, lag das alte Erythra dicht an der Küste, welches den Namen Neupaphus annahm. Dieses hatte den schönsten Hafen auf der Westseite und wurde daher bald bedeutender als Altpaphus. Es erhob sich eine Zeit lang zum Sitze einheimischer Könige; unter den römischen Kaisern wohnte daselbst der

Statthalter. Ein Erdbeben hatte zur Zeit des Kaisers Augustus Neupaphus zertrümmert, doch war es auf desselben Kaisers Befehl wieder aufgebaut worden. Aber diese Erdbeben hatten sich wiederholt, und Hieronymus berichtet, daß auch zu seiner Zeit nur noch an den vielen großen Ruinen zu erkennen sei, was die Stadt einst gewesen. Etwa dreiviertel Stunde davon entfernt war ein einsamer aber freundlicher Ort, den Hilarion sich auserlas. Niemand hinderte ihn, daß er dort sich und seinen Jüngern Zellen baute. Ihr ganzes Ansehen flößte Vertrauen ein; man sah in ihnen arme, aber friedliche Menschen. Da war denn Hilarion sehr fröhlich, daß er ruhmlos in Niedrigkeit lebte und gering geachtet und übersehen wurde. Freilich dauerte seine Freude nur wenige Tage. Bald war es wieder um seine Ruhe geschehen. Im Laufe von ungefähr zwanzig Tagen wußte man auf der ganzen großen Insel, daß der berühmte Greis, der Fürst der Einsiedler Palästina's und Syriens gelandet und irgendwo seine Zelle gebaut habe. Es war, wie wenn Geisterstimmen allenthalben es ausriefen: „Hilarion ist da, der Diener Christi!" Salamis, Curium, Lapethus und alle übrigen Städte der Insel waren von dem Rufe erfüllt, und bald zogen ganze Haufen umher, um den Heiligen zu suchen. Kaum mehr als dreißig Tage waren seit seiner Niederlassung bei Paphus vergangen, als eine Schaar von etwa zweihundert Männern und Frauen ihn entdeckte. Als er sie ankommen sah, wurde er sehr betrübt, daß man ihm auch hier keine Ruhe gönne. Seine edle Rache aber bestand darin, daß er heiße und andauernde Gebete für sie Gott darbrachte und sie Alle mit Trost und Rath und Heilung beglückte. Obgleich er nun immer wieder mit dem Gedanken an eine abermalige Flucht umging, wurde er doch an diesem Orte zwei Jahre fest-

gehalten. Unterdessen sandte er nun von Cypern aus, wo er seiner Heimath wieder näher war, seinen Liebling Hesychius nach Palästina, um die Brüder zu grüßen, und die Ueberreste seiner früheren Kloster-Gründung zu besuchen. —

---

## XII.

## Asyl und Ruhestätte.

Als Hesychius aus Palästina zurückkehrte, fand er seinen Meister fest entschlossen, bei Paphus nicht länger zu bleiben. Auf die Frage, wohin er denn nun gehen wolle, erwiederte Hilarion: „Wieder nach Aegypten, aber in jene Gegend, welche Bucolium heißt." Was ihn zu dieser Wahl bestimmte, war nichts anderes als der Umstand, daß dort ein noch ganz heidnischer, barbarischer, wilder Volksstamm wohnte. So bemerkt es Hieronymus. Es war wahrscheinlich die Gegend um den bucolischen Nilcanal. Dem Hesychius gefiel der Plan nicht, daß der müde Greis von fünfundsiebzig Jahren noch eine solche Seereise unternehme, um ins Ungewisse hinauszufahren; er rieth ihm also von dem Plane ab und machte den Vorschlag, mehr landeinwärts zu gehen und einen verborgenen Ort auf der Insel Cypern selbst aufzusuchen. Hilarion gab den Bitten des geliebten Jüngers nach.

Da wanderten sie denn lange umher, über die fruchtbaren, emsig bebauten Gefilde leicht hin, an den Städten, Villen rasch vorüber, aber Wald und Felsen ernstlich fragend, ob sie wohl einen armen Greis vor Ruhm schützen könnten. Endlich fanden sie das ersehnte Asyl. Zwölf

römische ($2^2/_5$ deutsche) Meilen vom Ufer kamen sie an ein einsames schroffes Gebirge, welches sie mühsam, meist auf Händen und Knieen sich emporarbeitend, erstiegen. Und siehe da! Vor dem letzten Felsgipfel gelangten sie noch zu einem kleinen Paradieschen. Der schroffe Fels, den sie so mühselig erklettern mußten, trug auf seinem ziemlich breiten Rücken fruchtbaren und ehemals bebauten Boden, der nun herrenlos schien. Wenn man zu der Bergspitze aufschaute, war dieser Raum wie ein Thälchen; trat man aber an den Rand von duftendem Rasen, zu diesem oder jenem Blumenbüschel, oder dorthin zu den prächtigen Bäumen: so sah man in grauenvolle Abgründe. Es war aber daselbst ein reicher Baumwuchs, ringsum die Höhe bekränzend; dazwischen die Ruinen eines uralten Heidentempels; viele Obstpflanzungen gediehen vortrefflich, ein Gärtchen, von den weißschäumenden Sturzbächlein, die von dem Berggipfel kamen, stets Feuchtigkeit empfangend, war überaus anmuthig. Das war nun das Asyl, Hilarion und seine Jünger nahmen sogleich Besitz davon. Hier lebte er auf, hier hatte er die letzten fünf Jahre seines Lebens Ruhe, indem er nicht berühmt zu sein brauchte. Der Ort war so verdeckt von Felsen und Wald, und das Gebirge mit seinen zackigen Felsen und Klüften so unwegsam und schwierig zu erklimmen, daß selten Jemand es vermochte oder wagte hinaufzusteigen. Hier war er nun in seinen frommen Uebungen und in seinem kindlich frohen Verkehre mit der reichen ihn umgebenden Natur so einsam als er es wünschte. In der Regel war nur sein guter Diener Gazanus bei ihm, denn Hesychius kam nur von Zeit zu Zeit besuchsweise. Er scheint fortan die Leitung der palästinensischen Einsiedler im Namen und im Geiste des lieben heil. Hilarion übernommen zu haben. Und das war wohl

mit ein Beweggrund gewesen, warum er den Meister so eindringlich gebeten, er möge auf Cypern bleiben, weil er mit dieser Insel verborgeneren und ungestörteren Verkehr haben konnte, als mit Aegypten, wohin er nur auf der großen Weltstraße wandern konnte.

Es waren schon wieder einige Jahre hingegangen, seit der greise Einsiedler jubeln durfte, daß er unbekannt sei, als er eines Tages vor dem Garten einen paralytisch kranken Menschen fand, der am ganzen Körper gelähmt war. Gerade befand sich Hesychius zum Besuche anwesend. Ihn fragte der Meister, wer jener sei und wie er heraufgekommen. Da erfuhr er, dieser sei der frühere Verwalter der Besitzung, zu welcher der Garten, in dem sie die Zellen hatten, gehörte. Hilarion sah den Kranken in seiner Hilfsbedürftigkeit voll Mitleid an, wie er so am Boden lag, und so fingen sie zusammen an zu weinen. Dann reichte er ihm die Hand und sprach mit mildem doch gebietendem Tone: „Ich sage Dir im Namen unseres Herrn Jesu Christi, steh' auf und wandle!“ Mit der Schnelligkeit des gesprochenen Wortes durchströmte Kraft die Glieder des Verwalters, und er sprang auf und war gesund. Von solchem Wunder flog die Sage zu den zerstreuten Villen und Besitzungen auf den Nachbarhöhen und in den Bergthälern. Da schreckte die Besuchenden kein steiler Fels und kein unwegsames Dickigt mehr ab. Auch begannen im weiten Kreise die Bewohner der umliegenden Villen wachsam zu sein, daß dieser Schatz der ganzen Gegend ihnen nicht entkomme. Denn es hatte sich weithin die Sage verbreitet, daß Hilarion nie lange an demselben Orte bleiben könne; er sei wie der Regenbogen, der plötzlich — man wisse nicht, woher er komme — seinen leuchtenden Fuß in ein schöner darob grünendes und blühendes Saatfeld stelle und durch seinen

Anblick eine kurze Zeit erfreue, niemals aber könne festgehalten werden. Doch waren seine Gedanken diesmal nicht auf ein neues irdisches Land gerichtet, vielmehr rüstete er sich bereits gänzlich von der Erde auszuwandern und einzuziehen in das Land der Lebendigen.

Im Jahre 370, als Hesychius wieder in Palästina war, starb Gazanus, der treue Jünger und Diener des lieben Meisters, wahrscheinlich jener Gazanus aus Majuma, den Hilarion in Palästina von einer Krankheit geheilt hatte. Wenige Tage nach dem Tode seines Dieners erkrankte auch der Meister. Er verkündigte denen, die eben zum Besuche nahten, daß er, von des Körpers Banden nun bald befreit, auswandern werde und heimkehre zu dem Herrn. Schnell ging die Botschaft nach Paphus und anderen Städten, und bald war er von einer großen Schaar umgeben, die seines Ausgangs harrten. Er aber schrieb in Form eines kleinen Briefes sein Testament. Universalerbe sollte Hesychius sein, und zwar sollte dieser erben: sein Evangelienbuch, — das von ihm selbst geschrieben, — seine Tunica (von grober Leinwand), seine Kappe und seinen griechischen Mantel. Das waren ja alle seine Reichthümer, welche er sichtbar zurückließ. Darnach bat er dringend die Umstehenden, unter welchen sich auch eine sehr fromme Matrone, Constantia, deren Schwiegersohn und Tochter der Heilige durch eine Salbung mit Oel von einer tödtlichen Krankheit befreit hatte, sich befand, sie möchten seinen Leib, nachdem er gestorben, keine Stunde über der Erde lassen, sondern sofort angekleidet wie er sei, nämlich mit der härenen Tunica und Kappe und mit dem groben Mantel, in dem Garten begraben und mit Erde bedecken. Während er dies angeordnet, war die Lebenswärme aus seinem Körper fast gänzlich geschwunden; noch hielt er aber die Augen geöffnet.

Da sprach er: „Wandre aus, meine Seele, was zagest Du? Beinahe siebenzig Jahre hast Du Christo gedient und fürchtest den Tod?“ Da schwand der Seele die Furcht und Hilarion hauchte sie aus in die Hände seines himmlischen Vaters. Alsobald machten sie ihm ein Grab in dem Garten, der seine letzten fünf Jahre so versüßt hatte, und sie legten ihn hinein und bedeckten ihn mit Erde nach seines Herzens Wunsch. So kam es, daß in Paphus nicht erst gemeldet wurde, er sei gestorben, sondern er sei begraben.

Das Grab war nun kostbar in den Augen aller Christen auf Cypern. Die Wallfahrten zu demselben begannen sogleich und man sprach von vielen Gebetserhörungen und Wundern. Besonders aber war es Constantia, welche das theure Grab mit Liebe hütete. Ganze Nächte durchwachte sie bei demselben; dann sprach sie laut mit Hilarion, wie wenn er lebend vor ihr wäre, und dann fühlte sie sich innerlich zum Gebete entflammt und getröstet und gestärkt.

Als Hesychius die Kunde von dem Heimgange seines großen Meisters erhielt, kam er sogleich nach Cypern, bezog eine Zelle in dem Garten und erklärte, er wolle nun fortan bei dem Grabe seines geistigen Vaters wohnen. Das nahm Niemanden Wunder und Keiner hinderte es, weil Alle wußten, wie sehr Hilarion diesen Jünger geliebt. Dennoch gelang es ihm nur mit großer Klugheit und Mühe, die Wachsamkeit der Nachbarn einzuschläfern. Nach zehn Monaten stahl er, wahrscheinlich von einigen palästinensischen Jüngern unterstützt, den heil. Leib und brachte ihn mit der größten Lebensgefahr auf ein Schiff. Denn ohne Zweifel hätten die Cyprier, wenn sie ihn auf frischer That ertappt hätten, ohne Erbarmen ihn erschlagen. Als er mit der köstlichen Beute in Majuma, der Hafenstadt von Gaza anlangte, ordnete sich bald ein unabsehbarer Zug von Ein=

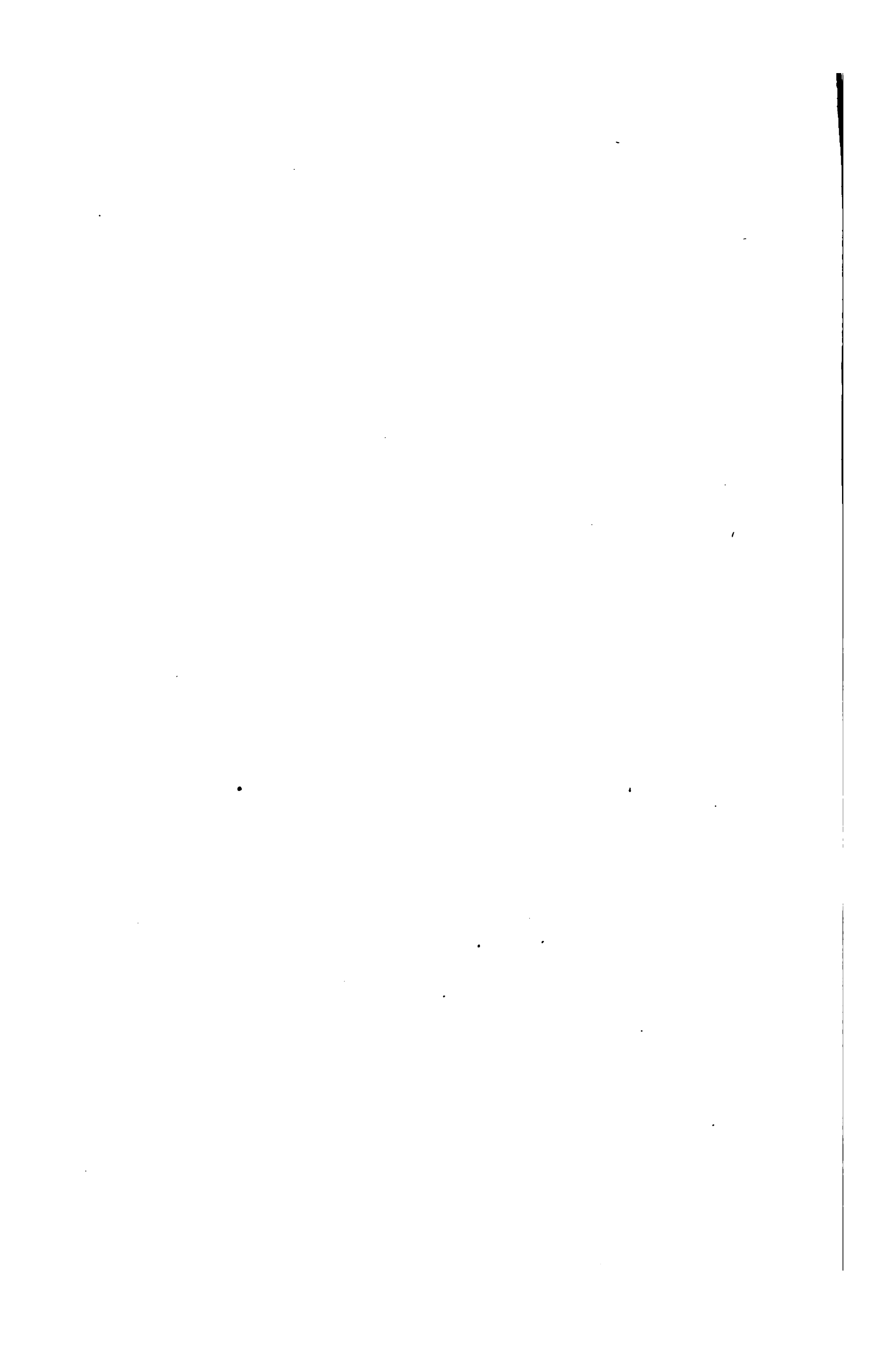
siedlern und Gläubigen, und so führten sie den Leib dessen, dem sie einst, da er nicht berühmt sein wollte, zum schmerzlichen Abschiede das Geleit gegeben, nun in seine erste große Einsiedler-Colonie zurück, und dort begruben sie ihn, gerade so, wie ihn die Cyprier ins Grab gelegt hatten, mit Tunica, Kappe und Mantel, welches Alles noch unversehrt war. Ja, auch der Leib war unversehrt; er sah aus wie im Leben, und ein Duft strömte aus von demselben, wie wenn er mit kostbaren Salben übergossen wäre.

Aber auf Cypern war nun großer Kummer. Als Constantia von dem ungeahnten Raube Kunde erhielt, starb sie vor Leid, weshalb der heil. Hieronymus ihre fromme Liebe tiefbewegt rühmte. Auch bemerkte derselbe, daß in dem Garten auf Cypern zu seiner Zeit mehr Wunder geschehen, wie am Grabe in Palästina, vermuthlich, weil Hilarion jenen Ort mehr geliebt habe. Auf jeden Fall gaben die Cyprier nicht zu, daß sie leer ausgegangen; denn wenn die Palästinenser sich rühmten: „Wir bewahren den Leib des heiligen Hilarion," so sprachen sie gehobenen Sinnes: „Und wir den Geist!" —

---

# Malchus,

## der gefangene Einsiedler.



# I.

## Das geheimnißvolle Paar.

Der heil. Hieronymus war in voller Lebensfrische und Blüthe, als er zu Antiochien in Syrien für die Ausführung seines Entschlusses, Einsiedler zu werden, die Vorbereitungen traf. Er hatte nicht blos vieler Städte Sinnen und Treiben, sondern auch vieler Einsiedler Geist und Sitten kennen gelernt. Nach Antiochien war er mit seinen Freunden Innocentius und Evagrius gekommen; nicht lange, so war der erstere gestorben, was ihn sehr traurig machte. Evagrius, vielleicht sein Blutsverwandter, der im Jahre 388 Bischof eines Theils der damals gespaltenen antiochischen Gemeinde wurde, willigte, da er seinen Trübsinn sah, um so eher in die Trennung ein, als sich ein Aufenthaltsort für den neuen Einsiedler Hieronymus darbot, welcher einen ziemlich lebhaften Verkehr beider Freunde nicht ausschloß. Jener nämlich hatte etwa sechs deutsche Meilen südöstlich von der Hauptstadt Syriens eine freundliche Besitzung in der syrischen Landschaft Chalcidice, welche den Namen Maronia führt. Dort befand sich eine christliche Kirche mit einer kleinen Gemeinde. So entschloß sich denn Hieronymus, die Einöden in der in ihren bebauten

Theilen sehr fruchtbaren Landschaft Chalcidice zu wählen und sich zuweilen in Maronia einzufinden, um den Verkehr mit seinen Freunden zu erhalten und im Zusammenhange mit den großen Ereignissen der Kirche zu bleiben. Er begann das Zellenleben in der Wüste um das Jahr 374.

Hier ging es oft heiß in seinem Herzen her, es war kein süßes Stillleben. Die gesunde, üppige Lebenskraft des Dalmatiners machte ihm viel zu schaffen. Je mehr sie aber hervorquoll, desto gewaltiger war seine Anstrengung, sie zu zähmen. Sich selber zürnend und unerbittlich hart gegen sich, drang er einsam in das Innerste der Wüste. Wenn er verlassene Thalschluchten und Höhlen, besonders wilde, rauhe Stellen der Berge und schroffe, jähe Felsen entdeckte, so glaubte er den Tempel für sein eindringliches Gebet und das Zuchthaus für seinen armseligen Leib gefunden zu haben. Konnte er diesen nun dennoch durch wochenlanges Aushungern, wodurch seine Glieder, in grobe Sackleinwand gehüllt, entstellt wurden, nicht in Zucht halten und dauernd unterjochen; war es ihm in der weiten Wüste, wo die Sonnengluth Alles ausgebrannt und seine Haut gefärbt hatte wie die eines Aethiopiers, als befände er sich plötzlich unter allen Ergötzlichkeiten, welchen die Römer sich hingeben, indem seine Phantasie ihm dieselben wie in einer Fata morgana vor seine glühende Seele hinzauberte: dann wurde er namenlos betrübt. Dann schien es, als hätte seine Furcht vor der Hölle ihn umsonst in die Wüste getrieben, um Gefährte der Scorpionen und wilden Thiere zu sein, und er hätte verzweifeln müssen, wenn er sich nicht im Geiste zu den Füßen Jesu geworfen, und dort liegend diese mit seinen Thränen benetzt und mit seinen Haaren abgetrocknet hätte. So waren täglich Thränen, täglich Seufzer sein Antheil. Aus dem Tage in die Nacht hin-

über geleitete ihn sein Klageruf, und er hörte nicht auf, an seine Brust zu schlagen, bis der Herr durch die innere Stimme es ihm verwies und ihm Ruhe gebot. Wenn der Schlaf ihn endlich überwältigte, warf er die kaum noch zusammenhängenden Glieder auf die bloße, harte Erde.[1])

Wer hätte nun glauben sollen, daß dieser mit sich selbst so beschäftigte Einsiedler noch Sinn und Gedanken gehabt für das, was in der weiten Welt und namentlich unter den Christen vor sich ging? Und doch ist es gewiß, daß er in derselben Wüste anfing, Hebräisch zu lernen, daß er Briefe schrieb an seine fernen Freunde, z. B. an seine Freunde in Aquileja, und daß er Jünger an sich zog, welche Bücher abschrieben, seine Diktate aufzeichneten und ihm den Apparat zu einem gelehrten Leben beschaffen halfen.[2]) Vor Allem aber unterhielt er, zuweilen in Maronia sich einfindend, den lebhaftesten Verkehr mit Evagrius, der ihm jede gewünschte wissenschaftliche Anregung zu vermitteln bereit war. Hier war es nun auch, wo noch für jede eigenthümliche menschliche Erscheinung sein ungeschwächtes Interesse sich zeigte.

Zu Maronia nämlich erregte eines Tages ein geheimnißvolles Paar, ein Greis und eine ebenfalls uralte Frau, seine Aufmerksamkeit. Diese Beiden wohnten zusammen, beteten zusammen und gingen nie getrennt. Mit solchem Eifer waren sie den religiösen Uebungen zugethan, daß sie eher in der Kirche zu wohnen schienen als in ihrer Hütte, und daß man hätte glauben sollen, man sähe Zacharias und Elisabeth, wie sie in dem Evangelium geschildert werden, nur daß dann Johannes in ihrer Mitte fehlte. Frei-

---

[1]) Vergl. Epist. 22 ad Eustochium, c. 7.
[2]) Vergl. Epist. 5 ad Florentium, und 6 ad Julianum.

lich konnten sie auch an Simeon und Anna erinnern, wenn Einer, wie Hieronymus, mit ihrer Geschichte nicht bekannt war; denn der Greis sah aus wie Einer, in dem der heil. Geist ist und der eine himmlische Verheißung hat; seine Gefährtin aber, die wohlbetagte, schien auch eine Prophetin sein zu können; sie verließ den Tempel nicht und dienete Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Der Greis hieß Malchus, welches in der syrischen Sprache „König" bedeutet. Ein Syrer war er nämlich offenbar nach seinem Nationaltypus und nach seiner Sprache, ein Eingeborener jener Gegend. Auch hatte er durchaus etwas Hohes und Königliches in seinem Wesen; wenngleich er vom Alter schon gelitten hatte und große Bescheidenheit ihn auszeichnete. Doch ein wahrer König thut ja nie stolz mit seiner Würde. Genug, Malchus hatte einen gewissen Adel in seinen Sitten und seine Sprache war immer würdig und edel. Sein Verhältniß zu seiner Zeltgenossin war dem einfachen Beobachter schwer zu ermitteln: ob sie Ehegatten oder Blutsverwandte seien, oder durch geistige Freundschaft so eng verbunden, das ließ sich an ihrem Benehmen nicht entdecken.

Je öfter nun Hieronymus sie sah, desto anziehender wurden sie ihm, desto mehr wurde seine Wißbegierde in Bezug auf ihre Geschichte gereizt. Da fing er denn an zu fragen, Diesen und Jenen, wer die ehrwürdigen Leute seien, ob sie verheirathet, ob sie blutsverwandt oder blos befreundet seien? Ja, das wußte nun Niemand, man hatte sich gescheut, sie selbst zu fragen, und ein Polizeiamt in der Art, wie wir es heutzutage kennen, gab es zu Maronia nicht. Aber darin waren alle Befragten einmüthig und einstimmig, daß sie mit Begeisterung das Zeugniß ablegten, jene Beiden seien heilige und Gott wohlgefällige

Menschen. Was sie sonst noch erzählten, klang wunderbar, geheimnißvoll und sagenhaft. Da hielt Hieronymus es endlich nicht mehr aus, er faßte sich ein Herz, trat eines Tages kühn vor Malchus hin und fragte ihn selbst nach seiner Geschichte. Der Greis sah ihn milde an und, ich weiß nicht, ob sie unter schattigen Bäumen sich setzten oder lustwandelten, er begann zu erzählen.

---

## II.

## Wie Malchus Einsiedler wurde.

„Mein Sohn!“ so begann Malchus die Erzählung seiner Geschichte, „ich wurde auf einem Gute bei Nisibis geboren und war der einzige Sohn meiner Eltern. Da sie in mir den einzigen Sprößling und künftigen Stamm ihres Geschlechtes und Erben der Familie sahen, so wollten sie mich frühzeitig nöthigen, zu heirathen. Ich aber erklärte ihnen, daß ich lieber Einsiedler werden wolle. Ach, da folgte eine traurige Zeit! Hier begegnete ich dem drohenden Blicke des Vaters, dort dem gefährlicheren schmeichelnden Auge der Mutter. Wer meine Liebe wüßte, mit der ich an meinen Eltern hing, der würde ermessen, wie groß und schwer die Drohungen des Vaters und wie mannigfach und eindringlich die schmeichelnden Bitten der Mutter gewesen, so daß ich endlich mich gezwungen sah, heimathlichen Heerd und Eltern zu verlassen.

Wohin sollte ich mich wenden? Oestlich war sofort die persische Grenze und die römische Schutzwache; ich ging also westlich. Wohin? das wußte ich selbst nicht. Ich

trug nur eine sehr geringe Wegzehrung bei mir, um wenigstens für den Hunger der ersten Tage zu haben. So kam ich zu der Wüste von Chalcis, welche zwischen Innuä und Beröa, aber etwas südwärts liegt. Hier fand ich Einsiedler, deren Führung ich mich überließ. Durch Händearbeit gewann ich da meinen Unterhalt und durch Fasten hielt ich meinen Leib in Zucht. —

---

## III.

## Malchus geht sein Erbe antreten.

So lebte ich lange Zeit, bis nach vielen Jahren die Sehnsucht mich ergriff, in die Heimath zurückzukehren. Daß mein Vater gestorben sei, hatte ich erfahren; aber die Mutter lebte noch, und ihr wollte ich im Wittwenstande Trost zusprechen. Dann gedachte ich auch die kleine Besitzung zu verkaufen, einen Theil von dem Erlös den Armen zu geben, einen andern Theil unserer Einsiedler-Familie zu bringen und — warum soll ich erröthen, meine Sünde zu bekennen? — einen dritten Theil für eigene Bedürfnisse und Auslagen mir zu hinterlegen. Ich theilte mein Verlangen und meine Gedanken dem Abte mit, der uns leitete. Dieser aber that heftigen Einspruch; es sei eine Versuchung des bösen Feindes, sagte er, unter einer tugendhaften Vorspiegelung bereite derselbe mir einen arglistigen Hinterhalt. So sei schon mancher Einsiedler getäuscht worden; der Teufel verrathe sich nie durch offenes Zeigen seiner Stirne. Er führte mir Beispiele aus der heil. Schrift vor, unter andern auch jenes, daß der Versucher Adam und Eva

durch die vorgegaukelte Hoffnung, Gott gleich zu werden, zum Falle gebracht. Als solches väterlich-ernste Zureden und Belehren nichts half, wurde der Abt weder verdrießlich noch beleidigt, auch schalt er mich nicht, weil ich sein Ansehen nicht achte und mich nicht unterordnen wolle in Gehorsam; sondern er fiel vor mir auf die Kniee und fing an, mit flehentlichen Bitten mich zu bestürmen, daß ich ihn nicht verlassen solle, mich selbst auch nicht dadurch verderbe, daß ich zurückschaue, nachdem ich die Hand an den Pflug gelegt. Ach ich Unseliger, ich errang einen schlimmen Sieg, indem ich von seiner warnenden Stimme mich nicht überwinden ließ! Ich wähnte gar, er suche nicht mein Heil, sondern Trost für sich selbst. Ich ging also. Da ich aus dem Kloster schied, so begleitete er mich, wie man einer Leiche das Geleit giebt, und indem er mir Lebewohl sagte, sprach er noch die erschütternden Worte: „Ich sehe Dich schon gebrandmarkt mit dem Male eines Sohnes des Satans. Ich frage nicht mehr nach den Gründen, Entschuldigungen nehme ich nicht an. Ein Schäflein, das allein aus dem Schafstall läuft, ist sofort den Bissen des Wolfes ausgesetzt!" Aber es war, als hörte ich das Alles nicht mehr, indem ich von dannen eilte; und doch meinte ich, da ich schon weit weg war, er wäre immer noch hinter mir und rief jene Worte. —

Die Landstraße von Beröa nach Edessa führt bei einer Wüste vorüber, welche fortwährend Saracenen nomadenartig durchschweifen, bald hier, bald dort am Wege plötzlich auftauchend. Jene Straße ist daher unsicher, so daß die Reisenden sie nur in Caravanen benutzen, um, wenn es Noth thut, einander gegenseitig zu helfen. Auch ich gebrauchte jene Vorsicht und schloß mich einer Caravane an. Es waren unser, Männer und Frauen, Greise und Jünglinge

und Kinder, siebenzig an der Zahl. Und siehe! Plötzlich stürzte sich eine Schaar von Ismaeliten auf uns. Sie saßen auf Rossen und auf Kameelen; das Haupt, von langgelocktem Haar umwallt, schmückte eine Kopfbinde; von dem halbnackten Leibe flatterte tief herabhängend ein Mantel, und an den Füßen trugen sie weite Soldatenstiefel; von den Schultern hing der Köcher herunter. Sie schwangen die schlaffen Bogen und drohten mit langen Wurfspießen. Hier gab es für sie keinen Kampf, sondern nur Beute. Wir wurden Alle ein Raub für sie, auseinander gerissen und nach verschiedenen Seiten hin fortgeschleppt. Da hatte ich nun mein Erbtheil angetreten! Ach, zu spät kam die Reue wegen meines Entschlusses! Ich kam mit einer jungen Frau zusammen in die Sklaverei desselben Herrn, der uns auf hohe Kameele lud, daß wir mehr darauf hingen als saßen und stets herunterzustürzen fürchteten. So wurden wir durch eine weite Wüste fortgeführt. Halbrohes Fleisch war unsere Speise, und die Milch der Kameele unser Trank. Endlich, nachdem wir über einen großen Fluß gesetzt, kamen wir in die Einöde, wo der Ismaelit, dessen Sklaven wir geworden, Weib und Kinder hatte. Nachdem wir diesen auf Befehl unsere Huldigung dargebracht durch tiefe Verbeugungen, begann sich mein Loos bestimmter zu gestalten. Ich mußte vor Allem meine Kleider wechseln, d. h. meine ärmliche Einsiedlertracht ablegen und mit einem Lendengürtel mich begnügen. Mehr Kleidung war auch bei dem heißen Klima, in dem wir uns befanden, nicht zu ertragen. Darauf wurde ich in mein Amt eingeführt; es wurde mir nämlich eine Heerde Schafe übergeben, die ich weiden sollte. Dabei hatte ich nun den Trost, daß ich auf diese Weise meine Herrschaft und meine Mitsklaven selten sah. Da kam es mir vor, als hätte mein Loos etwas Aehnliches mit

dem des heil. Patriarchen Jacob, und ich erinnerte mich an Moyses, weil Beide auch einst in der Wüste Hirten waren. Ich aß frischen Käse und Milch; ich betete ohne Unterlaß und sang Psalmen, welche ich im Kloster gelernt hatte. Da begann meine Gefangenschaft mich zu ergötzen, und ich dankte Gott für sein weises Gericht, das er an mir geübt, da er mich gelehrt in dieser Wüste des Einsiedlers Geist und Sitten zu bewahren, die ich in der Heimath verloren hätte.

---

## IV.

## Die Prüfung in der Gefangenschaft.

Doch ach, wie ist der Hinterhalt, in den man stürzen kann, so mannichfach und verborgen! Als mein Herr sah, daß ich seine Heerde treu hütete und gut weidete und daß sie zunehme, und als er in mir nur treuen Dienst und keinen Betrug fand, indem ich wohl wußte, daß der Apostel vorgeschrieben, jedem Herrn als von Gott geordnetem zu dienen, so wollte er mich dafür belohnen und mich dadurch noch eifriger und treuer machen. Er verfiel aber auf einen unheilvollen Gedanken. Er wollte mir nämlich jene mitgefangene junge Frau, deren Mann von einem andern Ismaeliten fortgeführt worden war, zur Ehe geben. Ich weigerte mich, indem ich sprach, ich sei ein Christ und darum sei es mir nicht gestattet, die Gattin eines noch lebenden Mannes zu heirathen. Diese Antwort versetzte den Herrn in solche Wuth, daß er mit dem gezückten Schwerte auf mich losstürzte, um mich zu tödten, und keine Rettung

blieb, als daß ich augenblicklich die zitternde Frau mit beiden Armen umfaßte, wie wenn ich seinen Willen zu thun entschlossen sei. Das besänftigte ihn denn auch, ich mußte nun jene freilich auch in die halbverfallene Höhle nehmen, welche mir zur Nachtruhe diente. Es kam die Nacht, dunkler als gewöhnlich und mir nur allzuschnell. Brautführerin zu dieser seltsamen Hochzeitsfeier war uns die Traurigkeit. Wir verabscheuten damals Beide einander, ohne es uns auszusprechen. Da fühlte ich erst meine Gefangenschaft; ich warf mich auf die Erde und begann mein Einsiedlerleben als verloren zu beklagen. Dazu, rief ich, bin ich Elender bis heute dem Leben erhalten worden? Dahin haben mich meine Sünden gebracht, daß ich nun, wo mein Haupt grau zu werden beginnt, den Ehemann spielen soll? Was hilft es mir, Vater und Mutter, Heimath und Erbtheil um des Herrn willen verlassen zu haben, wenn ich das nun thue, welches zu vermeiden ich jenes Alles verachtet habe? Oder leide ich dies nun deshalb, weil ich dem Verlangen nach der Heimath wieder Raum gegeben? Was sollen wir thun, meine Seele? Gehen wir unter, oder siegen wir? Erwarten wir die Hand des Herrn, oder sollen wir uns mit eigenem Dolche durchbohren? Kehre selbst das Schwert gegen Dich, denn Dein Tod, meine Seele, ist mehr zu fürchten als der Tod des Leibes. Es hat auch die bewahrte Keuschheit ihr Martyrium. Mag unbegraben der Blutzeuge Christi in der Wüste liegen: ich selbst werde Verfolger und Martyrer zugleich sein! So hielt ich mein Selbstgespräch, meine Phantasie erhitzend und meinem Eifer das Licht der Besonnenheit raubend, während meine Mitdulderin stumm und bebend vor Leid dastand. Ich aber riß das Schwert aus der Scheide, daß es durch die schnelle Bewegung in der Fin-

sterniß, welche uns umgab, und trotz derselben aufblitzte, und indem ich es gegen mich kehrte, schrie ich: „Leb wohl, unseliges Weib, halte mich für einen Martyrer, statt für Deinen Mann!“ Da warf jene, die bis dahin sprachlos gewesen, sich schluchzend vor mir auf die Erde und rief: „Ich bitte Dich um Jesu Christi willen und beschwöre Dich bei der Noth dieser Stunde, vergieße nicht Dein Blut mir zum Verbrechen! Oder ist das Sterben nothwendig, so richte Deinen Dolch erst gegen mich und tödte mich: das sei dann die Gemeinschaft zwischen uns. Ich sage Dir: auch wenn mein eigener Gemahl zu mir zurückkehrte, würde ich doch fortan jungfräulich leben, wie die Wüste es mich gelehrt. Ja, ich würde lieber sterben, als es anders damit halten. Warum willst Du sterben, damit Du nicht die Pflichten eines Ehegemahls gegen mich habest? Siehe, ich würde sterben, wenn Du sie haben wolltest! Behalte mich denn als Genossin Deiner Jungfräulichkeit wie eine Schwester, und liebe den Bund der Seele mehr als den des Leibes. Mögen unsere Herrschaften uns wie Eheleute betrachten, Christus wird uns als Geschwister kennen. Wir werden jene leicht in ihrer Meinung bestärken und beruhigen, wenn sie sehen, wie wir einander lieb haben.“ Da stand ich selbst einen Augenblick wie sprachlos da vor Staunen und Verwunderung über die Tugend des Weibes, dann willigte ich ein in ihren Vorschlag, und ich liebte sie fortan mehr als eine Gattin.[1]) Doch war ich im Umgange sorgsam, damit ich im Frieden mit ihr nicht verliere, was ich im Kampfe zu bewahren gewußt. In solcher Scheinehe lebten

[1]) Im Texte steht: admiratus virtutem feminae, conjugem plus amari. Ich habe den Gedanken etwas anders gewendet; vielleicht ist auch die Lesart nicht richtig.

wir nun viele Tage, und wir schienen dem Herrn und der Herrin durch unsere Heirath noch viel liebenswürdiger geworden zu sein. Es kam ihnen kein Gedanke mehr an unsere Flucht, und sie hatten keinen Argwohn, wenn ich zuweilen einen ganzen Monat allein mit der Heerde in der Wüste umherzog. —

---

## V.

## Flucht und Rückkehr zu den Einsiedlern.

Nach langer, langer Zeit saß ich einmal allein in der Wüste. Ich sah nichts als Himmel und Erde. Da fing ich in der Stille an bei mir Alles wieder zu überdenken, und so erinnerte ich mich auch wieder der Zeltgemeinschaft mit jenen Einsiedlern bei Beröa, und besonders lebhaft trat das liebe Angesicht meines geistlichen Vaters, des Abtes, der mich zum Einsiedler gebildet, besessen und wieder verloren hatte, vor meine Seele. Unter solchen Gedanken und Erinnerungen erblickte ich einen Haufen Ameisen auf einem engen Wege emsig arbeiten. Da konnte man sehen, wie sie Lasten trugen, die größer waren als ihre Körperchen. Die einen schleppten mit ihrem kleinen Rüssel Samen von Kräutern; andere trugen Erde heraus aus ihren Gruben und Höhlen, und bauten Dämme auf, um das Einströmen des Wassers zu verhüten; jene, des kommenden Winters eingedenk, zerspalteten die Samenkörner, damit sie nicht, wenn der Boden feucht geworden, keimten und ihre Nahrung auf diese Weise verloren ginge; diese hinwiederum trugen wie in feierlichem Leichenzuge die Kör-

perchen todter Ameisen hinaus. Und was dabei noch besonders in so zahlreichem wimmelndem Schwarme zu verwundern war: die Hinauseilende war der Eintretenden nicht im Wege, und wenn eine unter allzugroßer Bürde und Last umfiel, waren gleich mehrere zur Stelle, welche mit hoben, stützten und halfen. Während ich dies herrliche Schauspiel betrachtete, wurde ich eingedenk des Königs Salomon, der uns zur Ameise sendet, ihren Fleiß zu schauen. Da befiel mich Ueberdruß an meiner Gefangenschaft. Ich gedachte der vielen Zellen jenes Einsiedlervereins, der ein Bild dieses Ameisen-Staates war, und ich sehnte mich zurück nach jenem Orte, wo die Arbeit auf ein Gemeinsames geht, wo Keiner etwas sein mag und Allen Alles gehört. Und ich wurde sehr traurig.

Als ich gegen Abend zu unserer Schlafgrotte zurückkehrte und meine Leidensgefährtin mir entgegentrat, bemerkte sie sogleich, daß ich betrübt war. Denn ich konnte vor ihr meine Betrübniß nicht verbergen. „Was ist Dir denn begegnet," sprach sie liebevoll, „Du siehst ja zum Sterben betrübt aus." Ich sagte ihr den Grund und forderte sie auf, mit mir zu fliehen. Sie willigte ein. Ich fordere tiefstes Stillschweigen; sie gelobt es. Da gab es nun viel zu überlegen. Lispelnd in heimlich vertrauter Rede schwankten wir zwischen Hoffnung und Furcht, bald hohen Muthes, bald kleinmüthig. Indessen wir hatten das Ziel fest vor uns und die Mittel mußten sich finden. Endlich waren wir einig. Ich hatte in der Heerde zwei Ziegenböcke von seltener Größe. Diese schlachtete ich im Geheimen, machte Schläuche aus ihren Fellen, und das Fleisch bereitete ich als Reisekost, so daß wir viele Tagereisen es aushalten konnten. An dem Tage nun, wo Alles fertig war, traten wir, sobald es dunkel geworden und unsere

Herrschaften meinten, wir schliefen, unsere Reise an. Die Schläuche und das Fleisch trugen wir. Drei Stunden Wegs waren wir gegangen, als wir einen Fluß erreichten. Das geschah nicht gegen unser Wissen und Sorgen. Wir bließen die Schläuche auf, banden sie fest zu, legten sie auf's Wasser und setzten uns darauf wie zu Pferde. Mit den Füßen ruderten wir und suchten so unser Fahrzeug dem jenseitigen Ufer zuzulenken. Es war eine sehr warme Nacht und die Fahrt auf dem Wasser an sich sehr angenehm. Da die Strömung des Flusses ziemlich stark war, so wurden wir zugleich abwärts getrieben und so landeten wir endlich am jenseitigen Ufer viel tiefer. Das war uns sehr günstig; denn so verloren die Verfolger, wenn sie an den Fluß kamen, jede Spur. Aber ein kleines Unglück war uns doch bei der Fahrt begegnet: das Fleisch war zum Theil naß geworden, zum Theil aber bei der immerhin schwierigen und ängstlichen Fahrt hinabgeglitten in den Fluß, so daß der gute Vorrath kaum auf drei Tage auszureichen schien. Da es gewiß war, daß wir zunächst durch wasserlose Gegenden kommen würden, so tranken wir bis zur vollen Sättigung, und dann eilten wir weiter; doch immer mit der größten Vorsicht und häufig umschauend. Wir gingen aber mehr des Nachts als am Tage, nicht blos aus Furcht vor einem Hinterhalte der weithin schweifenden Saracenen, sondern auch wegen der unerträglichen Sonnenhitze. Selbst bei der Erzählung jetzt durchbeben mich Schauer, wenn ich an die Gefahren jener Reise zurückdenke; wie sehr auch mein ganzes Bewußtsein von dem Gedanken der Sicherheit jetzt erfüllt ist, so erschauere ich doch am ganzen Leibe.

Am vierten Tage sahen wir plötzlich in der Ferne zwei Kameele, worauf Menschen saßen, in vollem Laufe

sich uns nähern. Sogleich ahnte mein Geist Schlimmes; ich dachte es sei der Herr: der Tod stand vor mir, es wurde mir dunkel vor den Augen, das Sonnenlicht wurde zur Finsterniß. Wenn wir auch nicht erblickt waren von den Verfolgern, so wurden wir durch unsere Fußspuren im Sande verrathen. Während wir so in Todesangst waren, gewahrten wir zur Rechten eine Höhle, die sich weit unter der Erde hinzog. Wir flohen hinein. Da aber Vipern, Scorpione und andere giftige Thiere sich vor der Sonnengluth gerade in den kühlen Schatten solcher Höhlen zurückzuziehen pflegen, so legten wir uns gleich am Eingange in eine Vertiefung zur linken Hand, um nicht, vor dem Tode fliehend, dem Tode in den Rachen zu eilen. Da faßten wir nun zugleich ein großes Gottvertrauen; wir dachten, wenn Gott uns Arme retten will, so finden wir Rettung, will er uns der Sünde wegen züchtigen, so ist hier unser Grab. Plötzlich hörten wir Lärm vor der Höhle; wir erkannten die Stimme des Herrn und eines Sklaven. Sie hatten unsere Spur. Der Herr befahl dem Sklaven, in die Höhle zu gehen und uns herauszuziehen, während er selbst bei den Kameelen blieb. Es war ein furchtbarer Augenblick; denn es ist ensetzlicher den Todesstreich zu erwarten, als denselben zu empfangen. In der Erinnerung fängt jetzt meine Zunge an zu stammeln, mir ist's, als hörte ich den Herrn rufen, und als dürfte ich keinen Laut wagen. Der Herr stand also mit gezücktem Schwerte bei den Kameelen, uns erwartend. Der Sklave kam in die Höhle, ging an uns vorüber drei bis vier Ellen weit, so daß wir ihn vom Rücken her sehen konnten, weil das Tageslicht so weit schimmerte, da er, wenn er sich umdrehte, nur am Eingange den Lichtschein sah und wir für ihn im Dunkeln blieben, wie das die Natur des menschlichen Auge

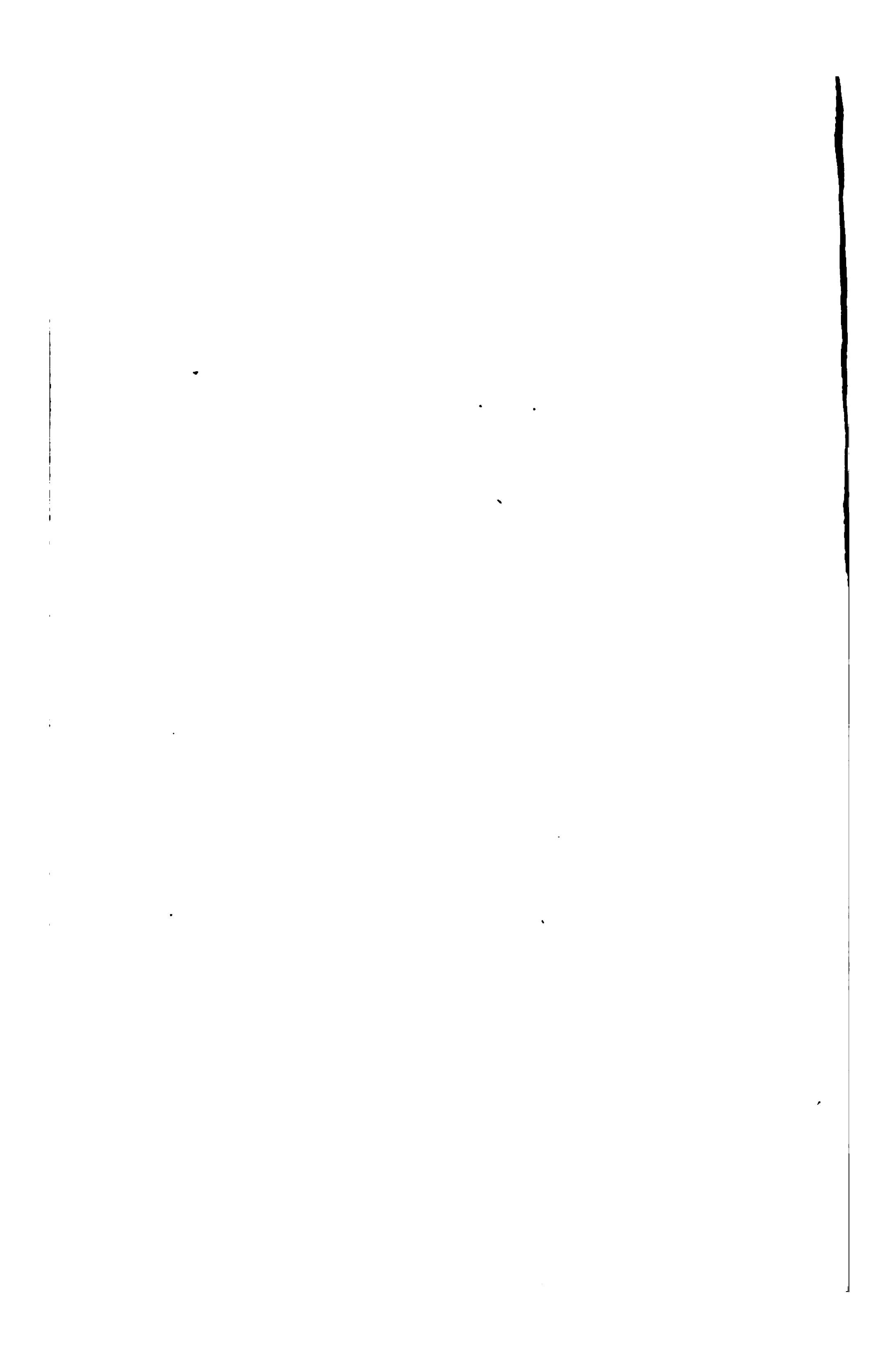
mit sich bringt. Als er so weit hineingegangen war, schrie er: „Kommt heraus, Ihr Elenden, kommt Ihr Todeskinder, der Herr ruft Euch und harret Eurer!“ Noch schrie er, als wir mit Entsetzen eine Löwin auf ihn stürzen sahen, die ihn vor unseren Augen würgte und blutig zerfleischt in das Innere der Höhle schleppte. Als der Sklave nicht zurückkehrte, vermuthete der Herr, wir Beide leisteten Widerstand und er könne uns nicht bezwingen. Er konnte endlich sich nicht länger halten in seinem Zorne; er stürzte, das Schwert in der Hand, zur Höhle und schalt in wüthendem Geschrei die Feigheit seines Sklaven; aber noch war er nicht bis zu unserer Grube eingedrungen, als die Löwin, an uns vorüberspringend, auch ihn zerriß und in die Höhle trug. Es war für uns einerseits der Anblick einer für uns kämpfenden Löwin großartig und erhebend, wenngleich er uns mit tragischem Entsetzen erfüllte; andererseits aber schienen wir jetzt selbst ein Opfer der Wuth dieses reißenden Thieres zu werden. Denn offenbar hatte die Löwin ihr Junges in der Höhle; sie war beunruhigt, sah ihr heimliches Wohnhaus gleichsam verrathen und so war es gewiß, daß sie nun wachsam jede Bewegung beobachtete. Wir wagten nicht, uns zu rühren. Unsere jungfräuliche Hingebung an Gott war auch in dieser Noth unser Trost. Aber die Löwin bemerkte uns nicht. Vielmehr war sie in ihrer Besorgniß mit ihrem Jungen ganz beschäftigt, das sie endlich frühmorgens mit den Zähnen faßte und hinaustrug, um ein anderes Asyl ihm zu geben. Staunend sahen wir es, wie sie uns das Hospitium überließen. Doch wagten wir noch lange nicht, hervorzukommen, aus Furcht, ihr zu begegnen. Erst gegen Abend gingen wir vorsichtig vor die Höhle, und siehe da! Die beiden Kameele — es waren schnellfüßige Dromedare — lagen noch

ruhig da, ihrer Herren harrend und nach Gewohnheit wiederkäuend. Durch die neuen Lebensmittel, die wir bei ihnen fanden, erquickt und neu gestärkt, bestiegen wir die Lastthiere selbst, und mit diesen erreichten wir am zehnten Tage das römische Grenzlager. Wir wurden zu dem Tribun geführt, dem wir unsere Geschichte erzählten. Dieser schickte uns zu Sabinian, dem Dux von Mesopotamien, von welchem wir für unsere Kameele den gesetzlichen Preis erhielten. Darauf wurden wir in unsere Heimath entlassen.

Und so kamen wir in meine frühere Wüste, wo meine Brüder Gott dienten. Mein Abt war unterdessen in dem Herrn entschlafen. Ich stellte mich den Einsiedlern vor, und diese hier (die Leidensgefährtin) den Jungfrauen."

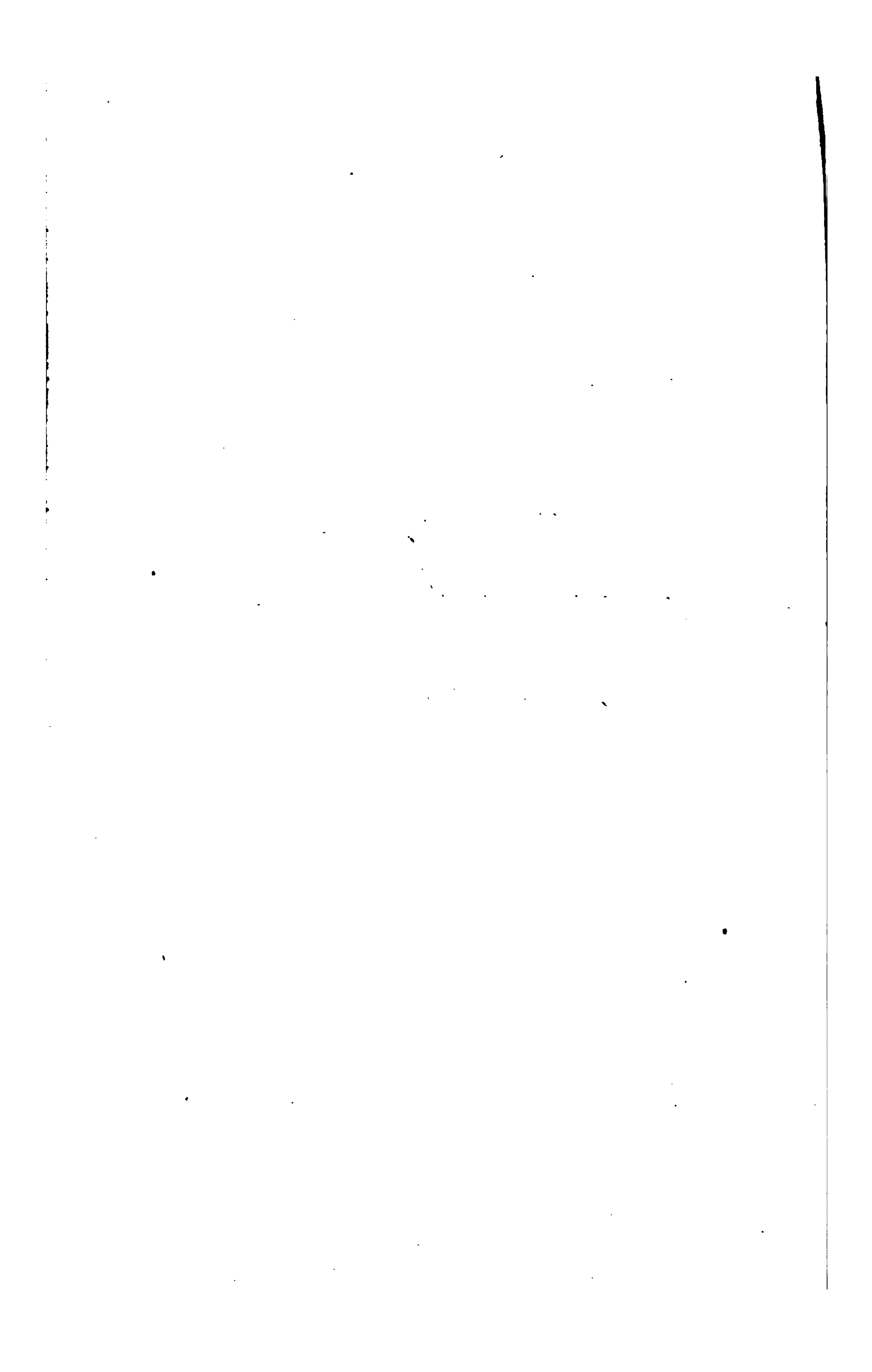
So erzählte Malchus dem Hieronymus seine Geschichte, und dieser schrieb als Greis sie nieder und nannte sie eine „Geschichte jungfräulicher Stärke."[1] „Erzählt es", rief er zum Schlusse begeistert aus, „erzählt es der Nachwelt, damit Alle es wissen, daß zwischen Schwertern, in Einöden und unter reißenden Thieren die Jungfräulichkeit niemals gefangen ist, und daß der Mensch, der sich Christo geweiht, wohl sterben kann, besiegt werden aber niemals."

[1]) Dies ist der Sinn des Ausdrucks: historia castitatis.



# Marcella,

## die Einsiedlerin im Palaste.



# I.

## Das Leben in Pracht.

Zur Zeit, als das erste christliche Kaiserreich unter Kaiser Constantin dem Großen die sociale Umgestaltung der gebildeten Gesellschaft nach den christlichen Grundsätzen und Normen begünstigte, gewann auch das Leben in manchem römischen Palaste ein anderes Aussehen. Doch hier nur sehr allmählich. In einem Hause beherrschte der Geist des Christenthums das Innerste der Herzen, wenn auch die äußeren Sitten nach dem Herkömmlichen des Standes sich fügten. Das war das Haus der Wittwe Albina. Sie stammte aus einer Patricier-Familie, d. h. von dem uralten römischen Senatorenadel; ihr Stammbaum wie der ihres Mannes wies Consuln auf schon in der Zeit der Republik und in der Kaiserzeit, überdies Kriegsobersten ersten Ranges mit fürstlichem Ansehen. Es gab damals der reichen und mächtigen Familien in Rom genug und zu viel, welche aus Syrien oder Griechenland, oder Gallien oder aus einer illyrischen Provinz oder sonst woher eingewandert waren: um so stolzer hob sich das Bewußtsein einer Familie des altrömischen Adels, der während der Kaiserzeit so vielfach ausgestorben war. Ihr Reichthum war groß, wie denn überhaupt die im Verhältniß zur Bevöl-

kerung wenigen Reichen in Rom ihr Besitzthum nur nach Millionen zu schätzen pflegten; ihr Palast war eine kleine Stadt für sich.

Nun war aber Albina's Mann, der Herr des Hauses, gestorben, und damit ihr höchster Lebensschmuck dahin. Sollte sie fortan nun trauern, oder konnte sich die Zierde ihres Hauses erneuern? Sie hatte keine Söhne, es fehlten die Erben des Ruhmes und des Reichthums der Familie. Aber eine Tochter hatte sie; und sie hoffte, daß durch diese ihr Enkel geschenkt werden würden.

Marcella hieß Albina's Tochter. Diese war eben herangeblüht und von wunderbarer Schönheit und Anmuth und in ihren schon ganz christlichen Sitten so harmonisch gebildet, daß sie mit der anziehendsten Liebenswürdigkeit eine Würde und Hoheit verband, welche Jedem, und wäre er auch ein Barbar gewesen, eine gewisse ehrfurchtsvolle Scheu einflößen mußte. Sie war ein hohes Ziel für die Wünsche vornehmer, stolzer Römer, das aber vielleicht Keiner erreicht hätte, wenn nicht ihre Mutter Albina sich sehr nach Erben, welche sie beständig von Gott erflehte, gesehnt hätte. So kam denn der Glückliche, und Hochzeit wurde gefeiert. Da strahlte das Haus der Albina wieder auf; Hunderte von Sklaven und Dienern eilten geschäftig umher, die Feste zu bereiten; in den Hallen des Palastes hörte man über die Geschicke der Welt die Mächtigen reden: hier war Einer vom Kampfplatze zurückgekehrt, dort ein Anderer aus des Kaisers Hoflager angelangt; wieder Einer hatte von den religiösen Wirren, welche im Namen jenes hageren, geschmeidigen und gewandten Presbyters Arius unterhalten wurden, Neues erfahren, und ein Vierter hatte die Frachtschiffe zu Puteoli gesehen, welche seltene Juwelen und kostbare Stoffe mitgebracht hatten. Es war ein neuer

Frühling angebrochen für das Haus der Albina, in deren Herzen die schönsten Hoffnungen keimten. Im Geiste sah sie schon alle Blüthenpracht; aber plötzlich wehte ein kalter frostiger Todeshauch über das frühlingsfrohe Haus, und alle Hoffnung war dahin. Im siebenten Monate nach der Hochzeit starb der edle Gemahl der Marcella, die, kaum dem Kindesalter entwachsen, in blühendster Schönheit nun eine Wittwe war.

Nach dem gewöhnlichen Gange des römischen Lebens oder des Lebens vornehmer Reichen überhaupt würde nun in nicht gar langer Zeit an die Stelle des ersten Mannes ein zweiter getreten sein, um das Leben in Pracht fortzusetzen oder herrlicher noch zu entfalten. Albina würde dagegen gewiß nichts eingewendet haben. Doch war sie eine edle Mutter, welche dem Willen ihres durch die erste Heirath selbständig gewordenen Kindes keine ungebührliche Schranke zu setzen gedachte.

Das Leben einer römischen Ehefrau war auch zur Zeit der Herrschaft des Heidenthums ein beziehungsweise würdiges. Der Römer durfte gleichzeitig nie zwei oder mehrere Frauen haben, sondern nur eine, und diese hatte die Leitung des Hauswesens und war vor der unbedingten Willkür des Mannes geschützt durch den Censor und durch die öffentliche Meinung, welche ein Gericht des Eheherrn über die Frau nicht ohne Zuziehung ihrer Verwandten statthaft sein ließ. Allein in jeder Form der Ehe war das dem Manne mehr oder weniger zustehende Züchtigungsrecht doch geeignet, der Frau ein unerträgliches Joch aufzuerlegen, so daß der Tod des Gemahls für sie oft die Befreiung von einem Tyrannen war. So begreifen wir die Schilderung des heil. Hieronymus von der Trauer der verwittweten Römerinnen, welche er uns bei Erwähnung des

Wittwenstandes der schönen, edlen Marcella entworfen hat. „Marcella hat zuerst die vornehme Heidenwelt mit Scham und Staunen erfüllt, indem durch sie Allen offenbar wurde das Geheimniß des christlichen Wittwenstandes, den sie durch ihren Wandel vor Gott und durch ihren Wandel vor den Menschen als ihren Beruf erkannte. Die heidnischen Wittwen nämlich pflegen alsbald sich das Angesicht mit Purpurfarbe und Bleiweiß zu bemalen, und so geschminkt in seidenen Gewanden zu glänzen, in Gemmen zu strahlen, goldene Halsketten zu tragen, die kostbarsten Perlen des rothen Meeres an die durchstochenen Ohren zu hängen und von Wohlgerüchen zu duften: in dieser Art also sind sie gewöhnt, ihre Männer zu betrauern, daß man augenscheinlich sieht, wie sie sich freuen, von der Herrschaft derselben los zu sein, und — wie sie andere, neue suchen, aber nicht um ihnen nach Gottes Gebot sich unterzuordnen, sondern um ihnen zu befehlen. Denn zur zweiten Ehe wählen sie gewöhnlich arme Männer, welche sich Alles gefallen lassen und namentlich Nebenbuhler geduldig ertragen, immer in dem Gefühle, daß sie, wenn sie mucksen, hinausgeworfen werden. Jene begnügen sich dann damit, von den Männern ihren Frauentitel zu haben." Er fügt hinzu, daß solche Wittwen in Tragsesseln sich umhertragen lassen, umringt von zahlreicher Dienerschaft, nachdem sie alle Künste angewendet, ihrem Leibe sinnliche Schönheit zu verleihen, und daß sie daheim das Haus voll von Schmeichlern haben und Gastmahl an Gastmahl reihen.[1])

Bei Marcella war das nun Alles anders. Das hinderte aber nicht, daß vornehme Bewerber sich einzustellen beschlossen. Ihnen voran kam Neratius Cerealis, der

---

[1]) Dieser Zusatz ist aus der Epist. 22, ad Eustochium.

Schwager des Constantius, des Bruders Kaiser Constantin des Großen, und Oheim jenes unglücklichen, schönen Cäsars Gallus, des Sohnes seiner Schwester Galla, welchen der Kaiser Constantius im Jahre 354 in Istrien umbringen ließ.[1]) Diesen Cerealis hatte das Consul- und Präfekten-Staatskleid geschmückt, und mit ihm, der auch unermeßlichen Reichthum besaß, wäre in das Haus der Marcella kaiserliche Verwandtschaft und Pracht eingezogen. Er war damals schon ein bejahrter Mann, und diesen Umstand benutzte er bei seinem Antrage, indem er unter Anderm sagte: „Sieh, ich will Dich wie eine Tochter halten und meinen ganzen Reichthum auf Dich, nicht wie auf eine Gattin, sondern wie auf eine Tochter vererben." Das gefiel der Mutter Albina, und sie hätte gern mit beiden Händen nach der dargebotenen reichen, fürstlichen Hand gegriffen. Aber Marcella war nicht der Meinung, daß dies gut sei. „Wenn ich heirathen wollte," erwiderte sie, „und ich nicht vielmehr Sehnsucht hätte, dem keuschen Wittwenstande mich zu weihen, so würde ich freilich mir auch einen Mann suchen, nicht aber eine Erbschaft." Da meinte jener: „Nun, es können auch wohl Greise lange leben und Jünglinge schnell sterben!" Aber Marcella sprach in feinem Tone: „Ein Jüngling kann allerdings schnell sterben, aber ein Greis kann nicht lange leben." Die Mutter schwieg, und Cerealis beunruhigte sie nicht wieder. Bald machte die Rede von Bewerbung und Weigerung in Rom die Runde, und Niemand wagte es mehr, mit einem Heirathsantrage sich ihr zu nahen. Marcella hatte den Sieg über das Leben in Pracht davongetragen. Sie war nun für immer frei und lebte nach ihrem Wohlgefallen oder vielmehr nach Gottes Wohlge-

[1]) Vergl. Ammian. Marc. XIV, 11.

fallen, von dem sie fortan nur wollte gelehret sein und von dem sie lernte, sich das Leben einzurichten.

---

## II.

## Das Leben im Ernste.

Marcella wandte sich dem Ernste des Lebens zu, dem ehrwürdigen Berufe des Wittwenstandes, — ohne krankhafte Uebertriebenheit und abschreckende Traurigkeit, sondern nach der Art, wie der Apostel Paulus die christliche Wittwe kennzeichnet. Es ist schwer für eine Frau, sagt Hieronymus, in einer so böszüngigen Stadt, wie die einst weltbeherrschende Roma, wo man den Edelsten am Verdienste nagt und das Lautere und Reine begeifert, jedem scheinbaren Anlaß zu übler Nachrede aus dem Wege zu gehen. Marcella hat es verstanden. Denn wer hat je über sie Mißfälliges gehört oder geglaubt? Oder wenn Einer etwas hätte glauben mögen, hätte er nicht alsbald sich selbst als der Böswilligkeit und der Verleumdung schuldig verurtheilen müssen? So makellos, so einfach und über allen Verdacht erhaben war ihr Wandel.

Ihre Kleider entsprachen nur dem Bedürfnisse und dem Anstande. Sie verhüllten ihr die Glieder, sie schützend vor Hitze und Kälte. Durchsichtige Linnen, Byssusgewande und vor Allem jene theueren und sittenverderbenden Florgespinnste, welche von den Inseln Kos und Amorgos kamen, vermied sie sorgfältig. Perlen, goldene Ketten und Gold überhaupt trug sie nicht mehr, mit Ausnahme ihres goldenen Siegelringes, den sie immer am Finger hatte. Sonst barg sie ihr Gold lieber in dem Schooße der Armen als

in Geldsäcken. Mit der Nahrung hielt sie es auch so, daß sie jedes Aufsehen Erregende unterließ. Sie aß allerdings gar kein Fleisch, was aber in Rom weder so schwer noch so auffallend ist, wie es etwa im Lande der Samojeden oder der Kirgisen sein würde. Im Uebrigen war sie sehr mäßig, sowohl im Genusse der Speise wie im Fasten. Das ne quid nimis, das: „Nichts übertrieben!" galt ihr auch in der Anwendung der Tugendmittel. Ueberhaupt war sie vorsichtig, um sich nicht in die selbstbeliebten Uebungen zu verlieren und, „eigenwillig in der Verdemüthigung", sich mit dem Unwesentlichen zu begnügen. Sie war also im Fasten sehr maßhaltend. Und da sie häufig am Magen litt und von sehr zartem Körper war, so daß sie leicht zu Schwächen neigte, so nahm sie zuweilen etwas Wein, jedoch so, daß sie mehr die Blume, den Duft davon einathmete, als eigentlich trank; sie kostete eben davon, was aber jedesmal erfrischend und stärkend für sie war.

Sie kam selten aus ihrem Palaste hervor ins Publicum, und am meisten mied sie die Häuser der vornehmen, adeligen Frauen, damit sie nicht zu sehen genöthigt würde, was sie nun verachtete, und nicht mehr in die Verpflichtungen jenes geselligen Verkehres verwickelt würde, welcher der Seele viel Unruhe und wenig Befriedigung bringt. Doch war es in ihrem eigenen Hause keineswegs allzu still oder gar öde. Es war da viel Leben.

Das Haus der Marcella war einer der Paläste römischer Großen, von welchen Photius sagt, sie seien Städten ähnlich gewesen; Hieronymus nennt es das „weiträumliche" (ampla). Da fanden in den mannichfaltigen, meist prächtigen, glänzenden Räumen Arme und Reiche, Geistliche und Mönche gastliche Aufnahme nach der Norm der christlichen Gastfreundschaft im hochherzigsten Sinne. Viel gab

es da zu sorgen, und so geschah es auch, daß Marcella auf ihren weiten Gängen der Liebe in ihren Räumen einem einzelnen Bewohner begegnete. Aber sie war aus Rücksicht auf die leichtsinnig plaudernde Stadt sogar in ihrem Palaste, wenn sie umherging, nie allein. Ging sie nicht mit der Mutter, dann ließ sie sich begleiten von jenen edlen, christlichen Frauen, welche sie überaus verehrten und liebten. Sie war dann immer umgeben von Jungfrauen, Wittwen und ernsten Frauen, so daß sie Jedem, der zu ihr sprach: „Sage mir, mit wem Du umgehest, und ich will Dir sagen, wer Du bist!“ freudig Auskunft geben konnte.

Das Innere des Palastes hatte sich, seit sie Wittwe geworden, nicht geändert. Ihre Kleidung war einfacher geworden, aber nicht die Ausstattung des Hauses. Das hatte folgenden Grund. Marcella liebte ihre Mutter Albina in kindlicher Treue, und sie hielt den Frieden mit der Mutter für einen kostbaren Schatz, den sie um keinen Preis verlieren dürfe. Albina war auch gut, eine brave Christin in ihrer Art, eine zärtliche Mutter und voll Achtung vor der persönlichen Freiheit ihrer Tochter. Nur war sie nicht so dem Himmel zugewandt, daß sie nicht auch noch einige an sich unschuldige Wünsche auf Erden gehabt hätte. Nun liebte sie als Frau vom Adel, von bester Familie, auch den Glanz ihres Hauses. Daher geschah es, daß sie Einspruch erhob, als Marcella Miene machte, das ganze große Erbe für die Armen zu bestimmen. Jene wünschte, daß sie die Kinder ihres Bruders zu Universalerben einsetze und diesen den ganzen Reichthum bewahre. Die gute Tochter wollte nun lieber die Schätze, welche sie den Armen zugedacht, verlieren, als die Seele der Mutter betrüben, und so stimmte sie ein. Doch konnte sie

immerhin von dem Ueberflusse der Einkünfte den Armen reiche Spenden zufließen lassen.

Im Palaste also blieb Alles, wie es war. Von den Merkwürdigkeiten der etruskischen Kunstindustrie bis zu der Fülle der Erzeugnisse der griechischen und mannigfaltigen asiatischen Prachtindustrie war Alles reichlich vertreten. Seitdem in der Kaiserzeit das Küchengeschirr statt von Bronze von Silber zu sein pflegte, und die silbernen Gefäße durch Gediegenheit und Gewicht wie durch künstlerische Arbeit sich auszeichneten und wegen der Kunstdarstellungen oft um den zehnfachen Werth erkauft wurden, war es für die römischen Adeligen eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, alles Tafelgeschirr von Gold zu haben, wobei an Gemmen und Edelsteinen nichts gespart werden durfte. Und wenn auch nicht Alle, wie Poppäa, die Kaiserin, ihre Maulthiere mit goldenen Hufnägeln beschlagen ließen, so gab es doch noch Gelegenheit genug, mit Gold zu prunken. Und auch an anderen edlen Stoffen war Ueberfluß. Da gab es Vasen von Alabaster, Balsamarien von Onyx, Schalen von Achat, Trinkbecher aus Murrha (einer Art von kostbarem, sehr theuerem Porzellan) oder aus farbigem Glase bis zu den zierlichsten Formen, alle künstlerisch behandelt. Die Mobilien in einem solchen Palaste waren sehr zahlreich; fand man doch darin manchmal gegen fünfhundert Tische, und darunter konnte sich der eine oder der andere von afrikanischem Cypressenholz finden, der fünfzigtausend Thaler kostete. Die Stühle, die Sessel, die mit den reichsten Kissen ausgestatteten Lager an den Speisetischen, die Schränke, die Kisten und anderen Mobilien glänzten in den mannigfaltigsten Zierden von Gold und Silber und Edelsteinen, von Elfenbein, Schildpad und farbigem Holze. Die zahlreichen Lampen und Candelaber

waren in Form und Stoff sehr kostbar. Die Sänften und Wagen zeigten überall den Reichthum.

Allen derartigen Kostbarkeiten und glänzenden Geräthen begegnete man im Palaste der Marcella; sie aber ging hindurch als besäße sie nichts, vollkommen arm im Geiste. Wenn der Römer der Kaiserzeit den Werth seiner Person bestimmt glaubte nach dem Umfange und Glanze des äußeren Besitzes, so wußte sie den Palast mit seinem ganzen Inhalte und mit allen Ansprüchen, die sich daran knüpften, von der Werthschätzung ihrer gottebenbildlichen und theuer erkauften Seele vollkommen zu trennen. Die große Pracht und Kostbarkeit im Innern hätte ihr das Haus, welches ihr um der Mutter willen und des vielen Guten wegen, das nun darin geschah, so lieb war, unheimlich machen können, daß sie hinausgelaufen wäre, wenn sie nur gleich statt ins Gewühl der Weltstadt, in einen schönen Park oder auch in eine stille Einöde hätte gelangen können.

Der einsamen Ausgänge, welche sie nicht in die Unruhe des Publicums, sondern in den heiligen Frieden führten, hatte sie nun doch. Ihre Liebe zum Herrn war es, von welcher sie geleitet wurde. Es waren die Besuche, welche sie den Gotteshäusern machte. In jene Basiliken der Apostel und Martyrer pflegte sie zu gehen, wohin der Strom der Volksmenge nicht ging. Und wenn sie dann in den einsamen Hallen so recht allein mit den Himmlischen sich fühlte, so ungestört von allen Jenen, welche meinen, die Gottseligkeit sei ein Erwerb, ein Geschäft oder eine Mode, dann flossen die geheimnißvollen Gebete aus ihrem Herzen, dann sprachen die Seufzer des heil. Geistes in ihr aus, was sonst die menschliche Sprache nicht auszudrücken vermag, und lange weilte sie dort, Gott verherrlichend.

Mochte sie aber in einer Basilika sein oder in ihrem Palaste: immer waren ihr Herz und Sinn und Gedanken erfüllt von dem guten Worte Gottes, von den Aussprüchen der heil. Schrift. Diese liebte sie mit unglaublicher Gluth, überzeugt, daß in ihrem Lichte alle Nacht der Sünde fliehe. So sang sie beständig die Psalmenworte: „In meinem Herzen bewahr' ich Deine Worte, auf daß ich gegen Dich nicht sündige!" „Am Gesetze des Herrn ist meine Freude, über sein Gesetz sinne ich Tag und Nacht!" Aber sie meinte nicht der Frömmigkeit gedient zu haben durch ewige Wiederholung dieser Worte mit der Zunge, durch Lippendienst nach Art der Pharisäer; sondern bei ihr war das Wort That und Gottes Wort ließ sie durch die entsprechende That in sich Gestalt gewinnen. Sie gedachte der Mahnung des Apostels: „Ihr möget essen oder trinken oder thuen was immer: Alles thuet zur Verherrlichung des Herrn!" Dann hatte sie das Wort des Propheten im Sinne:. „Durch Deine Gebote habe ich Verständniß gewonnen," und sie erwog, wie wahr es sei, daß das Vollbringen der Gebote Gottes der Schlüssel zum Verständnisse der Geheimnisse der heil. Schrift sei. Und sie bedachte es, daß der Geist der herrlichsten Wissenschaft in dem Menschen erröthe, in welchem das Gewissen laut den Widerspruch der That gegen die erkannte Wahrheit verkünde. Sie würde niemals gewagt haben, mit ihrer Zunge die freiwillige Armuth zu preisen und die Uebungen der Barmherzigkeit, das Almosengeben, anzuempfehlen, wenn sie selbst hätte prunken wollen mit den Reichthümern des Crösus. Darum war ihr das göttliche Wort so geläufig, weil es in ihr Geist und Leben war und in jeglicher That hervorleuchtend und anschaubar.

---

# III.

## Freude am Einsiedlerleben.

Wie die prunkenden Ehrentitel, von den Kaiserlichen (Semper-Augustus, Domine beatissime Auguste, Sanctitas tua) angefangen bis zu jenen zahllosen der Adeligen und Militär- und Civil-Staatsbeamten, damals keineswegs in ihrer Wesenlosigkeit erkannt wurden, [1]) weshalb es auch nicht Wunder nahm, daß der unberechtigte Gebrauch derselben wie ein Majestätsverbrechen bestraft wurde: so hielt man nicht minder jeden äußeren Pomp für nothwendig zur Werthbestimmung der Personen und Würden. Im vierten Jahrhunderte konnte sich kein Römer den Kaiser vorstellen ohne den Purpur und ohne die sella aurea, ohne jenen goldenen Thronsessel, welchen Kaiser Diocletian mit jeglicher ornamentaler Pracht des Orients gewissenhaft versehen hatte. So war in demselben Jahrhunderte auch jener elfenbeinerne Klappstuhl, den man sella curulis nannte, reich verziert worden, und Niemand konnte sich die höchsten Würdenträger der städtischen Magistrate ohne diesen Klappstuhl denken. Aehnlich verhielt es sich mit den Kleidern bis zur Schulterschärpe und zum goldenen Schuhwerk. Mußte ja selbst von dem Glanze des Herrn ein Widerschein auf die Sklaven fallen, welche bei festlicher Bewirthung in kostbaren Gesellschaftskleidern von der Mode gefordert wurden. Und schließlich gehörte zum Wesen des vorneh-

---

[1]) Schleppen wir doch heute noch in Staat und Kirche eine große Bürde derselben fort, als müßte das Menschengeschlecht ohne sie auf seinem Wege verschmachten! —

men Römers der Palast mit seinem ganzen Inhalte. Wer im groben Sklaven- oder Bettler-Kleide kam und von all' den äußeren Herrlichkeiten nichts sein nannte, der konnte in den Augen der vornehmen Römer keine adelige Seele, keine fürstliche Würde in seinem Innern tragen. Was in Rom noch übrig war von den stolzen Geschlechtern der Anicier, der Camillen, der Gracchen, der Marcellen, der Scipionen und auf gleicher Höhe stehender Adeligen, das dachte so bis fast gegen die Mitte des vierten Jahrhunderts. Bei Männern und Frauen war diese Anschauung, so daß die neue Erscheinung des Einsiedlerlebens von ihnen anfangs gar nicht begriffen wurde; die schlechte Kleidung, des Lebens Noth und Armuth machte ihnen das Wesen des Einsiedlers gering und verächtlich. Den Adeligen, welcher solchem Berufe sich widmete, schien Schmach und Schande zu treffen. Dennoch bedurfte es nur des Beispiels, des ersten kühnen Schrittes, um alle jene vornehmen Geschlechter in die begeisterte Nachahmung zu ziehen. Denn sie kamen eben erst im vierten Jahrhunderte zum Christenthume, wurden ergriffen von der Macht der jungen Liebe, und konnten die materialistische Auffassung wohl überwinden, wenn nur die Gewalt der Gewohnheit gebrochen, die Scheu vor dem Fremden und Neuen beseitigt war.

Das Beispiel gab Marcella.

Sie war es, welche unter den römischen Adeligen zuerst in das Verständniß des inneren Seelenadels, welcher die äußeren Insignien und das materielle Gepränge verschmäht, einzudringen vermochte. Schon als der große Bischof Athanasius von Alexandrien im Jahre 340 fliehend vor den arianischen Gewaltthätigkeiten zu Rom bei dem Papste Julius Schutz suchte und er die Neugierde der Römer durch die ihnen seltsame Erscheinung der Einsiedler Ammon und

Isidor in seiner Begleitung erregte und sie seine Erzählungen von jenen Söhnen der Wüste und namentlich von ihrem geistigen Herzoge, dem heil. Antonius, mit Staunen vernahmen, begriff sie den Ernst der Sache und ihr innerstes Wesen wurde davon berührt. Nachdem dann Athanasius das Leben des heil. Antonius noch zu dessen Lebzeiten geschrieben, und nach dem Tode des großen Metropoliten im Mai des Jahres 373 dessen rechtmäßiger Nachfolger, der Bischof Petrus, auch fliehend und arm nach Rom gekommen war und bei dieser Gelegenheit die Erzählungen von den Einsiedlern in der Wüste bekräftigt und erweitert hatte, hatte sie mit großem Eifer sich vollkommen unterrichten können über den Geist und die ganze Ausgestaltung des Einsiedlerlebens, über die Vereine in der Thebais, über die Gemeinschaft der Jungfrauen und Wittwen und im Allgemeinen über die organisatorische Thätigkeit des Pachomius.

Was von diesem Leben der Vollkommenheit in ihrem Palaste auf dem aventinischen Hügel sich verwirklichen ließ, das richtete sie nun ein. Die ägyptischen Vereine waren hinsichtlich des Geistes ihr Vorbild. An eine strenge äußere Regel ist dabei nicht zu denken, noch weniger an feierliche Gelübde. Das eigentliche Haus- und Grundgesetz war die Liebe. Führerin war von selbst die Beste, die Verständnißreichste und Weiseste, die Liebeglühendste. Das war nun zufällig, wie man zu sagen pflegt, des Hauses Herrin, Marcella. Die edle Paula, deren ehrwürdiges Bild sich uns noch zeigen wird, war ihre Freundin; die jungfräuliche Eustochium erzog sie wie eine geistige Mutter zu einer Zierde der Jungfräulichkeit, und ein rechtes Kind ihres Herzens wurde Principia, späterhin ihre unzertrennliche Begleiterin. Und mit solchen ausgezeichneten, wahr-

haft adeligen Seelen sammelte sich ein ganzer Chor von Jungfrauen und Wittwen ungewöhnlicher Art. Auch wurden andere vornehme Damen neue Sammelpunkte, wie Sophronia Alles treulich nachahmte; und da das Beispiel der Frauen auf die Männer wirkte, so wandelte innerhalb weniger Decennien sich mancher römische Palast in ein geistliches Haus, dessen Bewohner eine Art Einsiedler-Familie bildeten. Schon Hieronymus sah mit Staunen den Erfolg. „Einst," rief er aus, „als das Christenthum von den Aposteln verbreitet wurde, waren die Weisen, die Mächtigen, die Adeligen unter den Christen selten; jetzt finden wir die Weisen, die Mächtigen, die Adeligen zahlreich sogar unter den Einsiedlern."

---

## IV.

## Marcella, die Bibelgelehrte.

Marcella lebte nun viele, viele Jahre so, Tag und Nacht das Wort des Herrn in Sinn und Gedanken und That, arbeitend und sich freuend an der Wahrheit, Gutes thuend und nicht ermüdend, ihre Umgebung und sich selbst aufmunternd in Psalmen und Lobliedern und heiligen Gesängen. Sie wandelte im Geiste stets in den Himmeln; sie war auf Erden in Fremdlingschaft und immer wie im Begriffe heimzukehren. Mit anderen Worten: ihr Leben war wie eine beständige Vorbereitung auf den Tod. „Ich sterbe täglich um eueres Heiles willen," konnte auch sie zu ihren Jüngerinnen in Christo sagen. Sie bot sich selbst Gott dar als ein vernünftiges, lebendiges und wohlgefälliges

Opfer. So schien es nun, als sollte sie bald aus dem Glauben ins Schauen übergehen, um Gott zu verherrlichen bei dem Offenbarwerden aller Geheimnisse. Allein es hat einen eigenen Reiz, ja es ist eine eigenthümliche Gabe der besonders Gnadenvollen, hienieden schon in vollen Zügen von dem wundervollen Lichte Jesu Christi zu trinken durch ungewöhnlich reiche Erkenntniß der Höhe und Tiefe, der Breite und Länge der Liebe Gottes, oder der Veranstaltung des Geheimnisses, welches von Ewigkeit her verborgen war, nun aber eine Lust der Engel ist. Die innere Gnade hatte Marcella, es fehlte ihr noch der rechte Lehrer, und diesen sollte sie finden, eh' sie die Erde verließ.

Um jene Zeit glänzte als ein heller Stern am Himmel der kirchlichen Wissenschaft, vor Allem der Erklärung der göttlichen Schriften, der heil. Hieronymus. Marcella hatte von ihm gehört, und es mochte Sehnsucht, ihn zum Lehrer zu haben, in ihr wohl schnell entstanden sein. Gegen das Jahr 378 war er aus seiner Einöde bei Maronia nach Antiochien gegangen, wo eine vieljährige Kirchenspaltung, welche durch die arianischen Wirren herbeigeführt worden war, immer noch das allseitige fröhliche Gedeihen hinderte. Aber die beiden Bischöfe der Theilgemeinden waren nun rechtgläubig und standen beide in kirchlichem Ansehen, Meletius nämlich und Paulinus. Der letztere wurde als der Nachfolger des Eusthatius, unter dem zuletzt Einheit gewesen, angesehen, und zu diesem hielt sich Hieronymus; von ihm wurde er auch zum Priester geweiht und so dem antiochenischen Clerus einverleibt. Aber Meletius war auch ein guter Bischof, voll der Einsicht und Frömmigkeit, der sogar auf dem zweiten allgemeinen Concil zu Constantinopel im Jahre 381 den Vorsitz führte, und als er dort während der Synode starb, mit Ehren zu Grabe geleitet wurde,

wie sie fast nur einem Heiligen gebühren. Nun hatten sich die Parteien geeinigt, daß, wenn Meletius oder Paulinus sterbe, der andere das ganze Bisthum erhalten und keine Spaltung mehr sein solle. Als aber Meletius starb, wurde der Vertrag nicht gehalten, sondern auf stürmisches Verlangen der Bischöfe des antiochenischen Patriarchats und derer von Kleinasien der Presbyter Flavian gewählt und von der Synode als Nachfolger des Meletius anerkannt. Deshalb kamen Paulinus und Hieronymus von Constantinopel im Jahre 382 nach Rom zu der fünften Synode, welche Damasus, der Papst, in diesem Jahre in Gegenwart auch vieler berühmter und vornehmer Bischöfe aus der Fremde, z. B. des Bischofs Epiphanius von Salamis auf Cypern und des Bischofs Ambrosius von Mailand, feierte. Paulinus wurde hier, wie nicht zu bezweifeln, als rechtmäßiger Bischof von Antiochien behandelt und es soll sogar der Papst dem Flavian und den Bischöfen Diodor von Tarsus und Acacius von Beröa, welche ihn geweiht hatten, die Kirchengemeinschaft aufgesagt haben. So also kam Hieronymus nach Rom. Da er zwei Jahre in Constantinopel vorher gewesen, war der Glanz seines wissenschaftlichen Ruhmes in Rom noch heller erschienen. Nun war aber auch der Papst Damasus nicht blos sein Bewunderer, sondern auf brieflichem Wege längst sein Schüler geworden; ja dieser in der Kirchengeschichte berühmte Damasus huldigte so sehr dem Geiste des Dalmatiners, des antiochenischen Presbyters, daß er dessen Zunge als die seinige betrachtete, daß des Hieronymus' Rede wie seine eigene war.[1] Da nun bei der Ankunft des gelehrten Einsiedlers und Priesters in

---

[1]) Beatae memoriae Damasus meus sermo erat, schrieb Hieronymus später selbst. Epist. 45, ad Asellam.

Rom der Papst Damasus eben auf der Höhe seines Ansehens stand, so war es natürlich, daß der ganze Troß niederer Seelen, den oft auch ein edler geistlicher Fürst unter allerlei Titeln nachschleppen muß, vor jenem huldigend sich niederwarf. Man nannte ihn einen Heiligen, man bewunderte bald seine Demuth, bald die Hoheit seines Wissens, seine Beredtsamkeit und andere Vorzüge; ja man erklärte allgemein, wenn Damasus sterbe, sei Hieronymus es werth, mit der hohenpriesterlichen Würde geschmückt zu werden. Freilich, als zwei Jahre darauf Damasus starb und Siricius Papst wurde, der mit ihm in keiner vertraulichen Beziehung stand, traf ihn das Loos, das jeden geistig Hervorragenden zu treffen pflegt: er wurde von seinen früheren Anbetern verleumdet und verfolgt. Das mochte Hieronymus wohl voraussehen oder ahnen. Deshalb ließ er sich durch die großen Huldigungen nicht verleiten zu Unvorsichtigkeiten. Wie sich später herausstellte, hatten sie Alles an ihm in böswilliger Absicht beobachtet; sie küßten ihm die Hände, und gaben Acht, ob sie nichts Tadelnswürdiges an ihm erspähen oder erlauschen könnten. Der Eine tadelte seinen Gang, der Andere seine Züge; ein Dritter fand in seinem Lachen etwas Unpassendes, und wieder Einer war bedenklich, weil der Mann gar zu einfach in seinen Sitten war. Die trübe Quelle aller Anfeindungen und Verleumdungen, welche Hieronymus zu Rom erfuhr, war der Neid.

Er war also in seinem Wandel sehr vorsichtig und wich insbesondere den vornehmen Frauen des christlichen Adels aus, um nicht noch gemeineren Verdächtigungen in der „böszüngigen Stadt" sich auszusetzen. Aber gerade unter den adeligen Frauen fanden sich Diejenigen, welche nächst dem Papste Damasus, seinem Bischofe Paulinus

und einigen anderen Antiochenern ihn am besten verstanden und am gerechtesten würdigten. Sie ruheten auch nicht, bis sie von seiner Anwesenheit Gewinn zogen. Vor Allen war es Marcella, welche so beharrlich ihm nachging und immer wieder, gelegen oder ungelegen, mit der Bitte um Unterricht in der Bibelerklärung ihn bestürmte, bis sie endlich seine Scheu überwand und den Lohn ihres unermüdlichen Strebens nach höherer Erkenntniß empfing.

Es hatte sich gleich ein ganzer Kreis von Zuhörerinnen gebildet. Außer Marcella nahm Albina Theil; dann kamen Paula, Asella, Marcellina, Felicitas und andere. Und sie wußte selbst den Unterricht zu beleben; denn sie war nicht mit jeder Erklärung sofort zufrieden, sie erregte Bedenken, führte Gründe an für eine gegentheilige Ansicht und war förmlich erfinderisch, dem gelehrten Bibeltheologen die Auslegung zu erschweren; aber nicht in böser Absicht, nicht aus Gefallen an Streitreden, sondern um den Lehrenden gleichsam zu reizen, all' sein Talent zu entfalten und das rechte Verständniß der heil. Schrift im Voraus gegen alle Angriffe sicher zu stellen. Auch begnügte sie sich nicht mit den festgesetzten Stunden; vielmehr wo immer sie mit Hieronymus zusammentraf, trug sie ihm biblische Fragen vor, und dann ruhte sie nicht, bis die gründlichste Antwort gefunden war. Fast drei Jahre dauerte dieser gelehrte Umgang, und Hieronymus gewann immer mehr Freude daran. Die Stunden wurden immer häufiger, und es bildete sich ein Verhältniß geistiger Freundschaft und Vertraulichkeit. Marcella machte staunenswerthe Fortschritte, so daß zuletzt der Meister nicht mehr wußte wie die Schülerin. Er selbst machte später, da er von ihrem Eifer im Bibelstudium erzählte, das Bekenntniß: „Was sich in mir durch langjähriges Studium von Kenntnissen angesammelt hatte und was

durch unausgesetzte Meditation mir in Fleisch und Blut übergegangen war, das hat sie gekostet, gelernt und sich zu eigen gemacht." Indem sie immer fragte, Meinungen vorbrachte, mit begründete oder mit widerlegte, überhaupt mit arbeitete, geschah es, daß man zu Rom nach der Abreise des heil. Hieronymus bei streitigen Punkten in der Schriftauslegung zu ihr eilte und sie zum Schiedsrichter aufrief. Dabei bewies sie eine feine Klugheit und zarte Rücksicht, da sie sehr wohl wußte, daß der Apostel Paulus dem Weibe zu lehren nicht gestattet hatte, und da sie überhaupt für das, was die Philosophen den höheren Anstand, das Wohlanständige nennen, einen gebildeten Sinn hatte. Wenn also Männer, Geistliche und namentlich Bischöfe zu ihr kamen und über dunkele und vieldeutige Schriftstellen Aufschluß begehrten, so sagte sie niemals: „Das verstehe ich so," oder: „Der Sinn ist dieser;" sondern sie sprach: „Hieronymus versteht das so," oder sie nannte einen anderen Bibeltheologen, in dessen Mund sie die Erklärung legte.

Da Marcella in ihrer Lernbegierde nie genug empfing, so war sie erfinderisch in den Mitteln, sich Unterweisung zu verschaffen. So hatte sie denn den heil. Hieronymus bald auch noch dazu genöthigt, daß er über mündlich verhandelte und nicht zum Abschluß gebrachte Fragen ihr brieflich Aufschluß gab. Solche Correspondenz wurde auch fortgesetzt, als dieser Rom verlassen hatte. Ihm war es lieb. „Du reizest mich zur Thätigkeit mit großen Fragen," schrieb er ihr; „so wirst Du meine Lehrerin, indem Du meinen in der Muße einschlummernden Geist fragend aufweckest." Wir besitzen noch siebenzehn solcher Briefe und wir ersehen daraus, welcher Art die biblischen Studien gewesen sind. Der Unterricht erstreckte sich auf beide Testamente, aber derselbe war nicht in der Weise fortlaufend,

daß Buch für Buch der Reihe nach erklärt worden wäre. Einzelne Stücke, namentlich Psalmen, mögen als Ganzes für sich Erläuterung gefunden haben; aber im Allgemeinen waren es einzelne Ideen, Begriffe und Categorien, welche durch die ganze heil. Schrift verfolgt, aufgezeigt und erklärt wurden. So hatte Hieronymus einmal gesagt, in dem Psalm „Qui habitat in adjutorio Altissimi, in protectione Dei coeli commorabitur" (Wer unter dem Schutze des Allerhöchsten wohnet, der wird ruhen unter dem schirmenden Schatten des Gottes des Himmels) finde sich im hebräischen Texte an der Stelle des Dei coeli (Himmelsgottes) Saddai, welches nach Aquila soviel als „tüchtig", nämlich zu jedem Werke stark und mächtig, also allmächtig bedeute; und Saddai sei einer von den zehn Namen Gottes im alten Testamente. Das wurde sofort von Marcella aufgegriffen, und sie drang in ihn, ihr die zehn Namen und deren Erklärung mitzutheilen. Er willfahrte ihrem Wunsche brieflich. Ein anderes Mal fragt sie ihn, was die hebräischen Namen, welche in der lateinischen Bibelübersetzung beibehalten worden und zwar ohne Sinnangabe, bedeuteten und warum sie nicht übersetzt worden, nämlich Alleluja, Amen, Maran, Atha, Ephod und andere. Dann verlangt sie von ihm Aufschluß über die Ausdrücke Panis doloris und filii excussorum im Ps. 126, bei welcher Gelegenheit ersichtlich ist, wie sie selbst mit kritischem Geiste die ihr von den Bibeltheologen dargebotenen Erklärungen prüfte. Die Fragen über das neue Testament waren mannigfaltig und reichhaltig. Marcella las die ganze heil. Schrift, auch die Apocalypse, und sie studirte dieselbe mit allen ihr insbesondere durch Hieronymus zugänglichen Hilfsmitteln. Sie las neben seinen biblischen Arbeiten auch die Commentare des Origenes, des Hilarius von

Poitiers und Anderer. Die biblische Dogmatik betrieb sie sorgfältig, so daß sie in Lehrstreitigkeiten zu Rom entscheidend ihre Stimme erheben konnte.

Als Hieronymus wegen der Irrthümer, die dem Begründer der wissenschaftlichen Theologie, dem großen Origenes, zugeschrieben wurden, mit Rufin, seinem früheren Freunde, sich entzweit hatte, wurde in Palästina, wo jener weilte, der Streit so sehr erbittert, daß man des höheren Zieles vergaß und weder einer Person noch eines Gutes schonte, um nur Recht zu behalten. Hieronymus hatte persönlich schwere Verfolgungen zu bestehen. „Aber,“ so erzählt er, „als ob es nicht genug wäre, hier, in Palästina, Alles zu verwirren, so hat man auch ein ganzes Schiff mit Blasphemien gefüllt und ist damit in dem Hafen von Rom gelandet. Und der Zweck wurde erreicht, der reinsten Quelle des Glaubens in der römischen Kirche wurde Schmutz beigemischt. Es erschien die schändliche Uebersetzung der Schrift „Ueber die Principien“ (von Origenes, welche Rufin angefertigt hatte), und es kam meine Gegenschrift, wodurch die Schule der Pharisäer in Verwirrung gerieth. Als nun die heil. Marcella, welche lange, um nicht den Schein auf sich zu ziehen als handele sie aus Parteigefühl, an sich gehalten hatte, gewahrte, daß der apostolische Glaube in Vielen verletzt werde, so daß selbst Bischöfe, auch einige Mönche, meist aber Weltleute dem Irrthum ihre Zustimmung gaben, und daß der Einfalt des römischen Bischofs (des Papstes Siricius), welcher Alle nach seinem eigenen (redlichen) Charakter beurtheilte, übel mitgespielt wurde: da widerstand sie öffentlich (dem verführerischen Treiben des Rufin, welcher von dem Papste und dem römischen Clerus beschützt wurde), indem sie lieber Gott als den Menschen gefallen wollte.“ Marcella erreichte

zunächst nur so viel, daß die Irrlehrer sich zu Rom nicht mehr sicher fühlten. Sie erbaten sich daher und erlangten freilich auch Schutzbriefe der römischen Kirche, Zeugnisse der Kirchengemeinschaft. Dies geschah gegen das Ende der Regierung des Papstes Siricius, welcher am 26. November 398 starb. „Nun folgte im Pontificate ein ausgezeichneter Mann, Anastasius, den lange zu besitzen Rom nicht werth war, damit nicht unter solchem Bischofe das Haupt des Erdkreises abgehauen werde (d. h. damit Rom nicht zu seinen Lebzeiten von den Gothen erobert werde). Oder vielmehr, er wurde deshalb hinweggenommen ins Jenseits, damit er das über die Stadt von Gott gefällte Urtheil nicht durch sein Flehen abzuändern versuche, wie einst der Herr zu dem Propheten gesprochen: „Bete nicht für dieses Volk!" Die Besteigung des apostolischen Stuhles durch Anastasius gab die Wendung der Dinge, war der Beginn der Verurtheilung der Häretiker. Marcella entwickelte sofort, nachdem sie eine neue Untersuchung der Sache erwirkt, eine große Thätigkeit. Sie führte als Zeugen und Beweise für ihre Anklagen Schüler des Rufin und seiner Freunde vor, welche in offenbarem Irrthume steckten; sie wies auf die Menge der Getäuschten hin; sie that die Fälschungen in der Uebersetzung des Werkes: „Ueber die Principien" dar, und erreichte die Vorladung der Irrlehrer. Diese aber stellten sich nicht ein, aus Furcht, von ihrer gelehrten Anklägerin überführt zu werden. Anastasius erkannte die Schuld derselben, verurtheilte aber nur, wie es scheint, mit mildem Geiste den Irrthum und die Schriften des Irrthums, was aber auch genügte; denn Rufin fügte sich, zumal da die origenistischen Irrthümer im Jahre 399 auch auf den Synoden zu Alexandrien und Jerusalem, welchen noch andere folgten, verworfen wurden. Rufin war per-

sönlich auch nicht gerade so schlimm, wie Hieronymus ihn schildert und literarisch hatte er seine großen Verdienste, weshalb auch Paulinus von Nola, Chromatius von Aquileja und andere berühmte, fromme und mächtige Bischöfe Freundschaft mit ihm hielten bis zu seinem Tode. Um so gefährlicher freilich war seine Thätigkeit zum Schutze des Irrthums und um so verdienstvoller der Kampf und Sieg der heil. Marcella.

Doch war nicht die theologische Polemik ihre Lieblingssache; viel glücklicher war sie, wenn sie in den Geist der Offenbarung, in die Fülle der Wahrheit eingeführt und sich versenkend an den Geheimnissen der Liebe Gottes sich erfreuen konnte. Das war fortan auch wieder ungetrübt der Fall. Auch war ihr der Werth der Einsamkeit mit jedem Tage höher erschienen. Doch ist es jetzt Zeit, ihr Verhältniß zu dem heil. Hieronymus, dem sie so viel verdankte, etwas näher ins Auge zu fassen.

---

## V.

## Marcella und Hieronymus.

Hieronymus kam nach Rom als ein ersehnter Lehrer für Marcella. Sie wurde seine Schülerin und lernte seit ihrer ersten Begegnung von ihm so lange sie lebte. Aber er ging dabei seinerseits nicht leer aus. Nicht blos der Lohn eines jeden treuen Lehrers wurde ihm zu Theil; er empfing unendlich mehr, denn sie wurde in vieler Hinsicht für ihn eine Erzieherin. Um ihr gegenseitiges Verhältniß recht zu würdigen, ist es nothwendig, daß wir vor Allem

uns ihr Charakterbild, wenn auch in wenigen Zügen, vergegenwärtigen.

Als Hieronymus nach Rom kam, war er etwa fünfzig Jahre alt, Marcella aber älter, vielleicht gegen sechzig Jahre. Sowohl ihr Ingenium, ihre Naturanlage, wie ihre intellectuelle und sittlich-religiöse Ausbildung schien dem heil. Hieronymus über alles Lob erhaben und unaussprechlich. Ihr Talent, ihre Tugend, ihre Heiligkeit, ihre Reinheit überstieg die gewöhnlichen Begriffe. Die seltene Schönheit ihrer Jugend war durch keine Leidenschaft noch Krankheit gestört worden; sie war ihr als Anmuth geblieben und in sittlicher Hoheit und Ruhe verklärt worden. Die Feinheit ihrer Sitten, die Heiligkeit ihrer Gesinnung, die durchsichtige Lauterkeit ihres ganzen Wesens, der Friede ihres Herzens: Alles dies verbunden mit ebenso umfassender als wohlbegründeter Kenntniß und seelenvollem Verständniß der Offenbarungswahrheit gab ihr ein herzgewinnendes und ehrwürdiges Ansehen, das Vertrauen und ehrerbietige Scheu zugleich einflößte. Hieronymus wurde bei ihrem Anblicke an die Prophetin Anna erinnert, nur pries er Marcella noch glücklicher, welche das erhabene Lob des triumphirenden Heilandes täglich sang, während Anna, die ihr langes Leben auf seine Ankunft geharrt, nur zum Lobpreise des göttlichen Kindleins gelangte. Selbst dort, wo Hieronymus das unbedingte Uebergewicht hatte, auf dem Gebiete der biblischen Wissenschaft, gewann er solche Achtung vor der Höhe ihres Geistes, daß er sich fast vor ihr beugte. „Mit scharfsinnigem Geiste," schrieb er später, „erwog und prüfte sie Alles, so daß sich das Gefühl meiner bemächtigte, ich hätte nicht eine Schülerin vor mir, sondern eine Meisterin der Kritik." Nun fehlte es dem heil. Hieronymus an wissenschaftlichem Selbstgefühl keineswegs;

haben doch seine Gegner nie aufgehört, ihn des Gelehrten-Hochmuths anzuklagen! War diese Anklage auch wie gewöhnlich nur Selbstbekenntniß der wissenschaftlichen Ohnmacht seiner Ankläger, so bestätigt es doch zugleich die sich überall aufdringende Meinung, daß jener eine große wissenschaftliche Sicherheit besaß. Wie überwältigend muß also das Talent der heil. Marcella auf ihn eingewirkt haben, daß er bei dem Unterrichte fast ängstlich wurde, als wäre keine Auslegung sicher und zuverlässig, bis sie ihre Censur ausgehalten! War ihm aber in der Bibelwissenschaft ihr Urtheil von solchem Gewichte, um wie viel mehr im praktischen Leben und in der Würdigung des christlichen Charakters und des Sichgeziemenden nach christlichem Maßstabe.

Hieronymus gehörte zu jenen urkräftigen illyrischen Naturen, welche berufen schienen, bei dem Zusammenstoß der alten und der neuen Welt, des Heidenthums und des Christenthums, rettend und gestaltend zu verhüten, daß alle Cultur unter Trümmerhaufen begraben würde. Er hätte auch unter den großen Kaisern, Feldherren und Staatsmännern glänzen können, welche die staatliche Ordnung und die Civilisation retteten. Die Berufswahl bestimmte ihn für die Erhaltung und Förderung der Wissenschaft und Humanität. Trotz seines berühmt gewordenen Traumes von der Wahl zwischen der römisch-classischen und der kosmopolitisch-christlichen Bildung zu Gunsten der letzteren ist er doch ein für seine Zeit feiner Humanist gewesen mit vielen formellen Vorzügen der griechisch-römischen Wissenschaft. Die christliche Theologie vereinigte er in seiner Person nach der doppelten Richtung der alexandrinischen und der antiochenischen Schule mit einer Gelehrsamkeit, welche heute noch Staunen erregt. Die ganze Theologie des Orients hat er allseitig dem Abendlande ver-

mittelt; das Bibelstudium von einer schlechten, vielfach falschen lateinischen Uebersetzung auf die Ursprachen zurückgeführt, wozu ihm Hilarius von Poitiers den Weg gezeigt. Hätte sein Geist nur die wissenschaftliche Richtung, sähen wir an ihm nur, wie er mit Hilfe seiner bibliothekartig aufgethürmten Gelehrsamkeit alle Meinungen, die über einen Punkt aufgestellt sind, ruhig nebeneinander stellen und prüfen, sich in historischer Kritik versuchen und chronologische Combinationen machen, mit seinen sprachlichen Kenntnissen über alle seine Zeitgenossen sich erheben: so hätten wir eine monumentale Größe, ein kaltes Marmorbild vor uns. Allein dieser Mann hatte zugleich ein tiefes, immer bewegtes Gemüth voll stürmischen Heilsverlangens. Da ging ihm denn die heilige Entfaltung der Seele in dem ruhig scheinenden Lichte Jesu Christi, die Entwickelung der inneren Heiligkeit nach stätigen Gesetzen zu langsam; er wollte mit Heftigkeit das Heil ergreifen. Und der heftige Drang seines Gefühles wurde unterstützt durch einen mächtigen Willen, stark bis in den Tod. So versuchte er Jahre lang bei Maronia durch die ganze Strenge des Einsiedlerlebens mit einer so ungestümen Energie des Heiles sich zu bemächtigen, daß er unter tausend Schmerzen aufschrie, — aber dennoch nicht abließ. Diese Heftigkeit des Charakters, hervorgehend aus übergroßer Fülle der Lebenskraft und des Talentes, die ihm nicht rasch genug harmonisch sich geordnet in ihrer Entfaltung, trat auch hervor in seinen theologischen Streitigkeiten. Und hier war es, wo Marcella besänftigend und lenkend eingriff; es war in Rom, namentlich seit dem Tode des Papstes Damasus, nach welchem Hieronymus sich noch wenigstens ein Jahr dort aufhielt, Gelegenheit und Veranlassung genug dazu. Denn damals entlarvte sich bereits der Neid, der ihn verfolgte,

mit jedem Tage mehr. Wenn dann die Flamme seines Zornes plötzlich aufloderte in Gegenwart seiner hohen, besonnenen, sanften Freundin, mußte nicht selten, noch ehe diese ein Wort redete und, was sie sagen wollte, erst aus ihrem Auge sprach, schon die Schamröthe an die Stelle jener Flamme treten. Sie wurde allmählich für die ethische Beurtheilung seiner Heftigkeit wie sein zweites Gewissen, so daß er, auch fern von ihr, wenn die Eifersucht, die Gemeinheit und die salbungsvolle Heuchelei seinen geraden, edlen Sinn verletzt hatte, daß sein Eifer entbrannte, augenblicklich sich besinnend fragen mußte: „Was würde Marcella sagen?" Einst schrieb er ihr, als er eben erfahren hatte, wie einige von den kleinen Seelen seine wissenschaftliche Arbeit für die kritische Wiederherstellung des Bibeltextes so recht absichtlich und berechnet auf die Zerstörung seines Ansehens denuncirten, und ein Geschrei erhoben, „warum er gegen die Auctorität der Väter der Vorzeit und gegen die allgemeine Meinung der ganzen (christlichen) Welt in den Evangelien dies und jenes zu emendiren (von den Fehlern zu befreien, respective zu ändern) wage!" Er schrieb also an Marcella: „Ich könnte diese Leute mit gutem Rechte verachten (ignoriren) — es ist ja doch vergeblich, daß die Lyra dem Esel vorspielt — indessen, damit sie nicht wieder nach Gewohnheit mich des Hochmuths beschuldigen, will ich Ihnen also antworten. Ich sei nicht so stumpfsinnig, noch von so grob-bäuerischer Unwissenheit (welche sie freilich für die Heiligkeit halten, indem sie sich die Jünger der Fischer nennen, als ob sie deshalb heilig wären, wenn sie nichts wüßten), daß ich geglaubt hätte, es müßte etwas von dem Worte des Herrn aus der Bibel herauscorrigirt werden, oder es sei davon etwas nicht göttlich inspirirt; sondern es sei blos meine Absicht gewesen, die

Fehlerhaftigkeit der lateinischen Handschriften, welche ja durch die Verschiedenheit aller Bücher thatsächlich sich erweist, nach dem griechischen Originaltexte, von dem auch ursprünglich, wie sie selbst nicht leugnen, jene lateinischen Texte geflossen sind, zu beseitigen. Mißfällt ihnen der Quelle reinste Fluth, so mögen sie immerhin aus den kothigen Canälen trinken. Mögen sie denn jene Sorgfalt, womit sie die Meerestiefen wegen der Perlenmuscheln und die Wälder der Vögel wegen durchforschen, bei der Lesung der heiligen Schriften abwerfen; mögen sie nur der Einfalt sich rühmen, daß sie wähnen, Christi Worte seien dem ungebildeten Sinne jedes Bauern verständlich, an deren Verständniß freilich schon Jahrhunderte lang das Genie vieler und großer Männer sich müde gearbeitet, um den Gedanken, der in jedem Wort ruht, doch nur mehr zu ahnen als zum klaren Begriffe zu erheben. Mögen sie auch den Apostel (Paulus) des Unverstandes anklagen und ihn für wahnwitzig halten, daß er so viele Briefe geschrieben hat," um nämlich in das Verständniß des göttlichen Wortes einzuführen. — Hier hält Hieronymus plötzlich inne, indem er sich besinnt, daß Marcella gleichsam vor ihm steht und ihm zuhört. Und so fährt er fort: „Ich weiß es wohl, daß Du die Stirne runzelst, wenn Du dieses liesest, und daß Du fürchtest, meine Freimüthigkeit werde wiederum eine Aussaat von Zwistigkeiten sein; ich sehe schon, Du möchtest, wenn es möglich wäre, mit Deinem Finger mir den Mund zudrücken, damit ich nicht zu sagen wage, was Andere zu thun nicht erröthen." Er entschuldigt sich nun zwar, indem er darauf hinweist, daß neben der Unfähigkeit für die Auffassung wissenschaftlicher Dinge in seinen Gegnern auch unlautere Motive die Ursache der Feindseligkeiten seien; aber man erkennt doch leicht aus diesem Falle,

wie Marcella ihn zur Stunde der Erregtheit zu beschwichtigen suchte, was auf die Dauer gewiß nicht ohne Wirkung geblieben ist, obgleich er in jenem Briefe (27. bei Vallarsi) wieder zurückkehrt zu seinen „zweifüßigen Eseln, um in ihr Ohr mehr mit der Kriegstrompete zu blasen als die Wirkung des Citherspiels an denselben zu versuchen." Er stellt es ihnen dann frei, nach der Auctorität der Väter der Vorzeit und nach der Meinung der ganzen christlichen Welt in ihren lateinischen Handschriften zu lesen: „Seid froh in der Hoffnung, der Zeitlichkeit dienstbeflissen", er wolle lesen: „Seid froh in der Hoffnung, dem Herrn dienstbeflissen." (Röm. 12, 11—12.) Er halte es mit den Griechen, das heiße mit dem Apostel, der griechisch geredet — geschrieben habe.

Der heil. Hieronymus hatte sehr das Bedürfniß, mit der heil. Marcella vertraulich zu verkehren, wie es unter Geistesverwandten, deren Band oft viel stärker ist, als das der Blutsverwandten, ja so erklärlich ist. Daher war ihr Briefwechsel, der uns größtentheils verloren ist, sehr lebhaft unter ihnen. Aber es gab eine Zeit, wo Marcella fast nichts Anderes schrieb, als Erörterungen und Fragen über die heil. Schrift, daß es ihn beinahe ungeduldig machte, zumal wenn sie nun sofort über die schwierigsten Streitfragen in Hinsicht des Verständnisses hebräischer Schriftstellen Antwort haben wollte, wie wenn er „als Schiedsrichter über den Sinn des alten Testaments auf dem Lehrstuhle der Pharisäer säße!" Da schrieb er ihr einmal klagend (Ep. 29.): „Der Zweck des Briefverkehrs ist die Mittheilung häuslicher, persönlicher Angelegenheiten oder dessen, was sich im täglichen Leben ereignet, so daß die Correspondirenden, indem sie ihre Beschäftigung, ihr Vorhaben oder was ihnen begegnet, einander melden, gleich-

sam die Trennung aufheben und bei einander gegenwärtig sind. Nur zuweilen wird das Gastmahl solcher Unterhaltung auch durch das Salz der Besprechung wissenschaftlicher Fragen gewürzt. Doch Du, fortwährend mit gelehrten Abhandlungen ganz und gar beschäftigt, schreibst mir nichts, als was mich quält und mich nöthigt, die heil. Schrift zu lesen," nämlich zur Stunde und an den Stellen, wo er gerade nicht wollte. Es versteht sich von selbst, daß er dann doch mit aller Liebenswürdigkeit die vorgelegten Fragen beantwortete, wenn ihm auch „Briefe nicht angenehm vorkamen, die nicht wohlriechend von Kuchen waren, die Apicius (ein Leckermaul in der ersten Kaiserzeit, aber auch ein nach ihm genanntes Kochbuch) nicht gewürzt und in welchen von dem Weihrauche der Lehrer seiner Zeit kein Duft zu spüren war." [1])

---

# VI.

## Asella, die Freundin.

In dem Leben der heil. Marcella ist eine überaus liebliche, fast geheimnißvolle Erscheinung ihre zarte Freundin Asella. Sie wird wohl auch als ihre Schwester angeführt, und zwar weil Hieronymus ihr in einem Briefe Grüße aufträgt an „die Mutter Albina und an die Schwester Marcella", während andere Frauen, die ebenfalls Grüße empfangen sollen, weder Mutter noch Schwester genannt werden. (Ep. 45.) Aber Hieronymus nennt in einem Briefe

---

[1]) Das iure ist offenbar falsch; es muß heißen ture (oder thure) suffumat.

an Marcella die Albina ihre, d. h. seine und der Marcella „gemeinsame Mutter“ (Albinam communem matrem valere cupio), und so war ihm Marcella die Schwester. Er sagt ja auch nicht: „Grüße Deine Mutter, Deine Schwester“, sondern einfach „Mutter Albina, Schwester Marcella“. Beide mögen auch in demselben Sinne, wie dem heil. Hieronymus, so der Asella Mutter und Schwester gewesen sein. Daß Marcella leibliche Geschwister nicht mehr gehabt hat, dürfte daraus deutlich genug hervorgehen, daß bei ihrer Verhandlung mit der Mutter über die Erben ihres großen Vermögens von einer Schwester, welche wenigstens mitzusprechen gehabt hätte, auch nicht im Entferntesten die Rede ist. Dazu kommt aber noch, daß Asella eine leibliche Schwester hatte, welche dem jungfräulichen Leben sich gewidmet; da nun Marcella Wittwe war, so müßte dies eine zweite Schwester der letzteren gewesen sein (Ep. 24.), von welcher in deren Leben noch weniger eine Spur zu finden ist.

Marcella also erzählte dem heil. Hieronymus von dieser ihrer merkwürdigen Freundin mit der Bitte, er möge davon etwas aufzeichnen. Das that er in einem Briefe an jene im Jahre 384 unter der Bedingung, daß sie denselben der Asella nicht lese. Bei ihrer demüthigen Gesinnung würde das Lob sie betrübt haben. Dagegen sollten die jüngeren Jungfrauen und Wittwen in der Umgebung der heil. Marcella den Lobbrief lesen, um das Vorbild ihres Wandels, die Norm des vollkommenen Lebens darin zu erkennen.

In das Geheimniß der Kindheit Asella's bringt übernatürliches Licht. Noch im Mutterleibe ruhend, kam ein Segen, himmlische Weihe über sie. In einer leuchtenden Krystallschale, reiner als jeglicher Spiegel, wurde dem Vater im Traumgesichte das jungfräuliche Kind dargeboten.

Noch in den Kinderkleidern, kaum über das zehnte Jahr hinaus, wurde sie zu der seligen Würde, deren sie in Zukunft sich erfreuen sollte, zum jungfräulichen Leben eingeweiht.[1]) Doch Hieronymus will hierin kein persönliches Verdienst, sondern nur Gnadenerweise berichten, die aber Weissagungen auf die Zukunft des Kindes seien. So habe Gott den Propheten Jeremias im Mutterleibe geheiligt, Johannes mit Frohlocken erfüllt und den Paulus vor Grundlegung der Welt für das Evangelium seines Sohnes ausgesondert.

Was sie dann seit Vollendung des zwölften Jahres gethan, gemäß jenen weissagenden Gnaden, das sei ihre Arbeit, ihr Werk. Mit Zurücklegung des zwölften Jahres begann sie nämlich ihr wahres Einsiedlerleben mitten in der großen, volkreichen Weltstadt. Daß sie in dem geschäftigen, immer bewegten Rom sich ihre Verborgenheit, ihre Ruhe, ihre Einsiedelei der Wüste zu bauen gewußt, das ist's, was Marcella, Hieronymus und Alle, die in den vertrauten Kreis der Edlen gezogen wurden, bewunderten.

Die zwölfjährige Asella also bezog eine enge Zelle, und darin eingeschlossen erfreute sie sich der Weite des Paradieses. Auf den breiten Plätzen Roms war's ihr zum Aufschreien enge gewesen: nun fühlte sich ihr Herz in Weiten zum frohlockenden Gesange. Der Boden der Zelle war ihre Kniebank und ihr Ruhelager; das Fasten war das Spiel ihrer Jugend, der Hunger ihre Erquickung. Niemals aß sie aus Eßlust, immer nur, um die schwindende Kraft wiederzugewinnen; doch nahm sie auch dann nur Brod und Salz und kaltes Wasser, was die Empfindung des Hungers reizte, statt sie zu stillen.

---

[1]) Dies muß eine Ausnahme von der Regel oder irgend ein Privatact gewesen sein.

Du fragst: wie haben doch die Eltern, die Verwandten es zugegeben, daß das zarte Kind zu solcher Strenge schritt? Es hatte sie, die Christen waren, mit seinem Entschlusse, der schon That geworden, so ernsthaft überrascht, daß sie erschraken und keinen Widerspruch wagten. Asella, das blühende Kind, prangte im vollen Schmucke der vornehmen jungen Römerin. Sie trug um ihren weißen Hals die goldene Kette, welche das Volk Murenula nannte. Diese verkaufte sie ohne Wissen der Eltern; dann kaufte sie sich eine dunkelbraune grobe Tunica, und so der Welt entsagend, weihte sie sich gleich dem Herrn. Als Gott geweihte, aller Pracht der Welt entsagende Jungfrau stellte sie sich nun unerwartet den Ihrigen vor, welche die Sache als unabänderlich erkannten und sie in Frieden ihren Weg wandeln ließen.

Sie bewahrte fortan ihr Geheimniß in ihrer Zelle, setzte nie den Fuß heraus ins Publikum, pflog nie ein Zwiegespräch mit einem Manne. Selbst ihre jungfräuliche Schwester, wie sehr sie dieselbe liebte, mied sie zu sehen. Sie lag der Händearbeit fleißig ob, wohl wissend, daß geschrieben steht: „Wer nicht arbeitet, soll nicht essen.“ Mit ihrem Bräutigame, dem Heilande ihrer Seele, redete sie nur betend oder Psalmen singend. Zu den Kirchen eilte sie wohl, aber sie wußte es so einzurichten, daß sie meist ungesehen blieb. Die Treue, mit welcher sie ihr Gelübde hielt, gab ihr freudigen Muth, aber mehr noch erfüllte sie mit Jubel, daß Keiner sie kannte. Das ganze Jahr hindurch fastete sie immer zwei oder drei Tage hintereinander; in der großen Faste konnte sie ganze Wochen fröhlichen Antlitzes der Speise sich enthalten. Und, was den Menschen unglaublich scheint, durch Gottes Beistand aber möglich ist: sie wurde dabei fünfzig Jahre alt ohne je Magen-

leiden oder sonst innere Schmerzen zu haben. Auch lag sie auf dem harten Boden die Glieder sich nicht wund, und das grobe Gewand verletzte ihre Haut nicht; sondern körperlich gesund und gesünder noch an der Seele, empfand sie Wonne in der Einsamkeit und Wohlbehagen in der Wüste, welche die unruhvolle Stadt ihr darbieten mußte.

In ihrem eifrigen Gebete lag sie immer auf den Knieen, so daß ihr bald, wie Marcella mit eigenen Augen sah, Schwielen daran gewachsen waren, wie den Kameelen, die knieend ihre Last empfangen. Sie beobachtete gewöhnlich Stillschweigen, aber ihr Schweigen war Beredtsamkeit. Ihre Kleidung war immer dasselbe Kleid der Armuth; man sah sie keine Zeit auf's Putzen verwenden, aber sie war immer reinlich. In Allem wußte sie die schöne Maßhaltung zu gewinnen, selbst in ihrem Gange und in ihren Bewegungen; nie war sie zu rasch und nie zu langsam. Alles war schön und voll Leben. Ihr Antlitz war bleich, aber keine Spur darin von ascetischer Ostentation; es machte den Eindruck der Anmuth und friedereicher Ruhe. Die Strenge der Entsagung, welche sie übte, gab ihr einen Liebreiz, aber dieser Liebreiz flößte eine heilige Scheu ein; ihr sanftes Wesen hatte einen Zug namenloser Wehmuth, und durch diese Wehmuth schien doch ein ewiger, wonnevoller Friede.

Durch Marcella wurde sie mit Hieronymus bekannt, und sie nahm Theil an seinen Schrifterklärungen. Dieser war bald erfüllt von Bewunderung für sie. „Die Wittwen und die Jungfrauen sollen sie nachahmen," rief er aus, „die Frauen sie verehren, die Schlimmen sie fürchten, die Bischöfe zu ihr aufschauen!" Er berichtet auch, daß in der Stadt des Pompes, der Ausgelassenheit und der Vergnügungen Niemand es wagte, sie in ihrer immer gleichen

Einfachheit des Lebens und der Sitten zu tadeln. Hieronymus faßte ein Vertrauen zu ihr, wie zu einem Engel, der fürbittend mächtig ist am Throne Gottes. Als er nach seinem dreijährigen Aufenthalte in Rom das Schiff zur Abfahrt bestieg, und nochmals der ganze Kelch der Bitterkeiten, den der römische Clerus ihm gemischt hatte, vor seiner Seele stand, preßte sich ihm das Herz zusammen vor Betrübniß. Und was that er? Unter Thränen schüttete er es aus vor Asella, er schrieb heftig weinend auf dem Schiffe all' sein Leid, und durch den Aufblick zu ihrem milden, reinen Wesen konnte er sich erheben, daß er Gott Dank sagte, weil er würdig sei, von der Welt gehaßt zu werden. Sie nahm auch an ihm um seiner hohen Gaben willen den innigsten Antheil. Das rührte ihn so tief, daß er jenen Brief so begann: „Wenn ich glaubte, Dir vollen Dank abstatten zu können, so wäre ich nicht bei Sinnen. Gott allein ist mächtig, Deiner heiligen Seele zu vergelten, was Du an meiner Person gethan hast. Ich hätte mich nie für würdig halten können, noch zu wünschen wagen mögen, daß Du mir solche Liebe in Christo zuwendetest." Er nennt sie seine „Herrin"; nachdem er sich ausgeklagt, wünscht er ihre Fürbitte: „Bete für mich, auf daß ich von Babylon nach Jerusalem glücklich zurückgelange...... Ich Thor, daß ich singen wollte das Lied des Herrn im fremden Lande, daß ich verließ den Berg Sina und Hilfe suchte in Aegypten! Ich gedachte nicht des Evangeliums, welches sagt, daß derjenige, der Jerusalem verläßt, alsbald unter die Räuber fällt, beraubt, verwundet, getödtet wird. Doch mag der Hohepriester sammt dem Leviten verächtlich an mir vorübergehen: es giebt einen barmherzigen Samaritan für mich, ich meine den, welchem gesagt wurde: „Du bist ein Samaritan und hast den Teufel;" den Teufel lehnte er ab,

aber daß er ein Samaritan sei, leugnete er nicht, denn Samaritan heißt Hüter, Beschützer." Er schließt seinen Brief mit den Worten: „Gedenke meiner, Du Vorbild der Sittsamkeit, Zierde der Jungfräulichkeit, und besänftige durch Dein Gebet für mich die Wogen des Meeres!"

Sinnig bezeichnet Hieronymus in einem Briefe an Principia, von der wir noch mehr erfahren werden, das Verhältniß der Charaktere der beiden edlen Freundinnen. „Du hast zu Rom", so schreibt er jener, „zwei Vorbilder im Studium der heil. Schrift und in der Reinheit des Wandels an Geist und Leib, Marcella meine ich und Asella. Die Erstere mag Dich über grünende Wiesen zwischen den bunten Blumen der göttlichen Schriften hindurch zu Dem hinführen, der im hohen Liede spricht: „Ich bin die Blume des Feldes und die Lilie der Thäler!" Die Andere, selbst eine Blume des Herrn, möge mit Dir das Wort vernehmen: „Wie die Lilie unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern."

Eine zarte, duftige Blume des Herrn war Asella, und wie eine Paradieses-Gärtnerin umgab sie Marcella, welche jeden bösen Hauch fern von ihr hielt und ihr die milde Frühlingsluft des göttlichen Geistes, wie er die heilige Schrift durchweht, mit sinniger Liebe zu vermitteln verstand. —

---

# VII.

## Ungleiches Ende. — Marcella's Landleben und Heimgang.

Als Hieronymus noch in Rom weilte, starb eine gemeinsame Freundin, Lea mit Namen. Während er mit der Erklärung des zweiundsiebzigsten Psalmes in Gegenwart der Marcella und ihrer Begleitung beschäftigt war, wurde der Heimgang Lea's unerwartet gemeldet, worüber Marcella erbleichte und fast in Ohnmacht sank. Als sie sich entfernt hatte, an demselben Tage schrieb er ihr einen Trostbrief, in welchem er darauf hinwies, daß eigentlich Alle sich freuen müßten, indem jene die Krone des sicheren Friedens empfangen habe. Zugleich aber gab er darin eine kurze Lebenscharakteristik, wobei er auf das ungleiche Ende eines zum Consul designirten vornehmen römischen Heiden, der eben auch gestorben war, aufmerksam machte.

Vettius Agorius Prätextatus, welcher unter den Kaisern Valentinian und Valens im Jahre 368 Stadtpräfekt und unter Kaiser Theodosius Praefectus Praetorio war, wurde im Jahre 384 zum Consul für das folgende Jahr designirt. Da stand ihm nun schon beim Amtsantritt eine Ehre bevor, die Viele für das Höchste hielten, nach dem der Mensch streben könnte. Denn da sollte er unter dem Staunen der ewigen Stadt erscheinen in den unschätzbar an Werth scheinenden Triumphalgewändern, mit goldenem Schuhwerk, in der Tunica palmata, d. h. in der mit eingewirkten Palmenzweigen geschmückten Tunica, welche eigentlich das Götterkleid Jupiters im Capitol war, und umhüllt von der Toga picta, dem reich gestickten Purpurmantel,

das Scepter der Weltherrschaft in der Hand. Vor wenigen Tagen war er bereits als designirter Consul in stolzem Triumphe auf das Capitol gezogen: voran schritten die Spitzen der Behörden und höchsten Würdenträger, und das römische Volk empfing ihn mit Jubel und tanzend vor Freude; — nun war er plötzlich gestorben. Die ganze Stadt gerieth in Bestürzung und schmerzliche Bewegung. Seine Gemahlin, nun Wittwe Paulina, die Oberpriesterin der Ceres, mischte in die Klagen den eitlen Trost, ihr Mann sei unter die Heroen und Halbgötter aufgenommen, welche die Milchstraße, wie die Heiden fabelten, bewohnen sollten, und dort habe er nun seinen milchweißen, leuchtenden Palast. Aber Hieronymus, der dies Alles mit erlebte, meinte, dem sei wohl nicht also. Paläste gäbe es in der Milchstraße nicht, und der designirte Consul werde als solcher im Jenseits nicht respectirt. Dort sei er ein vereinsamter und von all diesem irdischen Pomp entblößter Mensch; er schreite also auch nicht im Palmenkleid und Purpurmantel einher; er sehe vielleicht sehr dunkel aus und der Ort seines Aufenthaltes sei am Ende auch nicht im Lichte. Viel glänzendere Vorstellungen dürfe man sich machen von Lea, die eben auch das Diesseits verlassen.

Auch sie war einst zwar inmitten der römischen Pracht an weiche Lebensart gewöhnt worden in den Kleidern der Reichen; aber sie hatte um Christi willen diese vertauscht mit der groben härenen Tunica; statt auf weichen Polstern und Pfühlen zu schlummern und einen Theil des Tages zur Nacht zu ziehen, hatte sie die Nächte in Gebeten durchwacht und sie so dem Tage zugesellt. In Bewunderung hatten christliche Jungfrauen und Wittwen sich unter ihre Leitung begeben; aber sie hatte voll Demuth sie mehr durch ihr beredtes Beispiel, als durch belehrende Worte ge-

führt und hatte die Gelegenheit nur benutzt, damit sie, einst die Herrin Vieler, nun Dienerin Aller werde, doch so, daß sie immer zuerst als die Magd Christi erkannt werde. Die Strenge ihres Lebens in Kleidung, Nahrung und Körperpflege hatte sie so zu verbergen gewußt, daß nichts an ihr auffiel als die Einfachheit, die nicht von sich reden macht. Nun war auch sie gestorben, in denselben Tagen, da jener designirte Consul starb, und Hieronymus konnte nicht umhin, ein ungleiches Ende zu vermuthen. Er sah Lea in der seligen Ewigkeit, von Engelchören eingeholt, in Abrahams Schooß ruhend, und es war ihm, als sei zwischen ihr und Prätextatus dasselbe Verhältniß, wie zwischen dem armen Lazarus und dem reichen Manne im Evangelium. Doch wollen wir nicht zwischen Gottes Barmherzigkeit und Prätextatus, der als Heide nicht ohne schöne Eigenschaften war, treten, aber bekennen, daß Lea den sicheren Weg gewandelt ist.

Marcella's Scheiden von dieser Welt ereignete sich wenige Tage nach dem Falle Roms, der Weltbeherrscherin, und es zeigte sich auch hier das ungleiche Ende der weltlichen und der himmlischen Größe. Doch haben wir noch Einiges über ihr Leben zu berichten nach der Abreise des heil. Hieronymus von Rom. Ihr Leben im Palaste war schon seit vielen Jahren in allen wesentlichen Punkten, in Kleidung, Nahrung, Wachen und Beten, Ringen nach Erkenntniß und Liebe und in Allem, was Gott wohlgefällig, übereinstimmend gewesen mit dem, was das Leben der Einsiedler charakterisirte. Durch Hieronymus hatte sie Alles noch genauer kennen und üben gelernt. Seine Abreise war ihr so wenig leicht wie ihm. Er gehörte durchaus in die Tagesordnung ihres Heils, so daß seine Abwesenheit eine sehr fühlbare Lücke bewirkte. Marcella mußte die Lücke

ausfüllen so gut als möglich. Das gelang ihr theilweise durch den schon erwähnten eifrigen Briefwechsel. „Die Trennung von dem Angesichte," berichtet Hieronymus selbst darüber, „suchten wir auszugleichen und zu ersetzen, indem wir uns gegenseitig durch briefliche Unterhaltung trösteten. Immer wieder begegneten wir einander in Briefen, übertrafen wir einander durch Freundschaftsdienste und kamen wir einander zuvor durch Grüße. So wurde der durch die Trennung entstehende Verlust fast gänzlich aufgehoben durch die Vereinigung im ununterbrochenen Briefverkehre."

Andererseits aber wurde die Lücke ausgefüllt durch den Eintritt einer andern Persönlichkeit in die factisch lückenhaft gewordene Tagesordnung. Diese Persönlichkeit war, die dem Herrn sich weihende, edle Jungfrau Principia, an welche später Hieronymus den Nekrolog der heil. Marcella richtete, und der er schrieb: „Ich habe erfahren, daß Du sofort nach meiner Abreise an meiner Stelle ihr Gesellschaft geleistet." Diese Principia war eine so zarte, sinnige, lieberglühte, dem Himmel und seinem Könige zugewandte jungfräuliche Seele, daß Hieronymus, als er einst den von dichterischer und heiliger Begeisterung leuchtenden vierundvierzigsten Psalm: „Mein Herz wallet auf von lieblichem Worte: wohlan, mein Lied, es preise den König!" zu singen begann, auf das Lebhafteste an sie denken mußte. Er erklärte den Psalm und widmete ihr das Büchlein (10 Quartseiten) in Form eines Sendschreibens. Schon der Titel: „Dem Musikmeister; über Lilien, von den Söhnen Korah's eine Unterweisung, ein Lied der Geliebten," führte ihn auf Principia. Ein Lied über Lilien, über Blumen, dachte er, gehört der Jungfrau, die eine Lilie, eine Blume Christi ist. Es schildert der vierundvierzigste Psalm die Schönheit und Herrlichkeit des könig=

lichen Bräutigams, um der Braut, die er auserwählt, ihr unaussprechliches Glück zum vollen Bewußtsein zu bringen; aber auch auf ihre Anmuth und Pracht macht er sie aufmerksam, und er ermuntert sie, Alles zu vergessen, was sonst noch Werth gehabt, und dem Könige, dem glorreichen Bräutigam anzuhangen. Eine solche Braut, welche dem Könige unbedingt gehuldigt, sieht Hieronymus in Principia. Er ruft ihr zu: „Der König der Könige und der Herr der Herrschenden ist Dein Bräutigam!“ Und nachdem er unter den mannichfaltigsten Beziehungen ihr den Psalm erklärt, schaut er im Geiste in die Zeit der Vollendung, wo die Völker in die Ewigkeit der Ewigkeit den Herrn zu loben beginnen werden, und fügt hinzu: „Wann auch Du, o meine Tochter Principia, dem Chore der Heiligen zugesellt, unter den Jungfrauen zu dem Könige geführt, in Deiner Pracht aus den elfenbeinernen Palästen hervortretend, den Bräutigam erfreuen wirst: dann gedenke auch meiner, der ich dieses Psalmes Verständniß unter göttlichem Beistand Dir eröffnet habe!“ (Ep. 65.)

Diese feine, sinnige, liebe Principia trat alsbald nach der Abreise des heil. Hieronymus, wie erwähnt, in die innigste Beziehung zu Marcella, welche durch ihre Gemeinschaft unaussprechlich getröstet wurde. Den Jahren nach waren sie weit auseinander, aber ihr Verhältniß zur Ewigkeit führte sie eng zusammen; ihre Herzen waren gleich zart besaitet, und ihr Psalmenspiel klang süß ineinander. So wurden sie schnell sich gegenseitig unentbehrlich. Die Harmonie ihrer Seelen, ihres Glaubens, ihrer Hoffnung, ihrer Liebe zog wie einen Zauberkreis um sie, aus der keine hinaus konnte. Bald wichen sie keinen Finger breit mehr von einander. In demselben Hause wohnten, in demselben Schlafgemache ruhten sie, so daß sie einander auch vor

den Menschen bekannten, und die ganze Stadt es wissen sollte, daß Principia eine Mutter, Marcella eine Tochter gefunden habe.

Mit solch' einer herrlichen Freundin vom Himmel beschenkt, bezog nun diese, wahrscheinlich nach dem Tode ihrer Mutter Albina, den Palast der Ahnen ihren Vettern vorläufig schon überlassend, in der Nähe der Stadt Rom ein Landgut, eine ebenfalls fürstlich ausgestattete Villa. So war es der ausdrückliche Wunsch des heil. Hieronymus. Da schufen sie sich eine Einsamkeit, Einsiedeleien wie in der Wüste, wo die stille Sammlung und Beschaulichkeit durch eine auserlesene Natur nicht gestört, sondern gesteigert wurde. Und dieses einsame aber gottgesellige Leben in schöner, friedlicher Landschaft, welches die in der Folge im Abendlande entstehenden Klöster durch's ganze Mittelalter hindurch nachahmten, indem sie meist die schönsten Punkte jedes Landes zum Klosterbau wählten, — dieses war es auch, welches die alten Römergeschlechter reizte, dem Beispiele Marcella's zu folgen. Da geschah es, daß sie ihre Landgüter in Klöster umwandelten, und überall auf dem Landgebiete der stolzen Stadt die bescheidenen Zellen der Einsiedlerinnen und der Einsiedler sich gruppenweise erbauten, wie kleine Colonien der Bürger einer andern Welt. Was noch vor Kurzem dem römischen Adel in seiner Niedrigkeit verächtlich und wie eine Schmach erschienen war, das galt nun für Ruhm und für das wünschenswertheste Ziel. Nach kaum fünfundzwanzig Jahren blickte selbst Hieronymus mit freudigem Staunen auf die Menge der Kloster-Familien edler Jungfrauen in Italien und auf die unzählige Schaar der Einsiedler.[1]) So lebten nun Marcella

[1]) Crebra virginum monasteria, monachorum innumerabils multitudo.

und Principia in der einsamsten Ruhe gottseliger Uebungen, gekannt und verehrt und doch wie verborgen, viele schöne Jahre. Sie mochten wohl leben, wie es ihnen Hieronymus im Voraus geschildert. Schwarzes Brod, selbstgezogenes Gemüse und Milch, die ländlichen Leckerbissen, boten ihnen die einfache, unschuldige Kost dar. Sie hielt Schlaftrunkenheit nicht vom Gebete ab und die Sättigung machte sie nicht unempfänglich für die Lesung. Vor der Sonnenhitze gewährte die Heimlichkeit eines schattigen Baumes ihnen Schutz; zur milden Herbstzeit gaben die herunterfallenden Blätter ein angenehmes Ruhelager. Im Frühling ergötzte die Aue mit reichem Blumenschmuck, und unter den Liedern der Vögel klangen süßer die Psalmen. Um die Winterwende, wenn's fror und schneite, kauften sie kein Holz, die Freudigkeit der Andacht gab ihnen Wärme, wenn sie nicht schlummerten; und empfanden sie auch einmal Kälte, so schien sie doch nicht so empfindlich, wie in der Stadt. Sie erfuhren, wie gut es war, dem Herrn anzuhangen und auf Ihn ihre Hoffnung zu setzen. —

Unterdessen hatten Hieronymus und die von Marcella für das Einsiedlerleben angeregte Paula ihr segensvolles Asyl gefunden im heiligen Lande. Auf der Höhe von Bethlehem entstanden die Colonien heiliger Frauen und heiliger Männer, getrennt und doch geeint, einsam und doch in der reinsten Freude der Gemeinschaft. Dort wurden sie so froh, daß sie alle Guten herbeiwünschten, vor Allen jedoch Marcella und ihre zarte geistliche Tochter Principia. Die Sehnsucht nach diesen wurde so groß, daß Paula und ihre Tochter Eustochi im Geiste und vielleicht auch theilweise mit den Worten des heil. Hieronymus einen meisterhaften Einladungsbrief an Marcella schrieben. Mit feiner psychologischer Berechnung suchen sie vor Allem durch eine begei-

sterte Schilderung der heiligen Orte auf ihr Gemüth einzuwirken; auch weisen sie darauf hin, welche vornehmen, adeligen, erleuchteten Seelen sich dort stets immer wieder zusammenfinden: aber am ergreifendsten und rührendsten ist es, wie sie die ehrwürdige Matrone, zu welcher sie ehrerbietig aufblicken, direct mit ihren Bitten bestürmen, doch ja zu ihnen zu kommen. So nämlich beginnt der herrliche Brief: „Die Liebe hat kein Maß, die Ungeduld kennt keine Schranke, die Sehnsucht hält's nicht mehr aus. Wir vergessen die Beschränktheit unserer Kräfte, bedenken nicht, was wir vermögen, sondern nur, was wir möchten: wir, die Schülerinnen, wünschen die Meisterin in die Lehre zu nehmen.... Du, Marcella, die Du zuerst den Funken in den Zunder (unseres Herzens) warfst, die Du zu diesem Lebensberufe (der Einsiedler) mit Wort und That uns ermuntert und uns, Deine Küchlein, wie eine Henne unter Deine Flügel gesammelt hast: Du siehst theilnahmlos zu, daß wir mutterlos und ungeführt umherfliegen, indem wir bleich sind vor Furcht, daß der Habicht komme, und schon erbeben bei jedem Schatten vorüberfliegender Vögel. Wie können wir also, fern von Dir, etwas Anderes thun, als in bittende Klagen ausbrechen und unsere Sehnsucht mehr durch Weheruf als durch Weinen vor Dir kund werden lassen, daß Du uns *unsere* Marcella wiedergeben mögest und nicht duldest, daß jene *milde*, jene *holde*, jene *über Alles süße* Marcella nicht kalt und strenge, nicht traurig die Stirne runzelnd erscheine, die durch ihre herzgewinnende Beredtsamkeit uns zu gleicher Lebensart bewogen hat." Nachdem sie dann alle Ueberredungsmittel der heil. Schrift und des heil. Landes angewendet, eilen sie zum Schlusse des Briefes, wie folgt: „O glückselige Stunde, wann ein Pilger athemlos zu uns eilen wird mit der Bot-

schaft, unsere Marcella sei am Gestade Palästina's gelandet, worauf die gesammten Chöre der Einsiedler und die Schaaren der Jungfrauen Freudenrufe vernehmen lassen! Schon stürzen wir Dir entgegen, die Ankunft des Wagens wird nicht abgewartet; wir laufen zu Fuße wie im Fluge. Wir fassen und halten die Hände, schauen Dir tief ins Auge, und lassen uns nur gewaltsam aus der Umarmung reißen. Ach, wird jener Tag nicht derselbe sein, wann wir in die Grabhöhle des Erlösers hineingehen? (Sie hoffen sie also in der bevorstehenden Charwoche wiederzusehen.) Werden wir nicht mit der Schwester, mit der Mutter in dem Grabe des Herrn zusammen weinen? Nicht zusammen das Holz des Kreuzes küssen, und auf dem Oelberge mit dem himmelansteigenden Herrn auch mit sehnsuchtsvollem Geiste uns zum Himmel erheben?" Mit so klagendem und stürmischem Verlangen forderten sie Marcella auf, nach Bethlehem zu kommen. Aber sie blieb in ihrer Einsamkeit bei Rom.

Nur noch einmal sollte sie hervortreten und vor den Augen der erstaunten Welt ihre Hoheit zeigen. Zu Rom sah es im Anfange des fünften Jahrhunderts traurig aus. Die alten adeligen Geschlechter waren meist ausgestorben, neue waren aufgetaucht und entartet, die letzten Sprößlinge der edelsten Patricier waren von der Weltbühne abgetreten und in stiller Einsamkeit ein Schauspiel vor den Engeln geworden. Der große Grundbesitz der Vornehmen war vernachlässigt, die Pflege des Ackerbaues zu kostspielig und zu wenig einträglich, da es an freien Leuten fehlte und der Kaufpreis für die Sklaven zu hoch war, während der Getreidehandel immer unbedeutender wurde; denn Rom hatte seine Kornkammer in Sicilien und Africa. So lag das Land vielfach verödet, das durch die Kriege entvölkerte.

Ein schwacher Kaiser, Honorius, saß als Ziergestalt noch auf dem Throne des weströmischen Reiches; aber die Barbaren, insbesondere die Gothen, hatten weder Respect vor dem erhabenen Augustusbilde, noch vor der ewigen weltherrschenden Roma. Ein Tapferer war an des Kaisers Seite, Stilicho, der Retter Italiens länger als ein Decennium, aber immer gehemmt im Siegeslaufe und zuletzt ermordet von der Eifersucht (a. 408.). Nun lachte Alarich, der kluge, kühne Gothenhäuptling, den Stilicho früher aus dem Peloponnes, nachdem derselbe Städte stürmend und plündernd durch Thracien, Macedonien, Thessalien und Griechenland gezogen war, und dann aus Italien vertrieben hatte. Alsbald stand er vor Rom, und es gab keinen Retter mehr. Die in ihrer Existenz sich göttergleich dünkende Stadt mußte sich verdemüthigen und um 5000 Pfund Gold und 30,000 Pfund Silber sich aus der Umzingelung loskaufen, über welche Schmach selbst in den Einsiedeleien die Nachkommen der alten Senatoren errötheten und erbebten. Nach kurzer Zeit, im Jahre 409, belagerte Alarich die Stadt zum zweiten Male, und diesmal gab er ihr die Freiheit unter einer andern Bedingung, nämlich daß Honorius abgesetzt und der Stadtpräfekt Attalus vom Senate zum Kaiser erklärt werde. Es geschah. Nicht lange, so ertheilte Alarich dem Attalus den Befehl abzudanken, doch nicht zu Gunsten des Honorius. Im Sommer des Jahres 410 erschien er zum dritten Male vor Rom, mit dem Vorsatze, diesmal die Stadt zu erobern und zu plündern. Honorius saß mit seinem Hofe in dem zwischen Meer und Sümpfen sicheren Ravenna, zu ohnmächtig, um zur Entsetzung Roms auch nur eine Hand zu rühren. Während der Belagerung war Marcella, die nunmehr vielleicht neunzigjährige, mit ihrer noch jugendlichen Freundin Principia

wieder in dem Palaste ihrer Ahnen auf dem aventinischen Hügel. Sie erlebte die Schrecknisse der Hungersnoth und des Kampfes, und ist gewiß an mancher Stelle als rettender Engel erschienen; jedenfalls hat sie nichts für sich behalten, sondern Alles, was sie noch das Ihrige nennen konnte, hingegeben. Denn es war die Noth des Hungers entsetzlich groß. Von dem, was eßbar schien, hielt kein Schmutz, keine Fäulniß zurück; Ekel kannte Niemand mehr. Ja, in des Hungers Raserei stürzten die Gequälten auf einander und zerfleischten ihre Glieder und Mütter schlachteten ihre Kinder, und doch raffte der Hungertod mehr Menschen hin als das Schwert.[1]) Endlich kam die Nacht, in welcher ein Theil der Mauer stürzte und die Heerhaufen der Feinde in die Stadt drangen, neues Entsetzen verbreitend (24. Aug.). Drei Tage plünderten sie, ein Theil von Rom wurde niedergebrannt, viele Kunstwerke wurden zertrümmert und zerstört — nur die Kirchen schonte man auf Befehl Alarichs, des arianischen Christen. Die Bevölkerung der eroberten Stadt, welche vordem selbst den ganzen Erdkreis erobert hatte, war sehr gering geworden an Zahl; um so mehr wurden die Uebriggebliebenen mißhandelt, theils um die Entdeckung verborgener Schätze zu erzwingen, theils um sie roher Lust dienstbar zu machen.

Ein Schwarm der wilden Eroberer stürmte mit blutigen Schwertern auf den aventinischen Hügel und drang in den Palast der Marcella. Sie war in der Schreckensstunde mit Principia nicht allein; fromme, heilige Männer, welche, was sie da mit gesehen und erlebt, dem Hieronymus erzählten, umgaben sie. Mit furchtlosem Antlitz bei ihrer gewohnten Hoheit empfing sie die hereinstürzenden Bar-

---

[1]) Nach Hieronymus, Ep. 127, 12.

baren. Diese fordern Gold und vergrabene Schätze; jene zeigt auf ihre grobe Tunica, auf ihr Einsiedlergewand als Zeichen und Zeugniß freiwilliger Armuth. Aber die arianischen Gothen verstehen nichts von so hohen Dingen; sie halten es für niedrige Verstellung und fangen an mit Stöcken und Geißeln sie zu schlagen. Doch es ist, als fühlte sie davon nicht die mindeste Qual, und, wie wenn die Barbaren schon selbst nicht mehr an Gold und Schätze dächten, so wirft sie sich ihnen zu Füßen und erbittet unter Thränen sich die Gunst, daß Principia nicht von ihr getrennt werde. Sie besorgte, es möge eine rauhe Hand die zarte Blume Christi beschädigen. Der Herr, dem die Blume blühte, erweichte die harten Herzen, und zwischen den blutbefleckten Schwertern war Raum für die Milde. Marcella's Hoheit war die einzige, welche Alarichs Heer noch achtete. Er selbst, der stolze Fürst, hielt die Kaiserkrone Roms für zu gering, als daß er daran gedacht hätte, sich dieselbe aufzusetzen. Principia wurde nun mit ihrer hohen Retterin von den Barbaren in die Basilika des Apostels Paulus geführt, damit sie nicht in neue Gefahr kämen, wenn andere Leute Alarichs sie fänden. Denn das Asyl der Kirchen wurde heilig gehalten. Sobald Marcella in die Kirche kam, strömte ein freudenvolles Dankgebet aus ihrem Herzen, von ihren Lippen. Sie dankte Gott für die Rettung ihrer jugendlichen Freundin und Tochter; sie dankte Gott, daß die Eroberung der Stadt sie nicht arm gemacht, sondern arm gefunden habe, und endlich, daß sie, auch der täglichen Nahrung entbehrend, keinen Hunger spüre, sondern wie gesättigt sei durch das Leben in Christo. Sie mußte singen: „Ohne Habe bin ich geboren, ohne Habe werde ich sterben; wie es dem Herrn gefallen, so ist es mir geschehen: sein Name sei gepriesen!"

Alarich wandte sich von Rom, um Sicilien zu erobern; er starb unerwartet zu Cosenza in Calabrien, und die Seinen begruben ihn in dem Bette des zu diesem Zwecke abgeleiteten Flusses Busento. Dem Flusse gaben sie seinen Lauf wieder, und die Todtengräber brachten sie um, damit die Grabesstätte nicht verrathen werde. Wenige Tage nach dem Abzuge Alarichs entschlief Marcella in dem Herrn. Sie war nicht krank, sie schien nicht altersschwach; gesund und froh legte sie ihr Haupt in die Arme ihrer Principia, schloß ihre Augen, und indem sie vor den Augen der Freundin den Geist in die Hände Gottes gab, floß der Widerschein ihres lichthellen Bewußtseins eines guten Lebenswandels und der in Besitz übergehenden Hoffnung seligen Lohnes, wie ein süßes Lächeln über ihr Antlitz, auf das nun zahlreiche Thränen der guten Principia fielen. Und diese hätte der ganzen Welt, allen Menschen zurufen mögen: „Kommet und sehet: das ist der Heimgang einer Gerechten!" —

# Paula,

## die Einsiedlerin von Bethlehem.

I.

## Das Glück in der Welt.

Zu Rom war Constans Kaiser, als Rogatus, der Bewohner eines der glänzendsten Paläste der ewigen Stadt, in der Blüthe seiner Jahre und seines Glückes stand. Er leitete sein Geschlecht her von Agamemnon, dem Heldenkönige, und er wußte, die Geschichte und das Land der Griechen durchwandernd, den ganzen Stammbaum mit all' seinem Werth und Schmuck, mit Reichthum und Ehren aufzuzeigen, um als Sprößling selber daran zu prangen. Seine Gemahlin hieß Bläsilla. Auch sie wies hin auf ein stolzes Ahnengeschlecht. Die Scipionen und die Gracchen waren ihre Vorfahren; Martia Papyria, die Gemahlin des L. Aemilius Paulus, des in der Schlacht bei Cannä gefallenen Feldherrn, Mutter des feingebildeten Helden Publ. Cornel. Scipio Aemilianus, des jüngeren Africanus, den Publius, der Sohn des älteren, adoptirte, war ihre Ahnfrau. Von Alters her ererbten und gemehrten Reichthum besaßen beide in Fülle. Daher kamen Erben ihnen sehr ersehnt ins Haus, und es war gewiß kein kleines Fest, als im Jahre 347 am 5. Mai — es war ein Dienstag — ein Töchterchen ihnen geboren wurde. Das Kind wurde nach dem Anherrn L. Aemilius Paulus mit dem Namen

Paula geschmückt, auf daß Jeder, der es nennen höre, alsbald wisse, wie vornehm es sei. Außer Paula aber war den guten Eltern nur noch ein Sohn geschenkt, so daß die beiden Kinder sich theilten in ihre Schätze und Ehren.

Paula wurde ganz nach vornehmer Römersitte erzogen, obgleich sie frühzeitig, wie es wahrscheinlich ist, den christlichen Glauben und die Taufe empfing. Es scheint, daß ihr Geist vielfach angeregt wurde, und daß sie namentlich nicht blos die feine Urbanität im Ausdrucke der Muttersprache, der lateinischen, sich aneignete, sondern auch die andere und noch hervorragendere Sprache der gelehrten Welt, die griechische, geläufig lernte. Denn beider Sprachen bediente sie sich später so, wie man die Muttersprache zu gebrauchen pflegt. Dabei wurde freilich, und wenn sie auch manche Lesestunde zur näheren Kenntniß der classischen Literatur verwendete, nichts von dem versäumt, was die junge Patricierin lernen und üben mußte, um in der vornehmen Gesellschaft angenehm zu sein und wo möglich Bewunderung zu erregen. Sie verstand es also bald, Luxus zu treiben mit ägyptischer Leinwand, mit indischen Baumwollengeweben, mit persisch-indischen Tüchern und seidenen Zeugen von buntester Mannigfaltigkeit; sie wußte anmuthig einherzuschreiten mit ihrem zierlichen Bindschuhwerk, in der schleppenden Tunica mit überreichen Vorbüren, die feinen, gemusterten Umwurfkleider geschmackvoll in Falten zu legen und den Schleier von gazeartigem Gewebe schön wallen zu lassen; mit dem Haargeflechte konnte sie prunken, Diademe, Ohrgehänge, Halsketten und Perlenschmuck und Armgeschmeide und Gürtel reich und vornehm anwenden, und auf den Wechsel der Anordnung richtete sie emsig ihre Kunst. Auch der Natur nachzuhelfen durch Verschönerung der Gestalt nach dem Zeitgeschmacke mittelst

Binden und Polstern war sie beflissen, und die Schminke von Purpurfarbe, Bleiweiß und Augenschwärze handhabte sie bis zur täuschendsten Naturähnlichkeit. Denn mehr als durch geistige Bildung der Frauen wollten die römischen Männer durch Sinnenreiz angezogen werden. Und diesem Rechnung zu tragen, wurden die vornehmen Römerinnen von Kindheit auf durch Eltern und Verwandte angeleitet. Es ist gewiß damals nicht selten vorgekommen, daß Männer von dem „edlen, weißen Nacken" einer Jungfrau sich unterhielten, wie wir es heutzutage bei jenen Novellisten finden, die sich dem Publicum vorzugsweise als die „Keuschen" anpreisen, und wohl eben deshalb, wenn sie die Reize einer Frau beschreiben, sich in eine Sprache verlieren, daß man meinen könnte, sie redeten von dem „edlen Nacken" eines Rosses.

Kaum mochte Paula die Grenze zwischen dem Kinde und der Jungfrau berühren, als gewiß schon viele Augen auf diese vereinzelte Blüthe an dem vielfachen Stamme der stolzesten römischen Geschlechter ihre Blicke lenkten; doch wenige Jünglinge durften sich berechtigt fühlen, auch die Hand darnach auszustrecken. Es fand sich aber bald ein junger Mann, welcher der Eltern und der Tochter Wohlgefallen vollkommen gewann. Er hieß Toxotius, und führte seine Ahnenreihe zurück auf Aeneas, den Helden, welcher den Vater Anchises und die Schutzgötter rettend durch Troja's Flammen getragen, von dessen Sohne Julus Ascanius sein adeliges Blut das Julische genannt wurde. So hatte er den Ruhm seines Hauses nicht erst von den Consuln aus der Familie der Julier, sondern von jenen wundersamen Heroen, deren Kämpfe Himmel und Erde bewegten, und den Ursprung des geheimnißvollen Namens Jul führte er hinauf bis in den höchsten Himmel. Nun,

wer hätte es ihm verdenken mögen, daß er sich seine Braut bei den edelsten Geschlechtern neben dem seinigen gesucht? So war seine Wahl auf die hochadelige, feingebildete, zartbesaitete Paula gefallen, und da ihr und der Eltern Beifall ihm begegneten, so wurde auch bald in aller Pracht und Festlichkeit eine Hochzeit gehalten, welche in Rom Tage lang der Hauptgegenstand des Gesprächs in den Kreisen der Vornehmen sein mochte. Dies geschah, wie es scheint, im Jahre 362, da Paula fünfzehn Jahre alt war.[1])

Paula war glücklich. Sie hatte einen hohen Adel der Geburt und hohen Adel der Verbindung; sie besaß alle Mittel der geselligen Repräsentation in einem großen Reichthum und in ihrer Bildung; in ihrem Putze und in ihren feinen Sitten gefiel sie überall; sie war empfänglich für die mannigfaltigsten und buntesten Vergnügungen und Genüsse, brauchte sich nie dergleichen zu versagen und hatte Freude daran; wenn sie in ihren prächtigen Sänften von zahlreichen, kostbar gekleideten Sklaven umgeben zum Feste getragen wurde, überzeugte man sich, daß für Bequemlichkeit und für Pracht und Eleganz gleich vollkommen gesorgt war. Sie liebte unaufhörliche geistreiche Scherze und Spiele, und wußte sie anzuregen und zu unterhalten. Ihrem Manne hing sie eben so unbegrenzt in inniger Liebe an, wie sie selbst ihm der Eine leuchtende Stern seiner Freude war. Bei alledem aber war sie ausgezeichnet durch strenges Innehalten der sittlichen Grenzen, nur dem, was man für erlaubte Freude hielt, sich zuwendend.

Bei allen Festen, welche Toxotius in ihrem prunkvollen und vornehmen Palaste gab, oder bei denen sie ein-

---

[1]) Bläsilla, die älteste Tochter und das älteste Kind überhaupt, war im Anfange des Jahres 384 etwas über 20 Jahre alt.

geladen erscheinen mußte, wie bei den öffentlichen Festen, und bei den zahllosen Besuchen, die sie wegen der Repräsentation des Hauses zu machen oder anzunehmen hatte, beobachtete sie so großen Anstand und solche keusche Zucht in natürlicher Vornehmheit und reinem Seelenadel, daß es nicht blos ihrem Manne und ihren Verwandten ein Stolz und eine Freude war, sondern auch von der ganzen „böszüngigen Stadt" zugestanden wurde.

Auch war ihr das Mutterglück gewährt. Gott schenkte ihr im Laufe der Jahre vier Töchter: Bläsilla, (nach Paula's eigener Mutter genannt), Paulina, Eustochium,[1] Rufina, und einen Sohn Toxotius, des Vaters Namen tragend. Sie hatte ihre Kinder alle überaus lieb, aber den Toxotius, welchen ihr Mann sich ersehnt, am meisten. Dieselben waren gar sehr begabt, große Hoffnungen für die Zukunft erregend. Um so mehr war die Mutter geehrt; ihr Leben wurde fünffach gesteigert in den Kindern, alle Freude, welche dem Hause widerfuhr, empfand sie fünffach, und das Kleinste und Geringste in dem großen und reichen Palaste hatte Bedeutung und Werth für sie, wenn ein Kinderauge sich daran ergötzte.

---

[1]) Eustochium ist die Diminutivform von Eustochia nach der griechisch-grammatischen Bildung *Εὐστόχιον* von *Εὐστοχία*, d. h. Eustochiechen oder Eustochchen.

## II.

# Es wird anders.

Es schien als sollte es, wenn auch nicht immer, nun doch noch viele, viele Jahre so bleiben. Zwar berührte der mittlerweile eintretende Tod der Eltern Paula's, die eben nicht alt geworden, sehr schmerzlich; aber es wurde dadurch andererseits das Familienleben nur noch innerlicher, und sie fand Beruf und Zufriedenheit darin.

Und warum sollte es nicht auch noch lange so bleiben bei jugendlichen Eltern und gesunden Kindern? Man mag darüber streiten, was für fünf frohe, frische, reiche, talentvolle Kinder das größere Uebel sei: Verlust des Vaters oder der Mutter; — es muß wohl jeder Fall für sich beurtheilt werden. Aber es ist leicht erklärlich, daß Toxotius sich kein größeres Unglück für die Kinder denken konnte, als Verlust der Mutter, und daß umgekehrt Paula den Tod des Vaters als der Schicksale schlimmstes betrachtete.

Toxotius erfreute sich nicht lange des Glücks, daß ihm ein Sohn geboren; vielleicht hörte er nur noch, wie das geliebte Kind die Namen der Eltern und das Alleluja stammelte, höchstens sah er es ein paar Mal den Geburtstag erreichen, als er selber starb. Eine ganze Welt, in der allein sie leben gelernt, ging der guten Paula unter, als Toxotius für diese Zeit die Augen schloß. Sie wurde daher von einer so großen Betrübniß befallen, daß man allgemein glaubte, ihre Trauer werde nur mit ihrem eigenen Tode enden, sie werde bald selbst sterben. Nicht selten ist die übermäßige Trauer beim Verlust eines geliebten Gatten das Zeichen einer zweiten Hochzeit, die nicht lange auf sich

warten läßt. Das sind die Menschen des sentimentalen Glücks, die immer wieder lieben bis in den Tod, das heißt bis in den Tod des andern Gatten; und die Welt billigt ihr Verfahren vollkommen, zumal wenn noch das praktische Bedürfniß und die praktische Wahl die zweite Heirath recht vernünftig macht. Mit Idealisten weiß man ohnehin nichts anzufangen. Aber zu dieser Art Menschen gehörte Paula nicht. Sie hatte einen unaussprechlich tiefen Seelenschmerz; in ihrem Manne liebte sie die geistreichen Gedanken, den festlichen Schmuck, das schöne Land ihrer Heimath, sie dachte, fühlte, wollte mit ihm. Nun war er fort und ihr Interesse an dem Leben, wie sie es gewohnt war, hatte er mit hinweggenommen. So war ihr plötzlich Alles fremd und unverständlich geworden. Warum sollte sie in schönen Kleidern kommen? Für wen sich putzen? Wozu den Palast festlich schmücken lassen? Weshalb sich in Sänften umhertragen lassen und Besuche machen? Zu welchem Zwecke Gesellschaften geben? Freilich hatte sie alle Menschen geliebt in wohlwollender Gesinnung; aber die wohlwollende Hingebung in Theilnahme und Unterhaltung war ihr nur möglich gewesen, da sie selbst zuerst in der Liebe zu den Eltern und dann in der Liebe zu Toxotius für ihr eigenes Herz süße Wohlthat fand. Nun war es ihr, als hätte sie die Menschen gar nicht mehr lieb, als wären sie ihr in einer tadelnswerthen Weise gleichgültig. Allerdings waren ihr die fünf Kinder ein wahrer Trost; doch konnte sie auf keines blicken ohne die tiefste Wehmuth. Mißfiel ihr etwas an ihnen, so mußte sie denken, wie schnell und leicht Toxotius das geändert haben würde; sah sie Schönes und Edles, so sprach's in ihr: „Ach, wie würde Toxotius Freude gehabt haben!“ Ihre tiefe und andauernde Trauer machte sie nun aber dem römischen Adel um so interessanter. Sie

mochte etwa dreißig Jahre alt sein, als sie Wittwe wurde. Die vornehmen Geschlechter in Rom wandten ihr die größte Aufmerksamkeit zu; mit Besuchen und Begrüßungen wurde sie so häufig heimgesucht, daß die Verpflichtungen, welche ihr Stand in dieser Hinsicht ihr auferlegte, ihr unerträglich wurden. Man ehrte sie außerordentlich; aber je mehr man sie ehrte, desto trauriger wurde sie; es kamen der Gäste so viele, die sie lobten und Dinge an ihr und ihrem Hause rühmten, welche ihr gleichgültig oder sogar unangenehm geworden waren; da hätte sie fliehen mögen weit, weit hinweg. Und sie mied auch sorgfältig solche Lobredner, wo und wie sie nur konnte.

Aber es träufelte ein Balsam vom Himmel her in ihr todeswundes Herz, so daß es wieder auflebte in einem Leben der Liebe, welches ihr Verhältniß zu Toxotius nicht änderte. Sie wandte sich gänzlich dem Dienste des Herrn zu, und mit so eifriger That, als hätte sie nie einen andern Beruf gekannt und nur auf den Heimgang ihres Gemahls geharrt, um in vollster Hingebung ihren eigentlichsten Lebenszweck zu erfüllen. Es war der christliche Wittwenstand, dessen Pflichten sie nun mit völliger persönlicher Aufopferung übernahm. Nicht blos der kleinen lieben Kinderschaar im eigenen Hause wollte sie fortan eine Mutter sein, sondern allen Armen und Kranken der stolzen Stadt, die des Elends mehr in sich barg, als sie nach außen eingestehen mochte. Paula begann sich als die Verwalterin des ungeheuren Vermögens ihres Hauses im Namen Gottes für die Armen zu betrachten; sie machte den Anfang mit jener Lebensarbeit, die sie schließlich vollbracht hat, mit der Arbeit, bei der größten Besonnenheit und einer gewissen Sparsamkeit Zinsen und Kapital ihres ganzen Reichthums nach und nach an die Armen zu vertheilen, so daß

sie bei ihrem Tode kein Testament mehr zu machen brauchte. Ihr wiederkehrendes Interesse für die Menschen offenbarte sich in der wohlwollendsten Gesinnung gegen Alle, in einer thatkräftigen Güte, die auch verschwenderisch gegen diejenigen sich erwies, welche sie vordem nie gesehen hatte und eben nur als Hilfsbedürftige kennen lernte. Mit der größten Emsigkeit und Sorgfalt durchforschte sie die ganze Stadt, und wenn sie einen Hungernden oder Schwachen fand, der schon durch die Milde eines andern Reichen erhalten wurde, so hielt sie das für einen Verlust, den sie erleide, da ihr ein Gewinn an himmlischen Gütern entgangen. Die Zahl der Kranken, denen sie den Arzt darbot, Medicin und Nahrung von ihrem Vermögen bezahlte, wußte Niemand, vielleicht sie selbst nicht, indem sie nur der Einzelnen gedachte; aber überall, in welchem Winkel der Stadt man immer einen gut gepflegten armen Kranken fand, hörte man auf die Frage, wer da Barmherzigkeit übe, den Namen Paula's nennen. Auch forschte sie überall nach, wo Arme starben, um ihnen das Todtenhemd und was zur Bestattung gehörte, zu schenken.[1]) Ihre Verwandten wurden be=

---

[1]) Hieronymus drückt sich rhetorisch so aus: „Welcher sterbende Dürftige (nämlich in der ganzen Stadt Rom) wurde nicht von ihr bekleidet? Welcher Kranke nicht von ihrem Vermögen unterhalten?" Sie muß auf jeden Fall in dieser Art von Wohlthätigkeit unersättlich gewesen sein. Wenn man nun bedenkt, wie unbegrenzt das Elend und die Bedürftigkeit in Rom zu ihrer Zeit war, so klingt die Sache uns unglaublich. Aber es ist auch zu bedenken, daß andererseits ihr vornehmes Haus mit dem Tode ihres Mannes aufgehört hatte, in Festen verschwenderisch zu sein; und außerdem ist zu bemerken, daß die eigentlich Reichen zu Rom schon während der heidnischen Kaiserzeit ihr Vermögen bis zu dem Grade gesteigert hatten, daß manche adelige Weltkinder bei der leichtsinnigsten Vergeudung sich nicht zu Grunde richten konnten. Die Familie der Paula gehörte aber zu den

sorgt und machten ihre ernste Vorwürfe, daß sie ihre Kinder beraube. Aber sie antwortete sanft und zuversichtlich: „Ich hinterlasse ihnen eine größere Erbschaft, den Schatz der Barmherzigkeit Christi!“ Man mußte sie walten lassen; ihre milde Sprache war doch wie gebieterisch durch die sittliche Hoheit ihres Wesens. Bald war sie als die Mutter der Armen und der Kranken in Rom überall gekannt, bewundert, verehrt, geliebt. Nur weil die Feste in ihrem Palaste verstummten, ihre Töchter sich mehr dem Herrn weihten und andere Jungfrauen und junge Wittwen, ihrem Beispiele und ihrer Ermunterung folgend, die Lustbarkeiten flohen und ernsteren Dingen nachgingen, machte jener Theil der vornehmen Welt, welcher sich dadurch in seinen Genüssen beschränkt und benachtheiligt sah, sich schadlos durch Spott und bitteren Tadel.

Paula aber fragte nicht mehr nach dem Urtheil der Reichen und der Geehrten im Adel der irdischen Ehre. Und das verdroß jene am meisten. Sie beharrte in ihrer Trauer, griff nie wieder zu den seidenen Prachtgewändern, holte die leuchtenden Gemmen nicht mehr hervor, bemalte nicht das Antlitz, belud sich nicht mit goldenem Schmuck, gefiel sich nicht im künstlichen Haargeflechte, sondern im ernsten Kleide der Armuth achtete sie nicht einmal des Staubes, der sich auf ihren Wegen der Barmherzigkeit oder wenn sie vor dem Herrn weinte, daran hing. Sie weinte viel, ja sie weinte sich fast blind. Sich Freuden und Genüsse versagen war ihre Wonne, Fasten ihr Leben. So sehr vergaß sie der Speise, daß Mancher, der Jahre lang zu verschiedenen Zeiten des Tages sie in ihrem Hause ge-

---

reichsten; Hieronymus sagt, ihr Haus sei gewesen: domus...... opulentissima.

sehen, doch nie sie essend gefunden. Was sie aber im Stillen zu sich nahm, war das geringste Essen der Armuth. Ihr einziger Trank war damals kaltes Wasser. In Sack und Asche erscheinend, verleugnete sie doch nicht den Adel ihres Wesens, und wie eine Heldin erhob sie ein Banner, das Kreuz des Herrn, als die Fahne der Barmherzigkeit. Wenn sie am Abende hinkniete, um die Erbarmungen des Herrn flehend, so traf nicht selten der Strahl der Morgensonne sie noch in demselben Eifer des Gebetes. Wenn sie nicht weinte, betete, oder Elende tröstete, so sang sie Psalmen oder redete von dem, was im Evangelium geschrieben steht.

In all' ihrem ernsten Streben und besonders in dem Bibelstudium hatte sie zunächst als Führerin Marcella, die zuerst den Muth gehabt, dem hohen römischen Adel das Beispiel christlicher Entsagung zu geben. Diese nennt sie späterhin in einem von Bethlehem aus geschriebenen Briefe ihre „Meisterin“, welche „in den Zündstoff der göttlichen Liebe, den ihr Herz barg, zuerst den Funken geworfen“. Trost und Ermunterung hatte sie auch an einer Standes- und Altersgenossin, Melanium[1]) im Kreise der Ihrigen genannt, die aus consularischem Geschlechte stammend und von dem ganzen Hochgefühle eines solchen Adels beseelt, ebenfalls als junge Wittwe eine Dienstmagd des Herrn und seiner Armen und Bedrängten geworden war. Hieronymus, der sie beide in Rom kennen und bewundern lernte, auch wegen beider ins böse Gerede der Neider kam, stellt sie in seinem Briefe an Asella einander völlig gleich in der Weltverachtung, der büßenden Trauer, der Gottesfurcht und der Aufopferung für Andere.

---

[1]) Melaniechen.

Indem nun Paula sich also selbst vergaß, um Allen zu dienen, vergaß sie ihrer Kinder nicht. Sie liebte dieselben vielmehr mit heftiger Innigkeit, und hier war die Stelle, wo sie noch schwere Wunden erhalten konnte.

---

# III.

## Ankunft des Hieronymus. — Bläsilla.

Mehrere Jahre lebte Paula also, eine christliche Wittwe im Büßergewande, ein Engel der Barmherzigkeit für die Stadt Rom. Immer lästiger wurden ihr die Huldigungen des Adels, der noch die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, sie werde austrauern und zu seinen geselligen Freuden zurückkehren; gern hätte sie sich den oft wohlgemeinten, für sie aber stets störenden Zudringlichkeiten auf einmal entzogen, aber sie wußte es nicht recht anzufangen; es bedurfte eines Winkes von Oben, eines von Gott gelenkten äußeren Einflusses. Sie war fünfunddreißig Jahre alt, als ein wichtiges Ereigniß auf ihr ferneres Leben einwirkte.

Es war im Jahre 382, wahrscheinlich im Spätsommer, als Hieronymus mit den von ihm bewunderten Bischöfen Paulinus von Antiochien und Epiphanius von Salamis auf Cypern, welche die Kaiser Gratian und Valentinian der Jüngere nach Rom beschieden hatten, in der Welt-Hauptstadt anlangte. Mit ihnen versammelten sich mehrere morgenländische und abendländische Bischöfe, und die römischen Großen beeilten sich, ihnen Herberge anzubieten. Den Epiphanius erbat sich Paula als Gast in ihr Haus, und den Paulinus betrachtete sie in Allem als ihren Gast, ob-

gleich er in einem andern Hause wohnte. Mit Paulinus wohnte wahrscheinlich Hieronymus zusammen, welcher zu seinen Presbytern und zu seinen Verehrern gehörte, und so mochte hier schon Veranlassung geboten sein, daß Paula mit diesem Meister unter den christlichen Gelehrten bekannt wurde. Doch war sie ja auch in dem Kreise der Marcella, in welchem Hieronymus mit und neben dieser bald als Mittelpunkt galt. Genug, sie wurde des heil. Hieronymus Schülerin und lernte vor Allem von ihm die Auslegung der Bibel. Die Stunden wurden immer häufiger, sie wurden nahe befreundet und lebten bald in heiliger Vertraulichkeit, wobei denn auch das Gespräch auf die wundersamen Erscheinungen der Einsiedler in der Wüste fiel und Hieronymus Wunderdinge berichtete. Aehnliche Unterhaltungen hatte sie auch mit Epiphanius und Paulinus, welche zugleich die Sehnsucht, Palästina, das heil. Land zu sehen, in ihr weckten. Die vornehme Gesellschaft zu Rom ärgerte sich an dem vertraulichen Verkehre Paula's, besonders an dem mit Hieronymus. Allein dieser Aerger wurde nur aus Neid geboren. Wer selbst so gesunken war, daß er nicht mehr an die Tugend Anderer glauben konnte, durfte ja nur näher zusehen, um sich zu überzeugen, daß Paula nie allein war, wenn sie mit den Bischöfen oder mit Hieronymus verkehrte. Als ihr Mann starb, nahm sie sich vor, nie mehr mit einem Manne gemeinsam auch nur zu essen. Und sie hat ihr Vorhaben ausgeführt. Selbst mit ihrem Gaste Epiphanius aß sie nicht zu Mittag. Auch den heil. Hieronymus zierte die Tugend männlicher Zucht und Sitte, keuschen Blickes und keuschen Wortes. Für seinen Unterricht nahm er nie Lohn, weder Geld noch Geschenke; doch that ihm dankbare, heilige Liebe wohl.

Mit Paula's Familie stand es im Frühjahr 383 also.

Bläsilla, die älteste Tochter, und Paulina, die zweitälteste, waren verheirathet. Dies wird mit ziemlicher Gewißheit daraus geschlossen, daß Hieronymus die Abreise Paula's nach Palästina und Aegypten, welche eben im Frühlinge des genannten Jahres erfolgte, erschwert werden läßt für das Herz der Mutter durch den Umstand, daß Rufina heirathsfähig war und durch ihre Thränen am Ufer die Mutter gleichsam mit schweigender Beredtsamkeit beschwor, sie möchte doch ihre Hochzeit abwarten. Dies bittende Weinen von drei Töchtern wäre ungleich wirksamer gewesen, und Hieronymus würde an der offenbar rhetorischen Stelle die drei ihrer Hochzeit harrenden Töchter zu erwähnen, nicht versäumt haben, wenn Bläsilla und Paulina noch nicht verheirathet gewesen wären. Die erstere hatte aber wahrscheinlich im Januar oder Februar 383 Hochzeit gehalten, da sie nur sieben Monate in der Ehe gelebt, und Hieronymus bei der Rückkehr Paula's nicht erwähnt, daß eine Hochzeitfeier in der Familie stattgefunden, während sie andererseits auch bei der Abreise der Mutter wohl noch nicht Wittwe sein konnte, weil sie im Wittwenstande wohl kaum ein halbes Jahr gelebt hat und Paula in den letzten vier Monaten ihr ascetisches Leben leitete.

Bläsilla also war verheirathet im Alter von 19½ Jahren etwa und dazu ein rechtes Weltkind, was Weichlichkeit, Gefallsucht und Jagen nach Vergnügungen anbelangt. Paula hatte die sogenannte standesgemäße Erziehung nicht wohl hindern können und es vielleicht auch selbst nicht für rathsam gehalten, den Kindern in dem ersten Lebensfrühling eine zu strenge Lebensrichtung abzunöthigen. Bläsilla's Mann wird uns nicht genannt; er gehörte aber ohne Zweifel zu jenen vornehmen jungen Römern, welche nach weltlichem Glanz begierig und prachtliebend waren; dafür

zeugt schon die Art, wie sie ihm zu gefallen sich bemühte. Sie konnte sich in ihrem Putze nie genug thun; sie künstelte mit ihren Sklavinnen fortwährend an sich, war unermüdlich in der Ausdauer beim Ankleiden und doch stets verdrießlich, weil dies und jenes nicht recht gelang, bald die rothe, bald die weiße, bald die schwarze Schminke keine rechte Wirkung zeigte, hier eine Falte sich nicht fügte, wie oft auch an dem mit Gold und Gemmen verzierten Gürtel gerückt wurde, dort der Haarschmuck nicht geschmackvoll saß, indem bei allem Fleiß und trotz der Geschicklichkeit der Kammerjungfern die gekräuselten seidenen Binden mit den Haaren zur schönen Scheitelspitze sich nicht ordnen wollten, oder der Schleier sein rechtes Spiel nicht hatte, auch an dem goldnen Bindschuhwerk etwas fehlte, oder sonst ein Leid an der Zierde des äußeren Menschen sie kränkte. Den ganzen Tag war sie jeden Augenblick wieder einmal vor dem Spiegel beschäftigt, um zu untersuchen, ob ihr etwas in Unordnung gerathen oder ob etwas fehle. Sie war so verweichlicht, daß alle Federkissen ihr hart vorkamen, steinhart, und daß sie auf keinem Pfühle, auf keinem Flaumfederbette eine bequeme Lage finden konnte. Und doch war sie von ungewöhnlicher Begabung, für jede geistige Anregung empfänglich, auch ohne rechten Frieden in ihrem äußeren Glanze und Glücke, aber sie war in die Netze verstrickt, welche Reichthum und Stand dem Menschen vor den entscheidenden Schritt aus dem träumerischen Spiel in die selbstbewußte Lebensarbeit hinzulegen pflegen.

Paulina wurde mehr geschützt vor gänzlicher Aeußerlichkeit, indem sie einen „heiligen und bewundernswerthen Mann“ in ihrem Pammachius fand, einen Jüngling von jeglichem Adel, wie ihn Thoren und wie ihn Weise schätzen.

Sie konnte daher auch in der Ehe zu einem Leben sich entschließen, welches nur durch die Kleidung und äußere Repräsentation von dem Leben der Mutter sich unterschied.

Paula aber wurde im Frühling 383 von heiliger Reiselust ganz erfüllt und bewegt. Sie wollte die Höhen sehen, auf denen der Fuß der Propheten gestanden, wo die Spuren der Wunder des Herrn verehrt werden, wo der neue Stammvater des Menschengeschlechts gewandelt, wo der einzige wahrhaft Große die Thaten der Liebe, das Werk der Erlösung vollbracht; sie wollte auch eindringen in die Geheimnisse der Wüste Aegyptens, wo die Früchte des wunderbaren Kreuzesbaumes in himmlischer Schönheit prangten nach den Erzählungen des Epiphanius und des heil. Hieronymus. Aber das Wort: „Ich reise", war schwer auszusprechen.

---

## IV.

## Die heilige Wallfahrt.

Die fünfte römische Synode unter dem Papste Damasus, woran auch der berühmte Metropolit Ambrosius von Mailand mit anderen hervorragenden Bischöfen Theil genommen, war zu Ende; der Winter war auch vorüber, die Frühjahrsstürme hatten ausgetobt und das Meer öffnete sich der friedlichen Fahrt. Da sprach Epiphanius zu Paula von der Nothwendigkeit, daß er Abschied nehme, um zu seinen Gläubigen, zu der Kirche von Salamis zurückzukehren. Auch Paulinus rüstete zur Abreise. In Paula entstand ein kurzer Kampf zwischen der Verwandtenliebe

und der Sehnsucht, die heiligen Stätten, die Stätten der wahren Freiheit und Größe des Geistes zu sehen, und diese Sehnsucht siegte. Sie trat vor Epiphanius und Paulinus mit der Bitte: „Nehmt mich mit.“ Diese freuten sich und stellten ihr nur die Bedingung, daß sie in Salamis und Antiochien auf einige Tage Gastfreundschaft annehme, was sie zusagte. Die Einsprüche der Verwandten machten ihren Entschluß nicht mehr wankend; von den Kindern machten ihr Rufina und Toxotius das Herz schwer. Von den beiden ältesten ist bei der Abreise namentlich keine Rede, höchst wahrscheinlich, weil für sie gesorgt war, weil sie geheirathet hatten. Eustochium aber, etwa vierzehn Jahre alt, hatte sich bereits Christo als Bräutigam geweiht und ewige Jungfräulichkeit gelobt. Sie nahm daher auch Theil an dem Gelübde der Mutter, eine Wallfahrt ins heilige Land zu unternehmen, ging also mit.

Das Schiff lag zur Abfahrt bereit. Die Bischöfe mit ihrem Gefolge erschienen. Da stellte auch Paula sich ein; begleitet von ihrem einzigen Bruder, von ihren Blutsverwandten und Verschwägerten, vor Allen von ihren Kindern und von mehreren Jungfrauen, kam sie zum Hafen. Beim Abschiede überwand oder vielmehr unterdrückte sie aus allen Kräften ihren Schmerz. Die Segel wurden gespannt, die Ruder in Bewegung gesetzt: da stand der kleine Toxotius am Ufer und streckte flehend die Händchen nach der Mutter aus, Rufina weinte bitterlich, daß sie nicht wenigstens bis zu ihrer Hochzeit bleibe. Paula aber hielt die Thränen zurück und blickte zum Himmel auf. Sie gab dem Herrn das Liebste hin, die Mutterfreuden, um rückhaltlos seine Magd zu sein. Freilich, in ihrem Innern fühlte sie, wie scharf das Schwert des Schmerzes dieser Trennung schneide; ihr war's, als zerspringe ihr das Herz. Aber die Liebe

zu Gott machte sie stark, daß sie es überlebte. Das Schiff durchfurchte die Meeresfluth und entfernte sich vom Ufer: da wandten Alle, welche mitfuhren, das Angesicht dem Lande zu, Diesem, Jenem winkend, letzte Grüße und Liebes mit Blicken und Zeichen kundgebend, nur sie stand mit abgewandten Augen da, damit der Anblick ihrer Kinder, von denen sie geschieden, ihr nicht das Herz zerreiße. Hieronymus, der gewiß mit am Hafen stand, weil ja auch sein Bischof abfuhr, gesteht, er habe solche Mutterliebe zugleich und solche Starkmüthigkeit nie gefunden. Ehe sie abreiste, hatte sie den Kindern das Vermögen übergeben und sich vor der Zeit davon getrennt, um desto sicherer ihr Erbe in der Ewigkeit zu haben. Das Erbtheil der Eustochium wurde sicher verwaltet. Sie selbst nahm nur noch Schätze für die Reise, um Viele zu erfreuen.

Wir begleiten sie nun auf ihrer Fahrt und Reise nicht so sehr um auf geographische und Natur-Merkwürdigkeiten hinzuweisen, als vielmehr ihr eigenes Interesse an den Denkwürdigkeiten der Geschichte der Offenbarung oder des Christenthums, seines gottmenschlichen Stifters und seiner Gläubigen insbesondere anzudeuten. Das Erste, was sie anzog, war die Insel Pontia (jetzt Isola di Ponza), die größte aus der Inselgruppe südwestlich von Latium, welche den gemeinsamen Namen Pontiae insulae führte und von den römischen Kaisern zu Verbannungsorten verwendet wurde. Hier legte das Schiff an. Paula besuchte die Zelle, welche nach der örtlichen Ueberlieferung die edle Flavia Domitilla, die Gemahlin des der kaiserlichen Familie angehörigen Consuls Flavius Clemens, bewohnt hatte. Denn dorthin war sie ihres christlichen Bekenntnisses wegen von dem Kaiser Domitian, der ihren Gemahl, den standhaften Christen, hatte hinrichten lassen, verbannt worden. Als Paula die

ärmliche Wohnung sah, worin die vornehme Frau, nachdem ihr alles Liebe auf Erden genommen worden war, ein langes Martyrium erduldete, wurde sie von Verehrung und von christlicher Opferfreudigkeit erfüllt, und noch beflügelter wurde ihre Sehnsucht, jene heiligen Orte zu schauen, wo viel Größeres geschehen. Kein Wind war ihr schnell genug, jede geflügelte Fahrt kam ihr träge vor. Als sie zwischen Scylla und Charybdis hindurchfuhr, wollte sie nichts merken von dem Wellenschlage jenes berüchtigten Strudels in der sicilischen Meerenge; ihr schien es, als schliche das Schiff mühsam über einen regungslosen Teich hin. Endlich landeten die Schiffe wieder zu Methone an der Küste von Messenien. Hier erholten sich die Seefahrer etwas, das Schiff nahm von Neuem Proviant, und weiter ging die Fahrt um den Süden des Peloponnes herum, zwischen der Insel Cythera und dem Vorgebirge Malea hin, an den Cycladen vorüber nach Rhodus, von da nach Lycien, welches Punkte eines kurzen Aufenthaltes waren, und dann nach Cypern, und zwar nach Salamis, wo die beiden Bischöfe und Paula sammt Gefolge das Schiff, welches sie von Italien gebracht hatte, verließen. Epiphanius hatte nun zu dem Wiedersehen seiner schönen Insel und seiner frommen Gemeinde noch die große Freude, der Wirth so lieber Gäste zu sein. Zehn Tage Aufenthalt wurden ausbedungen.

Salamis, durch Kaiser Constantin den Großen von den Schäden eines Erdbebens glänzend hergestellt und deshalb auch ihm zu Ehren Constantia genannt, war eine alte Hauptstadt der Insel, vom Weltverkehr fortwährend berührt und angeregt aus Veranlassung ihres weiten, sicheren Hafens. Da die Stadt größtentheils christlich war und Epiphanius, der Bischof, ein gelehrter und sehr gottesfürchtiger Mann, so hatte dieser viel Ansehen und Mittel

genug, seine Gäste zu ehren und zu erfreuen. Er hatte nun auch gedacht, Paula in den zehn Tagen ihres Aufenthaltes recht zu erquicken und zu stärken, damit sie die bevorstehenden größeren Reisebeschwerden leichter ertrage. Aber sie war nicht zu halten, da sie von Epiphanius selbst gehört hatte, Cypern sei eine Insel der Einsiedler, berühmt namentlich durch Hilarion und seine Jünger. Sie wanderte also fast ununterbrochen über die schöne, Palmen tragende Insel zu den Zellen der Frommen, welche die Liebe zu jenem heiligen Führer des Einsiedlerlebens dorthin geleitet hatte aus allen Weltgegenden; und nachdem sie wunderbar erhebende Erzählungen vernommen, ließ sie den Brüdern Geschenke zurück, und kam voll Freude wieder nach Salamis.

Darnach wurde Abschied genommen, und Paula kam in glücklicher Fahrt mit Paulinus nach Antiochien, Syriens Hauptstadt, wo sie ebenfalls einige Zeit verweilte, damit der fromme Bischof, dem sie zu Rom so viel Aufmerksamkeit erwiesen, auch seiner gastfreundlichen Liebe Genüge thun könnte. Unterdessen war aber der Winter wieder herangekommen. Ist dieser zu Landreisen in Syrien, Phönicien und Palästina nun auch nicht ungeeignet, so ist er doch für zarte und verwöhnte Frauen unangenehm kalt und beschwerlich. Daher war es immerhin etwas Auffallendes, daß eine so vornehme Frau, wie Paula, die vordem nur in weichen Sänften von dienstbeflissenen Menschenhänden getragen wurde, nun auf einem Esel reitend eine Winterreise machte. Die Zahl edler Jungfrauen, welche außer Eustochium sich ihrer Führung auf der heiligen Wallfahrt anvertraut, war auf der Reise vermehrt worden und zwar ansehnlich. So war der Anblick dieser Caravane neu und eigenthümlich. Denn mochten auch schon Viele die heiligen Stätten besuchen und den Fußtapfen des

Welterlösers in Verehrnng nachgehen: eine so feine Schaar sah man noch nie so muthig daherziehen.

Sie nahmen den Weg dicht am Ufer hin, kamen nach Phönicien, besuchten die berühmten Städte Berytus und Sidon, und eilten nach Sarepta (Sarephtha), nicht weil dort vielgesuchter Wein wuchs, sondern weil man die Erinnerung der Wunder Gottes, die Er durch den Propheten gewirkt, dort ehrte. Paula ging in das Thürmchen oder Tempelchen des Elias, welches nach der Ueberlieferung an der Stelle des Hauses jener Wittwe stand, die ihn gastlich aufgenommen und den wunderbaren Gotteslohn dafür empfangen hatte; und nachdem sie den Herrn dort angebetet, setzten sie die Reise fort nach Tyrus, und betraten hier das sandige Gestade vor der Stadt, wo der Apostel Paulus mit seinen Begleitern und den Gläubigen aus Tyrus die Knie in den Sand gebeugt und gebetet hatte, bevor er Abschied von den Letzteren genommen, um nach Jerusalem der Verfolgung und Gefangenschaft entgegenzugehen. Von nun an waren sie also auf heiligem Pfade. Sie kamen dann auch wie Paulus nach Acco, welche Stadt damals schon Ptolemais hieß, in prächtiger Lage am meilenlangen Busen des mittelländischen Meeres, von drei Seiten her durch einen Halbkreis schöner Berge, unter denen der berühmte Karmel, geschützt und geziert. Und weiter ritt die friedliche Schaar durch die Gefilde Mageddo's, wo Josias, der König von Juda, in blutiger Schlacht gegen Pharao Necho fiel, vorüber an den Ruinen von Dor, der ehemaligen cananitischen Königsstadt, die Paula bewunderte, nach Stratonsthurm, oder nunmehr Cäsarea. Denn Herodes der Große erbaute an die Stelle jenes alten Castells die eigentliche Stadt, die er zur Festung machte und mit gutem Hafen versah. Zu Ehren

Octavians, des Kaisers Augustus, nannte er sie dann Cäsarea. Sie wurde die politische und kirchliche Metropole von Palästina. Paula sah dort mit Verehrung das in eine Kirche umgewandelte Haus des Hauptmanns Cornelius, den Petrus bekehrte, und besuchte die bescheidene Wohnung des Diacons Philippus und das Schlafgemach seiner vier Töchter, der jungfräulichen Prophetinnen.

Von dort führte sie der Weg über Antipatris, jenes zu der Zeit halbverfallene Städtchen Samariens, welches Herodes nach seinem Vater benannt hatte; dann nach Lydda oder Diospolis, wo Petrus den gichtbrüchigen Aeneas heilte; — in der Nähe lag Arimathäa (Rama), woher Joseph stammte, der den Herrn begrub. Auch kamen sie nach Nobe, dem alten Heiligthume Jehova's, wo Saul das Blutbad unter den Priestern anrichtete, und welches Paula als einen Trümmerhaufen und Grabhügel fand. Dies war schon im Stamme Benjamin.

Joppe erreichten sie zunächst (jetzt Jaffa), von wo aus man nur noch einen achtmeiligen Gebirgsweg bis nach Jerusalem vor sich hat. Hier flossen die heilige Geschichte und die griechische Mythologie für die örtliche Ueberlieferung, man möchte sagen harmlos, ineinander. Denn aus dem Hafen dieser Stadt wollte Jonas der Prophet zur See Gott entfliehen, und in dieser Stadt erweckte Petrus die Mutter der Wittwen und Waisen, die fromme Dorkas (Tabitha) von den Todten, aber man zeigte mit derselben Zuversicht, wie die Stätten heiliger Wunder, auch den Felsen, an welchen nach dem griechischen Mythus Andromeda gefesselt war, bis Perseus sie befreite[1]) von dem bewachenden Seeungeheuer.

---

[1]) Vergl. Hieron. in Jon. 1, 3.

Nach kurzem Aufenthalte wurde die Reise wieder aufgenommen und fortgesetzt bis Nikopolis[1]); so hieß nämlich damals der in der Auferstehungsgeschichte des Herrn berühmt gewordene Flecken Emmaus, wo die Jünger den Auferstandenen am Brodbrechen erkannten, und das Haus des Kleophas, in welchem dies geschehen, zur Kirche geweiht worden war. Bei jedem Schritte neue Denkwürdigkeiten! Sie sahen, als sie nun Jerusalem sich näherten, die Trümmer der einst von Salomon erbauten Städte Unter- und Ober-Bethoron; zur Rechten erblickten sie Ajalon und Gabaon (Gibeon), wo Josua, als er die fünf Könige schlug, Mond und Sonne stille zu stehen geboten, bis die Schlacht zu Ende. Paula erwog dies Alles. Dann schaute sie die Stätte, wo einst Gabaa (Gibea), die Geburts- und Residenzstadt König Sauls gestanden hatte, über die das Strafgericht ergangen war; und sie gedachte des göttlichen Waltens, wie damals der Stamm Benjamin nicht gänzlich vertilgt worden war, weil Paulus, der große Weltapostel, aus demselben hervorgehen sollte.

Noch weilte fast ihre Aufmerksamkeit bei den Pyramiden des Mausoleums jener wohlthätigen Helena, der Königin der Adiabener und ihres Sohnes, da stand Paula mit ihrer jungfräulichen Schaar vor Jerusalem. Es war freilich nicht mehr die alte Stadt, woran die drei Namen Jebus, Salem und Jerusalem erinnerten, weder die canaanitische Königsstadt mit der Sionsfeste, noch die Hauptstadt des auserwählten Volkes mit der Davidsburg, mit dem Tempel und dem späteren Thurmkranz sammt den Palästen, Thoren und weithin schimmernden Zinnen — diese war

[1]) Es giebt viele Städte dieses Namens, aber Hieronymus bezeichnet genau, welche er meint.

gänzlich zerstört, — sondern die von dem Kaiser Aelius Hadrianus, nur einen Theil des früheren Stadtraums umfassende römische Colonie Aelia Capitolina, doch auch diese nicht mehr mit dem Jupitertempel an der Stelle des Jehovatempels; vor Allem hatten christliche Kirchen und Kapellen sich dort erhoben, wo der Herr gelitten, außerhalb der alten Stadt.

Kaum war die vornehme Caravane vor Aelia angekommen, als Paula überrascht wurde durch die Aufmerksamkeit des Proconsuls von Palästina, der in nahen freundschaftlichen Beziehungen zu der Familie Paula's stand. Derselbe hatte nämlich von Cäsarea aus, wo er residirte, seine Amtsdiener vorausgesandt mit dem Befehle, ihr eine prächtige, fürstliche Wohnung zu bereiten. Sie dankte dafür und wählte sich eine ärmliche Zelle. Alsbald begann sie nun die heiligen Stätten mit glühender Andacht zu besuchen. An jedem Orte sah man es ihr an, wie sie sich losreißen mußte und wie sie gern länger geblieben wäre, wenn sie nicht noch Vieles vor sich gesehen und doch für die ganze Reise ihre Zeit begrenzt gehabt hätte. Da sah man sie an der Stelle der Kreuzigung vor dem Kreuze anbeten mit einer Innigkeit, wie wenn sie den Herrn sterbend daran geschaut hätte. Und wie wenn sie Zeugin am wirklichen Auferstehungs-Ostermorgen gewesen wäre, so freudig küßte sie, ins heilige Grab gehend, den Stein der Auferstehung, welchen der Engel von der Thüre des Grabes abgewälzt[1]) und mit gleicher Andacht die Stelle, wo der hochherrliche Leib selbst gelegen hatte. Auch die Säule

[1]) Der heil. Cyrill von Jerusalem, welcher bei der Anwesenheit Paula's noch Bischof dort war, versichert: „Dieser Stein liegt bis auf den heutigen Tag bei dem Grabmal.“ Catech. 13.

der Geißelung wurde ihr gezeigt, welche getränkt war mit dem Blute des Herrn. An den Leidensstätten weinte Paula oft schluchzend vor heftigem Schmerze, daß die leidende Liebe des Herrn der Seligkeit so wenig verstanden und zu Herzen genommen werde. Darnach sah sie den Ort der Ausgießung des heil. Geistes, d. i. zugleich der Gründung der Kirche. Sie stieg aber auch auf Sion, auf jene Burg und Warte, die in den Kämpfen um den Besitz des Landes so berühmt geworden, und in der heil. Sprache des alten Bundes das Sinnbild der Ruhe in Gott geworden ist, wie auch jener heiligen Königsstadt, deren Reich nicht von dieser Welt ist, der Kirche nämlich, deren Fundamente auf den heil. Bergen ruhen und deren Thore der Herr liebt. Auf der hohen Warte stand Paula, Geschichte und Sinnbild überdenkend, und wohl auch manches Wort des Dankes und des Gotteslobes zu ihrer jungfräulichen Umgebung redend. Dann aber gedachte sie wieder der frommen Wanderung, die noch andere Ziele hatte, beschenkte die Armen und zog weiter nach Bethlehem.

Zur Rechten des Weges stand die fromme Schaar stille beim Grabe der Rachel, der Mutter Benjamins; dann ging's hinauf zur felsigen Höhe der Geburtsstadt Davids, die keine Herberge für den Heiland der Welt gehabt hatte. Nun freilich hatte sie die Höhlengrotte, über welcher bereits eine Kirche stand, in ihren Ring aufgenommen, um nicht länger weniger dankbar als Ochs und Esel zu erscheinen. Als Paula in die Grotte des Erlösers trat, erbebte sie im Geiste vor freudigem Glauben. Und es war ihr, wie sie später durch den heil. Hieronymus bekräftigte, wie wenn sie wirklich das holde Kind, in Windeln eingewickelt, mit Augen schaute, wie wenn sie das Wimmern dessen vernähme, welcher der Herr der Welt ist, wie wenn

sie die Mutter und Jungfrau und den frommen Nährvater in sorgenvoller Liebe sähe, dann bei Nacht die herbeieilenden, staunenden Hirten und die anbetenden Weisen, über ihnen den strahlenden Stern: aber sie glaubte auch den rasenden Herodes zu erblicken und das Geschrei der ermordeten sterbenden Kinder und ihrer Mütter zu hören und Joseph und Maria mit dem Kinde auf der Flucht nach Aegypten nachzuschauen. So kamen Frohlocken und Weinen ihr zugleich; aber die dankbare Freude überwog das Leid, und aus ihrem und der sie umgebenden Jungfrauen Herzen sprach sie, wie in einem Lobgesange jubelnd: „Sei gegrüßt, Bethlehem, Haus des Brodes, in welchem Jener geboren wurde, welcher das Brod des Lebens sich nannte, das vom Himmel herabgekommen! Sei gegrüßt, Ephrata, Du reiches, fruchttragendes Land, dessen Frucht Gott selbst ist! Von Dir hat einst der Prophet Michäas geweissagt: „Du Bethlehem, Haus Ephrata, bist nicht die kleinste unter Juda's Tausenden. Aus dir wird mir hervorgehen der Herrscher in Israel, dessen Ursprung von Anbeginn, von den Tagen der Ewigkeit." (Micha, V, 1.) Denn in Dir ist geboren der Fürst, der vor dem Morgenstern gezeugt ist, dessen Geburt vom Vater über alle Zeit erhaben ist." Dann redete sie noch in Anschluß an Micha's weitere Weissagung von dem Geheimnisse des Eingangs der Heiden in das Reich Gottes und von der früheren Berufung der Kinder Israels. Und wiederum die Gnade, die ihr selbst zu Theil geworden, erwägend, rief sie aus: „O, ich arme Sünderin, wie bin ich doch würdig erachtet worden, die Krippe zu küssen, in welcher mein Herr als wimmerndes Kind gelegen, — zu beten in der Grotte, wo Maria, die jungfräuliche Mutter, den Herrn geboren hat? Hier ist meine Ruhe, denn hier ist meines Herrn Vaterhaus; hier will

ich wohnen, denn diesen Ort hat mein Heiland sich auser= wählt." Dann sang sie den Vers aus Ps. 131, 17: „Ich habe eine Leuchte bereitet meinem Gesalbten!" und jenen: „Meine Seele wird Ihm leben, und meine Nachkommen werden Ihm dienen!" (Ps. 21, 31.) Und so schied sie für diesmal von der Stätte der Geburt des Herrn, deren Lieblichkeit für immer ihr Gemüth gefesselt hatte.

Darauf ging die friedliche Pilgerschaar zum Thurme Ader, d. h. der Heerde, bei welchem Jacob seine Heerden weidete, und die Wache haltenden Hirten in der Weihnacht den Hymnus zu vernehmen gewürdigt wurden: „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden, Friede den Menschen guten Willens!" die, während sie ihre Schäflein hüteten, das Lamm Gottes fanden, dessen reinstes Vließ bei der all= gemeinen Dürre der ganzen Erde vom himmlischen Thau durchträufelt wurde, dessen Blut die Sünden der Welt hinwegnahm und den Würgengel Aegyptens von den Thü= ren der Kinder Gottes verjagte.

Darnach wandte Paula sich zur alten Straße, welche nach Gaza führte, die Geschichte des Kämmerers der Königin Kandace von Aethiopien überdenkend, und kam nach Beth= Zur, wo Philippus jenen taufte. Von hier ging sie in das Thal Escol, welches von den Trauben seinen Namen hat, das Traubenthal. In diesem Thale nämlich hatten die Kundschafter der Kinder Israels jene Traube von wun= derbarer Größe gefunden. Nicht weit davon wurde ihr Abrahams Niederlassung gezeigt, Sara's Haus, wo Isaacs Wiege gestanden, und der Platz der Eiche, unter welcher Abraham den Tag Christi sah und frohlockte.

Von dort ging's nach Hebron, das ehemals Kiriath= Arba hieß, welcher Name „Stadt der vier Männer" be= deuten sollte, weil man dort die Grabesstätte der Patriar=

chen Abraham, Isaac und Jacob und eines Vierten suchte, der bald einfachdurch Adam, „der große Mann", bezeichnet, bald, und zu des heil. Hieronymus Zeit meist, in Caleb gefunden wurde. Darnach bewunderten sie noch die Wasserleitungen Othniels zur Befruchtung der Aecker, und es war Abend geworden an jenem Tage.

Am folgenden Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, stand Paula schon auf der Anhöhe bei Caphar Bericha, bei dem Thale des Segens, bis wohin Abraham dem Herrn das Geleit gegeben hatte. Von dort aus sah sie auf das todte Meer und auf die weite Wüste des ehemaligen Gebietes von Sodoma und Gomorra, Adama und Seboim; daneben betrachtete sie Engaddi mit seinen Weinbergen, Balsam- und Palmen-Pflanzungen, die sich an die jäh abstürzenden Felsen anlehnten.

Hierauf kehrte sie wieder nach Jerusalem zurück, den Weg über Thecoa, den Geburtsort des Propheten Amos, an der Wüste Juda's, nehmend. Nun bestieg sie den Oelberg, den dreigipfeligen, die nahen Berge rings überragenden, auf welchem jährlich eine rothe Kuh als Sündopfer verbrannt wurde, deren Asche das Volk Israel versöhnen sollte; auf welchem auch nach dem Propheten Ezechiel die Cherubim mit der Herrlichkeit Jehova's, vom Tempel sich erhebend und die Stadt verlassend, stehen blieben zum Zeichen der Gründung der Kirche auf heiligem Berge; doch dies war nicht Alles, was den Berg heiligte; Erinnerung an Schattenriß und Weissagung war es, mehr nicht. Daher wurde Paula stärker angezogen von dem golden strahlenden Kreuze auf der höchsten Spitze, welches nach der Ueberlieferung den Ort bezeichnete, von wo aus der Herr zum Himmel aufgestiegen.

Darnach besuchte sie das Grab des Lazarus, das gast-

liche Haus der Maria und Martha, und Bethphage mit seinen Feigenbäumen, wo das noch ungebändigte Füllen die Zügel erhielt und ihm der harte Rücken durch die Kleider der Apostel zum weichen Sitze für den Herrn bereitet wurde, ein Sinnbild der durch die Apostel zu bekehrenden Heidenwelt. Von hier aus wandte sich Paula auf die Straße von Jericho, die Parabel vom Samaritan überdenkend. Und sie sah den Maulbeerfeigenbaum des Zachäus und bedachte, wie dieser den erhabenen Herrn nur von dem erhabenen Standpunkte der Tugenden aus anschaute, in seiner Würde und Gottheit ihn erkannte. Am Wege wurde ihr auch der Platz gezeigt, wo Jesus den beiden Blinden, die um sein Erbarmen flehten, das Augenlicht wiedergab. Darauf kehrte sie ein in Jericho. Das war die reiche Palmenstadt, welche aus weiter Sandfläche in paradiesischer Lebensfrische hervortrat und sich an hohe und kahle Kalksteinberge amphitheatralisch anlehnte, ein rechtes Bild der Welt, da in ihrem üppigen, überaus fruchtbaren Gebiete giftige Schlangen hausten. Und die geschichtlichen Denkwürdigkeiten zogen vorüber an ihrem Geiste, worin die Hand des Herrn sich gezeigt hatte. Darnach betrachtete sie zu Gilgal das von Josua aufgerichtete Denkmal der zwölf Steine, welche die Kinder Israels aus dem Jordan mitgenommen von dem Platze, wo die Füße der Priester, welche die Bundeslade getragen, sicher gestanden hatten, obgleich in der Mitte des Flusses. Da dachte sie an die zwölf Apostel, auf welchen die heil. Lade des neuen Bundes inmitten der Fluthen dieser Zeit sicher ruht, die Güter der Ewigkeit als unermeßlichen Schatz in sich bergend. Dann sah sie den einst ungesunden Wasserquell, welchen der Prophet Elisäus, indem er Salz hineinwarf, zu gesundem Wasser machte; und sie erinnerte sich des

wahren Elisäus, welcher den bittern Quell des alttestamentlichen Gesetzes, welcher keine Fruchtbarkeit weckte, durch seine Weisheit würzte und ihm Süßigkeit und die Kraft der Fruchtbarkeit verlieh. Unterdessen war die Nacht wieder herangekommen.

Bei der ersten Morgenröthe war die Pilgerschaar von Neuem in Bewegung, und unmittelbar vor Sonnenaufgang stand Paula am Ufer des Jordan. Als nun die Sonne aufging und ihre Strahlen die süßen und fischreichen Wasser hell machten und belebten, gedachte die fromme Pilgerin dessen, der die Sonne der Gerechtigkeit ist, und wie der Himmel sich bei der Taufe Jesu öffnete, und in dem Menschensohne dem ewigen Vater neues Wohlgefallen an dem durch Ihn zu reinigenden Geschlechte bereitet wurde.

Und fernerhin raschen Laufs ging die Pilgerfahrt in Palästina bald zu alttestamentlichen Denkwürdigkeiten, bald zu den Wunderstätten des neuen Bundes. So sah Paula Achor, das Thal des Gerichtes und der Sühne frevelnden Diebstahls, dann Bethel, das Haus Gottes, wo Jacob der Schlummernde die Engelleiter schaute; darnach verehrte sie das Grabmal Josua's zu Thimnath-Serah auf dem wald- und grasreichen Gebirge Ephraim und gegenüber die Grabstätte Eleazars, des Sohnes Aarons, auf dem Hügel Pineha's seines Sohnes in demselben Gebirge. Auch Silo besuchte sie, Josua's Hauptstadt und Sitz der Stiftshütte bis auf Eli, wo ihr ein zerfallener Altar gezeigt wurde. Von hier ging sie nach Sichem, indem sie bei dem Jacobsbrunnen in die daselbst erbaute Kirche eintrat und die Barmherzigkeit des Herrn pries, welcher der Samariterin sich so gnädig geoffenbart hatte. Darauf begab sie sich zu den Gräbern der zwölf Patriarchen, und nach Samaria oder nunmehr, nachdem Herodes diese Stadt erweitert und ver-

schönert hatte, Sebaste (Augusta), zu Ehren des Kaisers Augustus genannt. Hier waren die Gräber der Propheten Elisäus und Abdias, und des Größten unter den von Weibern Geborenen, nämlich Johannes des Täufers. An diesen Gräbern fand sie viele Kranke und Unglückliche, die dort Trost und Heilung suchten. Sie wurde tief zum Mitleid bewegt und weinte mit ihnen und flehte mit ihnen um die Erbarmung des Herrn.

Und sie stieg zu Fuß den Berg hinan, auf welchem Abdias (Obadja) einst hundert Propheten in zwei Höhlen verbarg und ernährte, zur Zeit des Königs Achab, als Jezabel die Propheten tödten ließ und ausrotten wollte.

In eiligem Zuge durchflog sie dann Nazareth, die Stadt der Kindheit Jesu, Kana und Kapharnaum, die Zeugen der Wunder, den See Tiberias, den der Fuß des Herrn geheiligt, und die Einöde, in welcher Tausende Menschen von wenigen Broden gesättigt wurden und von den Ueberbleibseln sich noch zwölf Körbe füllten. Endlich bestieg sie auch den Thabor, jenen hohen, einsam stehenden herrlichen Berg, auf welchem der Herr verklärt wurde. Und nun schaute sie noch einmal weithin, in der Ferne auf die Gebirge Hermon und Hermonium, dann die weiten Gefilde Galiläa's, in welchen Sisara und sein ganzes Heer von dem Sieger Barach hingestreckt wurde; auch der Fluß Kison, der mitten durch die Ebene floß und die Gebiete von Sebulon und Naphtali theilte, und der Ort bei Naim, wo der Sohn der Wittwe auferweckt worden war, wurden ihr gezeigt. Und Alles, Alles ließ sie sich zeigen, was ihr nur durch die heil. Geschichte merkwürdig geworden war. Es ist unglaublich, was sie Alles an Einem Tage sehen und bewundern oder verehren konnte.

Zuletzt wollte sie noch Aegypten sehen.[1]) Auf dem Wege besuchte sie Simsons Quelle En-Kore und das Grab des Propheten Michäas, wo nun eine Kirche stand; und durch die Grenzstädte Judäa's, durch Maresa, Idumäa und Lachis, über weiche Sandflächen die weite Wüste entlang eilte sie nach Aegypten. So kam sie zu den Mündungen des stürmischen Sihor (Nil), und immer in westlicher Richtung ging sie vorüber bei den fünf Städten, welche die Sprache Canaans redeten und bei Jehova Zebaoth ihren Eidschwur thaten (Jes. 19, 18.), und kam nach Gessen (Gosen), welches Land Jacob und seine Nachkommen einst bewohnten, und in das Gebiet von Tanais, wo Moses erzogen wurde. Darnach erreichte sie die Stadt No, damals aber längst Alexandria[2]) genannt, wo die beiden Heerlager der Welt und des Gottesreiches in größter Kraft einander gegenüberstanden und bekämpften, und endlich kam sie nach Nitrien, zum letzten Ziele ihrer Reise. In diesem bei den Christen so berühmten Natronthale wurden damals täglich, wie Hieronymus sich ausdrückt, zahlreiche Büßer durch das reinste Natron der Tugenden rein und lauter. Die Stadt Nitria war ihm deshalb auch eine wahre „Stadt des Herrn", Gottesstadt. Es war das rechte Land der Einsiedler, wo man die Männer der Entsagung schaarenweise fand.

Die Ankunft jener eben so feinen als kühnen Pilgerschaar muß den nitrischen Mönchen vorher gemeldet wor-

[1]) Vallarsi will sie die Reise nach Aegypten erst später von ihrem Kloster zu Bethlehem aus unternehmen lassen. Allein sie kehrt nach Rom zurück und begiebt sich erst einige Zeit darauf nach Bethlehem.

[2]) Es war jedenfalls die Stadt Alexandria, welche Paula besuchte, gleichviel ob Hieronymus darin, daß er meint, dies sei das alte No, irrt oder nicht.

den sein, denn sie kamen ihr in solchen Haufen entgegen, daß Paula sie nicht zählen konnte. Vor Allen begrüßte sie der heilige und verehrungswürdige Bekenner Isidor, der Bischof von Pelusium. Noch mehrere Bischöfe und Priester und Diaconen waren unter den Einsiedlern. Paula freute sich der Verherrlichung Gottes wegen, die sie von jenen hervorleuchten sah, allein sie betheuerte auch, daß sie selbst der großen Ehre solchen Empfanges nicht werth sei. Und nun wurde sie bekannt mit den Macariern, Arseniern (oder Arsesiern) und Serapionen, welche als Säulen des vollkommenen Lebens in Christo galten. Mit diesen und anderen Männern glänzenden Namens wurde sie bald vertraut, da im Reiche Gottes kein Kind Gottes fremd ist, und sie sah und hörte und erlebte nun, was sie früher von Epiphanius, Paulinus und Hieronymus in heiligen Erzählungen staunend wie Berichte aus einer anderen Welt oder von der Insel der Seligen vernommen hatte. Sie besuchte nun mit ihren Jungfrauen der Reihe nach alle Zellen der Mönche, ging überall hinein, merkte sich die einfache Einrichtung, verehrte die Einsiedler als wahre Brüder Christi, ließ sich ihre Lebensweise genau erklären, und bald wußte Jeder, was sie selbst mit ihren Jungfrauen vor hatte. Fast hätte sie, ihres Geschlechtes und ihrer körperlichen Schwäche uneingedenk, den Entschluß gefaßt, unter den Tausenden Einsiedlern Nitriens mit ihren Genossinnen selbst eine heilige Colonie des Himmelreichs zu gründen. Ohne Ausnahme waren die Einsiedler bereit, ihnen Raum zu gewähren. Aber die Ausführung unterblieb, nicht weil Paula oder ihre Gefährtinnen die Strenge der Lebensweise gefürchtet, sondern — weil sie Bethlehem nicht vergessen konnte. Von Allem, was sie gesehen und erlebt, hatte nichts so sehr ihr Gemüth ergriffen und gefesselt, als

die Geburtsstätte des Heilandes. So stand es fest bei ihr, daß sie zwar eine Colonie von Einsiedlerinnen gründen wollte, aber nur auf den Höhen der Stadt Davids. Noch einmal indessen sehnte sie sich nach Rom, um ihre Kinder wiederzusehen. So nahm sie denn Abschied von den nitrischen Mönchen wie von Brüdern, eilte nach Pelusium und von dort zur See nach dem Hafen von Majuma. Hieronymus fügt nur noch hinzu, daß sie darauf mit solcher Schnelligkeit zurückgekehrt sei, daß man hätte glauben mögen, sie sei ein Vogel. Es scheint aber, daß sie wieder durch Syrien und über Cypern den Rückweg genommen hat.

---

# V.

## Bläsilla's Bekehrung und Tod.

Abgesehen von den langwierigen Seefahrten längst den Küsten hin, so hatte Paula in unglaublich kurzer Zeit ihre Pilgerfahrt vollendet, indem sie seit dem Abschiede von Paulinus zu Antiochien ohne Rast die heiligen und geschichtlich denkwürdigen Orte, meist vor Sonnenuntergang ihre Wanderung beginnend, durchflogen hatte.

In Rom fand sie höchst wahrscheinlich Bläsilla als Wittwe.[1]) Diese war durch den Tod ihres Mannes zwar

---

[1]) Daß Paula noch einmal nach Rom zurückgekehrt ist, unterliegt keinem Zweifel. Hieronymus läßt sie von Rom abreisen und erzählt ohne die geringste Unterbrechung ihre Reisen. Daher kann der Schluß: tanta velocitate reversa est, ut avem putares, sich nur auf die Rückkehr nach Rom beziehen, zumal da die Richtung nach Aegypten vom Thabor aus und nicht von Bethlehem her genommen wird, wie denn auch Hieronymus die eigentliche Niederlassung bei dieser heil. Stätte erst nach der Reise mit „Nec multo post" einleitet.

sehr erschüttert worden, ohne jedoch den Sinn des Weltkindes deshalb zu verleugnen. Da wurde sie vermuthlich durch Aufregung und Trauer ohne Trost auf's Krankenlager geworfen. Dreißig Tage lang glühte sie in Fieberhitze, die Kräfte schwanden, fast entseelt schien der Leib, es war, als faßte schon der Tod die schwerathmende Brust. Scheu zogen die Verwandten, wohl Ansteckung fürchtend, sich zurück, und sie hätten sie hilflos sterben lassen. Ihre Bekannten und Freundinnen, die adeligen Weltkinder, hatten keinen Trost für sie; die Sprache, in der sie zu reden verstanden, die eiteln Redensarten der vornehmen Gesellschaft sind ja ohnehin matt und wirkungslos, wo die Hand des Todes sich drohend erhebt. Aber der beste Tröster und Arzt, der Heiland des Leibes und der Seele, Jesus Christus verließ Bläsilla nicht. Er heilte sie von doppelter Todeskrankheit. Indem Er sie von dem gefährlichen Fieber befreite, sah Hieronymns Ihn zugleich erbeben im Geiste bei dem Anblicke der Armen, deren Seele gebunden mit den Binden und Tüchern der Reichthümer im Grabe lag, und hörte er Ihn rufen: „Bläsilla, komm heraus!" Da stand sie auch mit ihrem Geiste auf und setzte sich mit dem Herrn zu Tische. Er nahm sie bei der Hand, und sie erhob sich und diente Ihm. Kurz, als Bläsilla genaß, war das Weltkind gestorben. Hieronymus jubelte in einem Briefe an Marcella über diese Bekehrung. Die Welt, sagte er, hat sie ja in ihrer Krankheit aufgegeben, die Weltkinder zogen sich zurück, hatten mit ihr abgerechnet. Gut, nun ist sie wieder aufgelebt, aber für Christus. Mögen die Juden der Auferweckten drohen, sich ereifern und ihr nach dem Leben streben: die Apostel aber mögen triumphiren. Sie weiß nun, daß sie ihr Leben Dem schuldet, der es ihr wiedergegeben; sie weiß und frohlockt, daß sie voll kindlicher Ver-

ehrung und Vertraulichkeit jetzt die Füße Desjenigen umfasset, dessen Gericht sie vorhin noch fürchtete. Wer ein Christ ist, der freue sich; wer sich ärgert und zürnt, der beweist eben dadurch, daß er kein Christ ist. So redete Hieronymus über diesen Vorgang.

Bläsilla fühlte sich nun frei von der Welt und von den Verpflichtungen gegen dieselbe. Sie warf die prächtigen und fürstlichen Kleider von sich und legte die grobe und dunkele Tunica der Einsiedler an; ihr Angesicht bewahrte sie rein von jeder Schminke, das Haar ließ sie nicht mehr künstlich flechten und schmücken; das goldene Bindschuhwerk verkaufte sie und gab das Geld den Armen, indem sie der ganz gewöhnlichen Socken fortan sich bediente; statt des mit Gold und Gemmen verzierten Gürtels nahm sie einen höchst einfachen wollenen ohne jeden Schmuck, der mehr geeignet war, die Gewande zu schürzen, während jene kostbaren diese eher zerreißen. Sie wurde wegen dieser Aenderung ihrer Kleidung von dem weltlich gesinnten römischen Adel hart angegriffen. Aber sie hatte an dem heil. Hieronymus nun einen gewandten und eifrigen Advocaten. Da diese Adeligen doch meist Christen waren, so sagte er ihnen, sie sollten ihre christliche Gesinnung vielmehr dadurch kund thun, daß sie Aergerniß nähmen an jenen Frauen, welche in ihrer thörichten Eitelkeit sich das Angesicht mit Purpurfarbe bemalten, deren Antlitz übergypst erscheine und durch unnatürlichen Glanz einen unangenehmen Eindruck machte und den Schein von Idolen habe; wenn ihnen zufällig eine Thräne hervorbreche und herabfließe, so mache dieselbe eine Furche, was lächerlich sei; die Zahl der Jahre könne sie nicht belehren, daß sie alt würden, obgleich sie sich einen Scheitel von fremden Haaren aufthürmen müßten und die verblühte Jugend durch Beseitigung und Glättung der Run-

zeln des Alters zurückzurufen sich bemühten, die endlich selbst vor der Schaar ihrer Enkel noch wie schüchterne Jüngferchen sich schmückten und geberdeten. Eine christliche Frau möge erröthen vor dem Beginnen, die angeborene Schönheit der Natur und ihren dem Alter entsprechenden Anstand zu vergewaltigen, das Fleisch zu pflegen zum Reize der Begierlichkeit, wodurch Christi Wohlgefallen nach dem Apostel verloren gehe. Wer an Bläsilla's ernster Erscheinung Anstoß nehme, der möge sich auch ärgern an Johannes, der doch den Herrn selbst zu taufen gewürdigt worden und den dieser einen Engel genannt habe; da auch er doch in einem Gewande von Kameelhaaren und mit einem Gürtel von Fellen bekleidet gewesen. So und mit vielen andern guten Gründen wurde sie von dem heil. Hieronymus gegen die „böszüngige Stadt" vertheidigt.

Bläsilla übte auch ungesehene Selbstverleugnung; sie, der früher kein Polster weich genug war, schlief nun auf dem harten Boden. Dann fügte sie sich ganz in Paula's Hausordnung; denn Paula muß eben bald nach ihrer Genesung und Bekehrung wieder in Rom eingetroffen sein und sie wieder zu sich genommen haben. Da schlief sie also nicht lange. Ja, sie war häufig die erste, welche am frühesten Morgen von ihrem Lager aufsprang und mit helltönender Stimme „Allelujah!" rief, daß Alle dann sich beeilten, Paula mit ihren Jungfrauen und Eustochium, um gemeinsam das Gotteslob zu beginnen. Dann war sie ebenso ausdauernd im Gebete wie behende dazu, und während desselben tilgten reichliche Thränen die Spuren der früheren Schminke. Und wenn auf das Gebet der Psalmengesang folgte, war sie unter den Unermüdlichsten. Ob der Nacken erschlaffte, die Kniee wankten, die Augen schlaf-

trunken wurden: nur schwer ließ der glühende Eifer ihrer Andacht eine kurze Erholung zu.

Eine zarte, wie jungfräuliche Keuschheit schmückte sie fortan, vollkommene Unschuld, eine Art von Unverletzlichkeit des Gewissens und eine Güte, welche die Quelle der reichsten Erbarmung war mit jedem Elenden. Ihre Bescheidenheit und Demuth verbarg sie ganz unter die Schaar der weiblichen Dienerschaft, es sei denn, daß man sie an der größeren Vernachlässigung ihres Aeußeren erkannt hätte. Der schönste Tugendkranz zierte ihr Haupt. Sie war eben zwanzig Jahre alt, da sie so kühn die Fahne des Kreuzes emporhob. Nun war sie durch geistige Entwickelung und Wissenschaft reich begabt. Scharfsinn des Geistes, Zähigkeit des Gedächtnisses und Eleganz der Sprache zeichneten sie aus. Ihre classische Bildung erregte die Bewunderung des heil. Hieronymus; wenn er sie Griechisch reden hörte, meinte er, sie sei eine geborene Griechin und verstehe kein Latein, so spurlos war der lateinische Laut und Accent verschwunden von ihrer Zunge; und doch fand er auch ihre lateinische Sprache durchaus untadelhaft in reiner Form ohne jede fremdartige Einmischung. Er nahm sich ihrer nun auch besonders an. Da sie den Wunsch hatte, Hebräisch zu lernen, so ging er gern darauf ein, sie zu unterrichten, und er versichert uns, daß bei ihr sich wiederholt, was die ganze griechische gelehrte Welt an Origenes in Staunen gesetzt. Sie habe nämlich die Schwierigkeiten der hebräischen Sprache in wenigen Tagen so überwunden, daß sie im Erlernen und Singen der Psalmen mit ihrer Mutter, die lange damit beschäftigt gewesen, gewetteifert habe.

Sie hatte dem Herrn und sich selbst gelobt, nie mehr in das Leben der Welt zurückzukehren, vielmehr die Einsiedlerart immer vollkommener nachzuahmen. Aber der

Herr wollte ihren Willen, ihren heil. Vorsatz für die That nehmen. Ihre Genesung war nicht vollkommen, das Fieber hatte eine zehrende Krankheitswunde zurückgelassen. Sie wurde immer schwächer; ihre Schritte wurden schwankend, ihr Angesicht bleich, sie hielt kaum den Kopf aufrecht. Dabei ließ sie aber in ihrem Eifer des Studiums und des Gebetes nie nach; immer hatte sie den Propheten oder das Evangelium in der Hand. Bei der Lesung wurde sie oft so bewegt, daß sie in Schluchzen und Thränen ausbrach.

Drei Monate hatte sie gerungen in der Vorbereitung, wie sie meinte, auf das vollkommene Leben, als Gott sie schon vollendete. Sie sank auf's Sterbelager hin. Das Fieber ergriff sie mit größter Heftigkeit, und schnell waren die Ihrigen und sie selbst überzeugt, daß ihr Ende nahe. Als die Sterbestunde schlug, umgaben sie ihre Angehörigen. Zu diesen sprach sie die letzten Worte: „Bittet Jesum, den Herrn, daß Er mir gnädig sein möge, denn ich habe nicht erfüllen können, was ich mir vorgenommen." Man hat ihr wohl nur mit Thränen geantwortet.

In Bezug auf die leibliche Hülle nahm der adelige Stand sein Recht wieder in Anspruch. Die Begräbnißfeierlichkeiten wurden mit der größten Pracht veranstaltet. Beim Leichenzuge schritt nach aller Rangordnung der hohe römische Adel in der Entfaltung seines reichen Schmuckes voran, und über die Bahre war ein von goldener Stickerei beschwertes Leichentuch ausgebreitet. Hieronymus nahm Anstoß daran, es war ihm, als hörte er die Heimgegangene vom Himmel her rufen: „Ich erkenne die Kleiderpracht nicht an; es ist nicht die meinige." Mitten in dem Begräbnißpomp war auch Paula, die Mutter. Ihr wurde plötzlich das Herz so enge, das Leid so groß, daß sie es nicht mehr tragen konnte, son-

dern zusammensank in Ohnmacht, so daß sie in ihren Palast zurückgetragen werden mußte. Das unbarmherzige Volk der klugen Weltkinder benutzte diesen Umstand als Veranlassung, die böse Zunge mit Lust zu üben. „Aha", sagten sie, „da haben wir es: jetzt thut es ihr weh, jetzt reut es sie, daß sie ihre Tochter durch das viele Fasten umgebracht hat, und daß sie nicht auf eine zweite Heirath bedacht gewesen, um sich der Enkel zu erfreuen! Warum wird nicht endlich das abscheuliche Geschlecht der Mönche aus der Stadt gejagt? Warum steinigt man sie nicht, warum wirft man sie nicht ins Wasser? Sie haben die arme Matrone (Paula) verführt; denn daß der Entschluß für das Einsiedlerleben nicht aus ihr selbst kam, geht daraus hervor, daß sie nun den Tod ihres Kindes beweint, wie es eine heidnische Mutter gethan!" Dieses Gerede blieb ihr nicht verborgen, es verschärfte die Bitterkeit ihres Leids. Sie klagte laut bis zum Schmerzensrufe, freilich vor Allem wegen des empfindlichen Verlustes. Sie ging so weit, daß sie die Speisen verschmähte und vor Traurigkeit nicht mehr essen wollte und man auch für ihr Leben fürchtete. Da schrieb ihr der heil. Hieronymus einen Trostbrief, welcher zeigt, daß Derjenige am besten trösten kann, der mit den Weinenden zu weinen versteht.

Mit den Worten des Propheten: „Wäre doch mein Auge eine Thränenquelle", beginnt er die Größe des Verlustes zu schildern. Und indem er das herrliche Bild der edlen Büßerin in wenigen meisterhaften Zügen zeichnet, führt er uns rasch an ihr Sterbelager, damit wir ihre letzten frommen Worte hören, mit denen sie der Umstehenden Fürbitte erfleht, damit der Herr ihr gnädig sei. Dabei wird er so lebhaft an den Moment des Scheidens erinnert, daß er gleichsam die Sterbende noch tröstet: „Sei

ruhig, meine Bläsilla, Du erfährst es jetzt, daß Deine Gewande allezeit weiß und glänzend sind. Die Reinheit ewiger Jungfräulichkeit ist wie die schimmernde Weiße der Kleider. Gewiß sind wir, daß unser Wort: Niemals sei zu spät die Bekehrung, wahr ist. Es hat sich zuerst bewährt bei dem Räuber am Kreuze, zu dem der Herr sprach: „Heute noch wirst Du bei mir sein im Paradiese.“ Nachdem Hieronymus auf diese Weise die Größe des Verlustes anerkannt und zugleich das Auge der Mutter auf die Herrlichkeit ihrer nun verklärten Tochter hingewandt hat, räumt er auch noch die Berechtigung der Thränen ein, deren er selbst sich nicht erwehre, um dann der trauernden Paula sagen zu können: „Weine nur, doch nicht ohne Trost, wie die Heiden, nicht maßlos;“ denn dies ist der Grundgedanke des Trostbriefes.

„Was fang' ich an? Ich soll der Mutter Thränen hemmen, und jammere selbst! Ja, ich gestehe mein Gefühl, dieser ganze Trostbrief wird unter Thränen geschrieben. Jesus hatte auch um Lazarus geweint, denn er hatte ihn lieb. Das ist nicht der beste Tröster, den die eigenen Seufzer überwältigen, dessen Herz zu weich geworden, dessen gebrochene Worte in Thränen herausgepreßt werden. Jesum, dem Bläsilla nun folgt, rufe ich zum Zeugen an, meine Paula, und die heiligen Engel, deren Gemeinschaft jene genießt, daß ich dieselben Qualen des Schmerzes erdulde wie Du; denn ich bin Bläsilla's Vater dem Geiste nach und ihr Erzieher in der heiligen Liebe geworden. Auch mich fechten zuweilen jene versuchenden Fragen an: „Warum erleben die Gottlosen das Greisenalter im Genusse der Reichthümer dieser Welt? Und warum wird die Jugend, die Kindheit in ihrer Unschuld vom Tode weggemäht wie eine noch nicht aufgeblühte Blume?“ Aber es fielen mir

die Psalmesworte ein: „Ich dachte nach, dies zu begreifen; große Mühe war es in meinen Augen, bis ich eindrang in Gottes Heiligthum und verstehen lernte das Ende desselben;" und ich erinnerte mich, wie der Apostel ausrief: „O der Tiefe des Reichthums der Weisheit und Erkenntniß Gottes! Wie unerforschlich sind seine Gerichte und wie unnachspürbar seine Wege!" Da ward ich ruhig. Gut ist Gott, und Alles, was der Gute thut, muß auch gut sein. Was beklagen wir den Abgeschiedenen? Wir sind nicht dazu geboren, um ewig hier zu bleiben. Abraham, Moses, Isaias, Petrus, Jacobus, Johannes, Paulus, der Auserwählte, und vor Allem der Sohn Gottes: sie sind gestorben, und wir sollten es nicht ertragen, wenn Jemand von uns scheidet, der vielleicht gerade deshalb abberufen wird, damit nicht die verführerische Bosheit seinen Sinn verkehre? Den Todten freilich muß man beklagen, welchen die Hölle verschlingt. Wir aber, deren Ausgang von hier die Engelschaar geleitet, denen Christus selbst entgegeneilt: wir sollten eher es schmerzlich empfinden, daß wir so lange in diesem Todeszelte wohnen. Denn die ganze Zeit, die wir hier verweilen, sind wir in der Fremde und nicht daheim bei dem Herrn. Laß uns denn unserer Bläsilla es gönnen, daß sie von der Finsterniß ausgewandert ist ins Reich des Lichtes und während ihres wahren Glaubens-Frühlings schon die Krone der in der Sonnenhitze errungenen himmlischen Reife empfangen hat."

Nun wird der tröstende Hieronymus eindringlicher. „Wenn Du ihr die Krone nicht gönnst, wenn Du klagst, wie ohne Hoffnung," so droht er, „wird der Heiland selber zu Dir sprechen: „Paula, Du zürnst, weil Deine Tochter nun meine Tochter geworden ist? Du bist unwillig über meinen Rathschluß und mit Thränen des Widerspruchs

giebst Du Deinen Neid kund gegen Mich, der Ich nun Bläsilla besitze? Du nimmst keine Speise mehr zu Dir nicht um zu fasten, sondern aus Traurigkeit. Solche Enthaltsamkeit liebe ich nicht. Ich nehme keine Seele auf, die gegen meinen Willen sich vom Körper trennt. Solche Martyrer mögen die Thoren unter den Philosophen für sich in Anspruch nehmen, ein Zeno, ein Cleobrotus, ein Cato. Aber auf Keinem ruhet mein Geist, er sei denn demüthig, geduldig und in Ehrfurcht sich beugend vor meinem Worte. Ist das es nun, was Du meintest, da Du mir versprachest, Einsiedlerin zu werden? Hast Du deshalb in Deiner Kleidung Dich von den übrigen Matronen gesondert und bist Du darum Dir selbst religiöser als diese vorgekommen? Ein Gemüth, das also klagt und jammert, gehört in seidene Kleider .... Wenn Du wirklich glaubtest, daß Deine Tochter lebt, würdest Du nicht Wehklage erheben, daß sie zu einem besseren Loose übergegangen ist. Das ist, was ich durch meinen Apostel befohlen habe, daß ihr um der Entschlafenen willen nicht trauern sollt wie die Heiden. Erröthe, denn eine Heidin ist vernünftiger in der Trauer, wie Du. Besser ist eine Magd des Teufels als Meine Magd; jene beruhigt sich durch den eingebildeten Trost, ihr Mann sei in den Himmel versetzt;[1]) Du glaubst entweder nicht, daß Deine Tochter bei Mir ist, oder Du gönnst es Mir und ihr nicht!"

Auf diese für sie erschütternde Zurechtweisung durch den Herrn selbst, läßt Hieronymus sie einwenden: „Es hat doch auch der Patriarch Jacob um seinen Sohn Joseph

---

[1]) Dies ist ein concretes, im Kreise des heil. Hieronymus und der Paula bekanntes Beispiel. Er bezieht sich nämlich auf die heidnische Priesterin Paulina, Gemahlin des Prätextatus, deren Geschichte früher erwähnt wurde.

getrauert: er zerriß seine Kleider und legte Trauerkleider um seine Lenden und weinte lange. Und es kamen alle seine Söhne und alle seine Töchter, ihn zu trösten, und er wollte sich nicht trösten lassen, sondern sprach: Hinab will ich trauernd gehen zu meinem Sohne in die Grube! So hat auch David getrauert, als ihm der Tod seines Sohnes Absalon gemeldet worden." Darauf erwidert Hieronymus, die Trauer im alten Bunde sei eine andere gewesen, weil Christus noch nicht die Riegel des Paradiesesthores zerbrochen und sein Blut noch nicht das flammende zweischneidige Feuerschwert der Cherubim ausgelöscht gehabt habe. „In Jesu aber," fährt er fort, „durch den das Paradies geöffnet ist, in diesem Evangelium des neuen Bundes folgen Freuden dem Tode. Die Juden halten immer noch maßlose Todtenklage; wir jedoch, die wir Christum angezogen haben und gemäß dem Apostel ein königliches und priesterliches Geschlecht sind, dürfen nicht also über unsere Entschlafenen traurig sein. Wahrlich, nachdem wir zum Glauben Christi gelangt sind, seine Salbung empfangen haben und Ihn in uns tragen, dürfen wir den Tempel nicht mehr verlassen, d. h. unserm christlichen Vorsatze nicht mehr untreu werden, nicht mehr hinausgehen, um uns der ungläubigen Heidenwelt zuzugesellen; sondern im Innern sollen wir beständig bleiben, d. h. dem Willen des Herrn in Allem dienen."

Paula hatte ihm auch geklagt: „Immer fällt mir wieder ein, wie süß es war, sich mit ihr zu unterhalten, wie sie zärtlich zu mir sein konnte, wie schön ihre Sprache war, wie glücklich mich ihre bloße Gegenwart machte: und nun soll ich das Alles entbehren? Ach, ich kann es nicht!" Hieronymus entgegnet: „Wir verzeihen der Mutter die Thränen, aber wir verlangen Maßhaltung im Schmerze.

Wenn ich daran denke, daß Du die Mutter bist, so kann ich Deine Klagen nicht tadeln; aber Du bist auch Christin und Einsiedlerin: das ändert die Sache. Als solche bist Du selbst schon ausgezogen aus diesem Lande der Sterbenden und auf dem Wege in die ewige Heimath." Er führte ihr dann Beispiele frommer Dulder und Dulderinnen selbst aus dem alten Testamente vor; ganz besonders aber verweist er sie auf ihre heroische Zeitgenossin Melania, welche, während der Leib ihres eben verstorbenen Mannes noch warm war, zwei Söhne verlor. Man wußte, wie lieb sie die Ihrigen hatte und erwartete, sie werde außer sich gerathen, ihre Haare auflösen, ihre Kleider zerreißen und sich die Brust zerschlagen. Aber sie stand einen Augenblick unbeweglich, keine Thräne floß von ihren Wangen, dann warf sie sich zu den Füßen Christi, und wie wenn sie dieselben umfaßte, lächelte sie. Dann sprach sie: „Wohl, nun bin ich freier für Deinen Dienst, o Herr!" Sie gab darauf das ganze Vermögen ihrem einzigen noch übriggebliebenen Sohne und schiffte zur Winterszeit sich ein nach Jerusalem.

Ferner weist er sie darauf hin, daß ihr noch Kinder geblieben, und insbesondere Eustochium, welche denselben Lebensweg mit ihr gehe, wie es Bläsilla gewollt. Abraham sei freudig bereit gewesen, seinen einzigen Sohn selbst zu opfern im Glauben, und sie klage, daß Gott eine von mehreren Töchtern zu sich genommen, um sie zu krönen! Auch machte er sie darauf aufmerksam, daß sie den Heiden und den lauen Christen durch ihr Benehmen Aergerniß gebe. Man zweifele sogar an der freien Wahl ihres Berufes, man glaube, daß das gottselige Leben ihres Kindes sie gereue. „Höre doch," fährt er dann wieder tröstend fort, „Jesus kommt zu Dir voll Huld und Erbarmen und spricht

zu Dir: „Was weinest Du, Dein Töchterlein ist nicht todt, sondern es schlummert!" Laß die Umstehenden darüber spotten: solches thut der Unglaube der Juden. Und wenn Du zum Grabe Deiner Tochter gehst, um dort Dich zu versenken in den Abgrund der Schmerzen, so ruft ein Engel Dir zu: „Was suchest Du die Lebendigen bei den Todten?"

Endlich wendet er ihren Blick wieder vollends aufwärts in den Himmel, wo Bläsilla lebt. Sie sieht die Mutter in ihrem Grame und in ihrem Hader mit dem Herrn, der sie heimgesucht. Da trauert die Heimgegangene gleichsam mit und ruft ihr zu: „Wenn Du mich je geliebt hast, meine Mutter, wenn ich je Deine Brüste gesogen habe und durch Deine mütterliche Unterweisung gebildet worden bin: so beneide mich jetzt nicht um meine Herrlichkeit; thue doch nichts, wodurch wir ewig getrennt werden könnten. Meinst Du denn, ich sei allein, verlassen, ohne Mutter? Ich habe Maria, die Mutter des Herrn. Viele sehe ich hier, die ich vorher nicht kannte. O wie viel besser ist hier meine Umgebung! Ich habe auch Anna, die im Evangelium erwähnte Prophetin, und, was Dich noch mehr freuen muß, ich sehe, daß ich den Lohn derselben, um welchen sie so vieler Jahre Last und Arbeit getragen, in drei Monaten mir erworben habe. Dieselbe Palme des keuschen Wittwenstandes haben wir empfangen. Hast Du Mitleid mit mir etwa weil ich die Welt verlassen habe? Nun, ich habe Mitleid mit Eurem Loose, die Ihr von der Schranke der Zeit noch umschlossen seid, täglich in der Schlacht kämpfet, stets in Gefahren seid, indem Euch bald der Zorn, bald die Habsucht, bald die böse Lust ins Verderben ziehen wollen. Willst Du meine Mutter bleiben, so suche Christo zu gefallen. Ich erkenne eine Mutter nicht

mehr an, die dem Herrn mißfällt!" „Dies und manches andere ernste Wort," sagt Hieronymus, „höre ich sie zu Dir reden."

Und nun schließt er seinen herrlichen Trostbrief mit der rührenden Versicherung: „So lange ich athme, so lange mir dieses Lebens Frist gewährt ist: — das gelobe, verspreche und verheiße ich — wird meine Zunge von Bläsilla's Lob erfüllt sein, werden alle meine Arbeiten ihr gewidmet sein, wird mein Talent ihr dienen. Keine Seite werde ich schreiben, ohne Bläsilla's zu gedenken. Wohin auch immer meine Werke in die Ferne wandern, sollen sie ihren Namen hintragen. Daß sie in meinem Herzen wohne, mögen aus meinen Schriften lesen die Jungfrauen, die Wittwen, die Mönche, die Geistlichen. Kurz war die Spanne ihres Lebens, ewig wird ihr Andenken sein. Die mit Christo lebt in den Himmeln, wird auch im Munde der Menschen fortleben. Vorüber geht auch dieses Zeitalter; es folgen künftige Geschlechter, welche ohne Vorliebe und ohne Neid urtheilen werden. Zwischen die Namen Paula's und Eustochiums wird Bläsilla's Name gesetzt werden. Sie wird nie in meinen Büchern sterben: sie wird mich auch unablässig reden hören mit der Schwester, mit der Mutter!" —

---

## VI.

### Die Zellen zu Bethlehem.

Paula erhob sich von ihrer Niedergeschlagenheit zu neuem, christlichem Heldensinn. Eustochium war jetzt ihre Liebe unter den Menschen, aber den Heiland liebte sie mehr.

Sie fühlte sich freier und unabhängiger als je zuvor. Aber die römische Gesellschaft, in der sie so harte und falsche Beurtheilung erfahren, war ihr nun ganz fremd; sie fühlte sich ihr nicht mehr verpflichtet. Um ihre Angehörigen konnte sie unbesorgt sein; auch für die Erziehung des Toxotius war ihr Sicherheit gegeben.

Als am 10. December 384 der Papst Damasus, der Freund und Beschützer des heil. Hieronymus starb und bald darauf Siricius den Stuhl Petri bestieg, wurde für den ernsten Gelehrten die Zeit ungünstig, seine Neider kamen bei dem guten aber schwachen Papste empor, und sie machten ihm das Leben zu Rom unleidlich. Das wirkte mit ein auf die Lage der mit ihm geistig und religiös so eng verbundenen Paula. Sie entschloß sich, noch vor ihm Rom zu verlassen; denn daß auch er nicht bleiben werde, war bald offenbar.

Aber wohin sollte sie ziehen? Ei, wohin anders, als nach Bethlehem? Sie hatte es ja nie vergessen können, was sie an der Geburtsstätte des Heilandes empfunden und im Geiste geschaut hatte. Dort war ihr das Beten und die Freude im Herrn leicht gewesen, dort hoffte sie die heilige Ruhe zu gewinnen, um fortan unerschütterlich in Geduld ihr Heil zu wirken.

Ihre Abfahrt geschah wahrscheinlich im Anfange des Jahres 385. Es scheint auch, daß sie sofort außer Eustochium noch andere christliche Jungfrauen wie im Jahre 383 zur Pilgerfahrt, so jetzt zur Auswanderung aus dem Vaterlande in das heilige Land, um sich versammelt hatte. Von der See- und Landreise wollen wir diesmal nicht reden; sie ging auch ohne weitere Abstecher und Reflexionen rasch dem Ziele zu. Wie viel Paula noch von dem Reste des Vermögens, den sie für sich behalten, übrig

hatte, ist schwer zu sagen; aber das Vermögen der lieben Eustochium stand ihr auch nach deren Wunsch und Willen zur Verfügung. Freilich brauchte sie nicht so sehr viel zur Anlage einer Einsiedler-Colonie, wie sie sich dieselbe dachte, aber um so mehr zu Wohlthaten. Zu Bethlehem angelangt, bezog sie mit Eustochium und ihren Gefährtinnen ein kleines Gasthaus, wo Alles sehr enge war; doch unter ihrer Leitung richtete man sich vorläufig in Frieden ein. Aber man mußte sich nicht weniger als drei volle Jahre so behelfen. Denn die Pläne Paula's gingen weit: drei Jahre lang wurde gebaut. Sie baute aber Zellen und Monasterien [1]), und an dem Wege hin Herbergen für verschiedene Classen von fremden Pilgern, damit dort, wo einst Maria und Joseph kein gastlich Haus gefunden, in Zukunft Niemand mehr ohne Herberge sei. Denn so ist's der echten Christen Art, wo sie etwas Gutes unterlassen sehen, um so mehr des Guten zu üben.

Im Jahre 388 wurden die Zellen und Monasterien bezogen. Es waren aber von Anfang an vier Monasterien, eines für Männer und drei für Frauen hergerichtet worden. Das erstere hatte Paula offenbar mit Rücksicht auf den heil. Hieronymus bauen lassen, der sehr bald ihrem Beispiele gefolgt war. Im August des Jahres 385 hatte er mit Thränen Rom verlassen, die Stadt, zu der er mit so weitem Herzen und großen Hoffnungen drei Jahre vorher hingeeilt, und die ihm das Herz so schmerzlich zusammengepreßt hatte durch Neid und Bitterkeit. Er war entschlossen, sie nie wiederzusehen, und so war es denn für

---

[1]) Was monasterium um diese Zeit bedeute, ist schwer zu sagen; es ist schon eine Verbindung des Lebens der Entsagung mit der Gemeinschaft dadurch bezeichnet. Näheres hierüber enthält die Einleitung.

Paula leicht gewesen, ihn in Bethlehem zu fesseln. Ihm und den Einsiedlern, die er schnell um sich versammelt hatte, übergab sie im Jahre 388 das Monasterium für Männer, und die anderen und ihre Zellen bezog sie selbst mit Eustochium und vielen Jungfrauen, welche sie allmählich aus verschiedenen Provinzen um sich versammelt hatte und die sie Alle wie eine Mutter ehrten und liebten. Diese Jungfrauen waren aus allen Ständen, aus den vornehmsten adeligen Familien, aber auch aus der mittleren und aus der untersten Classe der Gesellschaft. Paula theilte sie in drei Schaaren und wies jeder ihr Monasterium an. Der Ein- und Abtheilungsgrund lag aber nicht in der Verschiedenheit der Stände, welchen sie in der Welt angehört, sondern in der Verschiedenheit der Beschäftigung und der Speise, welche sie sich gewählt oder hatten anweisen lassen. Diejenigen nun, welche dieselbe Arbeit und dasselbe Essen hatten, ließ Paula zur Arbeits- und zur Essenszeit beisammen sein in dem dazu bestimmten Monasterium. Zur Nachts- und Ruhezeit scheinen sie ihre besonderen Zellen gehabt zu haben. Für Psalmodie und Gebet aber war ein eigenes, alle drei Abtheilungen umfassendes Oratorium erbaut worden. Denn in dem Gotteslob und im Gebete sollte gar keine Absonderung und keine Verschiedenheit stattfinden. Die drei Monasterien sammt dem Oratorium und den Zellen hatten ohne Zweifel eine gemeinsame Umfriedung, mag diese nun in einer Mauer, einem Zaun oder einem Graben bestanden haben. Sie hatten noch keine Glocken damals. Wenn also die Stunde für die Psalmodie und das Gebet herangekommen war, so rief in jeder Abtheilung eine der Jungfrauen mit lauter Stimme: „Allelujah!" Dann durfte keine mehr verweilen, vielmehr mußte jede sich beeilen, ins Orato-

rium sich zu begeben. Doch durfte auch eine Zögernde nicht vorwurfsvoll und durch terroristische Mittel angetrieben werden; denn was nicht aus freier Liebe geschah, erachtete man für werthlos. Sondern diejenige, welche zuerst am Platze war, wartete bescheiden auf die Ankunft der Uebrigen. Es wirkte dann doch das Beispiel auf die zuletzt Kommenden, so daß eine unwillkürliche leise Schamröthe sie für die Zukunft mächtiger antrieb als harte Worte oder Strafen dies vermocht haben würden. Der Psalmengesang fand aber statt in der ersten Morgenstunde (6 Uhr), zur Terz (9 Uhr), zur Sext (12 Uhr), zur Non (3 Uhr), zur Vesper (6 Uhr) und zur Mitternachtsstunde (12 Uhr Nachts). Sie sangen nicht chorweise, sondern der Reihe nach einzeln, und zwar ganze Psalmen. Während die Eine sang, waren die Andern mit der ganzen Intention ihres Geistes in heiliger Stille dem Gedankengange und Sinne des Psalmes zugewandt. Die Stille war so vollständig, daß man meinen konnte, es sei außer der Sängerin überhaupt Niemand anwesend. Das kam daher, weil Alle das Verständniß der Psalmen hatten. Paula nämlich duldete nicht, daß eine der Schwestern, wie die Jungfrauen genannt wurden, die Psalmen nicht verstehe. Eine solche hätte in ihrem Monasterium nicht bleiben können. Denn sie war nicht der Meinung, daß Gott gedient werde mit dem bloßen Absingen oder Anhören des Wortlautes der Psalmen. Sie machte es daher zum Gesetz, daß die Schwestern täglich Bibelstudium übten und wenigstens Etwas auch auswendig lernten. Sie selbst ging da mit ihrem Beispiele voran, die Ursprachen der heiligen Schriften unausgesetzt studirend. In ihrer Muttersprache, der lateinischen, war sie sehr gewandt; aber nicht minder in der griechischen. Und in Bezug auf das Hebräische

giebt ihr Hieronymus folgendes Zeugniß. „Ich werde etwas berichten," schreibt er, „was vielleicht neidischen Seelen unglaublich erscheinen wird: sie hatte den Wunsch, die hebräische Sprache zu lernen, welche ich in meiner Jugendkraft mit viel Arbeit und Schweiß erlernt habe und mit unermüdlichem Eifer fortwährend festhalte, damit dieselbe mir nicht entfliehe, und sie hat ihren Wunsch erfüllt gesehen. Sie sang die Psalmen hebräisch ohne eine Spur von Latinismen merken zu lassen." Von Eustochium versichert er ausdrücklich dasselbe. In dem Bibelstudium war der heil. Hieronymus auch für die Schwestern zu Bethlehem der unverdrossene Lehrer. Ueberhaupt nährten sie sich geistig von dem Monasterium gelehrter Einsiedler in der Nähe; denn die Umgebung, welche sich Hieronymus geschaffen, konnte nur eine wissenschaftlich angeregte und thätige sein. Auf dieses Verhältniß der beiden Monasterien der Männer nnd der Frauen zu einander, von welchen das erste durch Paula nicht blos erbaut war, sondern auch unterhalten wurde, scheint der heil. Hieronymus hinzuweisen mit den Worten: „Paula säete Fleischliches um Geistiges zu ernten, sie gab das Irdische hin, um Himmlisches dafür zu nehmen, sie gewährte die Güter, welche von kurzer Dauer sind, um ewige dafür einzutauschen." Denn eben dies theilt er mit, da er über ihre Monasterien berichten will und von der Uebergabe des einen an die Männer redet.

Ob Rufin Wahres berichtet, wenn er schreibt, Hieronymus habe auch noch in seiner Zelle zu Bethlehem Knaben, die ihm zur Erziehung anvertraut worden, den Cicero und den Plato und andere Schriftsteller der classischen griechischen und lateinischen Literatur erklärt, mag dahin gestellt bleiben, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist; gewiß ist aber, daß der ernste Dalmatiner, wie Sulpicius

Severus erzählt, Tag und Nacht — nur wenige Ruhestunden abgerechnet — las und schrieb, wenn er nicht sang oder betete; gewiß ist, daß er der geistige Mittelpunkt und der allgemeine Lehrer der Bibeltheologie in den Bethlehemitischen Monasterien war. Daß er aber seine Kräfte hauptsächlich auf das Bibelstudium concentrirte, hat, wie zu Rom insbesondere Marcella, so zu Bethlehem Paula bewirkt. Sie war, wie Hieronymus selbst berichtet, von einer seltenen Gelehrigkeit; von Natur begabt mit ausgezeichnetem Talente, war sie auch lernbegierig ohne Ermüdung. Sie war langsam zum Reden, aber schnell zum Hören. Die heiligen Schriften wußte sie auswendig. Den historischen Sinn derselben liebte sie, denn dieser, sagte sie, sei das Fundament der Wahrheit; aber ihre Neigung folgte dem geistigen Verständnisse (d. i. dem mystischen Sinne, für den sie freilich häufig die geistreiche Allegorie hielt), wodurch sie die Erbauung der Seele förderte.

„Nun drängte sie mich," fährt Hieronymus fort, „ich möchte mit ihr und Eustochium einmal die ganze heilige Schrift durchlesen und erklären. In der Ueberzeugung, daß ich dieser Aufgabe nicht gewachsen sei, wich ich aus; allein sie gab nicht nach, kam immer darauf zurück, bat und forderte, und so mußte ich mich entschließen, zu lehren, was ich gelernt hatte. Wir haben also gemeinschaftlich die ganze heil. Schrift durchgelesen und ich habe sie erklärt nicht nach eigener Erfindung und Weisheit, sondern wie ich es von den berühmten Männern der Kirche gelernt hatte. Wenn ich nun in der Erklärung mich festgefahren hatte und ehrlich eingestand, hier wisse ich den Sinn nicht, dann begnügte sie sich damit keineswegs und sie schenkte mir die Lösung der Aufgabe nicht, sondern durch ununter-

brochene Fragen nöthigte sie mich, endlich zu erklären, welche von den verschiedenen Meinungen über die fragliche Stelle mir am meisten der Wahrheit nahe zu kommen scheine.

Hieronymus ist denn auch in jener Zeit fruchtbar gewesen an Commentaren sowohl, zum neuen wie zum alten Testamente; für letzteres unternahm er auch die Verbesserung der lateinischen Uebersetzung nach den Alexandrinern, so wie eine directe Uebersetzung aus dem Hebräischen. Das neue Testament hatte er zu Rom bereits bearbeitet. Manche Commentare waren zunächst nur für Paula und Eustochium und abschriftlich für Marcella in Rom bestimmt; aber sie kamen hernach doch in die Oeffentlichkeit. Kurz, Hieronymus entwickelte zu Bethlehem die reichste wissenschaftliche Thätigkeit, und alle Früchte derselben fielen in die Hände der weisen und emsigen Verwalterin Paula, welche dieselben zur geistigen Erquickung ihrer jungfränlichen Schaaren mit verschwenderischer Freigebigkeit, ohne je Mangel zu haben, verwendete.

Auf diese Weise also erreichte sie es, daß der heilige Gesang und das Gebet zu den verschiedenen Tageszeiten ein Gottesdienst im Geiste war und nicht nach dem Buchstaben. Buchstabendienst und Lippendienst, mochte derselbe noch so sehr zur vorgeschriebenen Zeit und mit gehorsamer Hervorbringung aller Sylben in frommer Geberde vollführt sein, hielt sie für Buchstabendienst und Lippendienst. Wie ihre Theologie nicht in einem Katechismus voll scholastischer Abstractionen bestand, sondern in dem lebendigen, von dem Hauche der göttlichen Offenbarung unmittelbar durchwehten Bibelworte, das sie im Geiste der fortlaufenden Ueberlieferung der Kirche zu verstehen und aufzufassen sich unablässig bestrebten, so war auch der Gesang der Schwestern

Bibelwort, aber nach dem Geiste. Ihr gemeinsamer Gottesdienst bestand an allen Wochentagen in den Gesängen und Gebeten der Tageszeiten. Die Monasterien und Zellen lehnten sich zwar an die Kirche an, welche Constantin und Helena über der Höhlengrotte der Geburt des Herrn erbaut hatten; an der Seite hin, parallel mit der Kirche, hatte Paula sie errichten lassen. Aber sie ging doch mit ihren Jungfrauen nur an den Sonntagen in die Kirche. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß regelmäßig nur an diesen Tagen im vierten Jahrhunderte das Opfer des neuen Bundes, das heil. Meßopfer, daselbst dargebracht wurde. Am Tage des Herrn also kamen die Jungfrauen aus ihren Monasterien hervor, die drei Schaaren gesondert, eine jede ihrer Mutter folgend; denn jedes der drei Monasterien hatte eine Führerin, welche die Schwestern „Mutter" nannten, und an der Spitze von Allen sah man Paula. Nach Beendigung des Sonntags-Gottesdienstes kehrten sie in derselben Ordnung zu ihren Monasterien zurück, jede Abtheilung in ihr Monasterium zu der bestimmten Arbeit, wo sie entweder für sich oder für die Andern Kleider machten. Dies war nämlich hinsichtlich der Handarbeit eine Hauptbeschäftigung. Darum verlangt Hieronymus in seinem Briefe an Läta, worin er angiebt, wie Paula die Jüngere, erzogen werden solle, daß sie solche Arbeit übe. Sie möge lernen die Wollarbeit, den Spinnrocken halten, das Wollkörbchen in den Schooß setzen, die Spindel drehen, die Fäden mit dem Daumen bearbeitend ziehen. Es scheint, daß sie die Kleider von der Wolle an bis zur Vollendung in ihren Monasterien bereitet haben. Der Anzug Aller war aber ganz derselbe. Leinene Tücher gebrauchten sie nur zum Abtrocknen der Hände. Außer der Kleidung und der Speise erhielt Keine etwas zu eigen, indem Paula auf

das Wort des Apostels hinwies: „Haben wir Nahrung und Kleidung, so sind wir damit zufrieden.“ So durfte auch keine Schwester, die aus vornehmem adeligen Hause gekommen war, noch eine Gesellschafterin oder Kammerjungfer bei sich haben, damit sie nicht in die frühere Gewohnheit zurückfalle und die Zeit verplaudere. Jeder vertrauliche Verkehr mit Männern mußte gemieden werden, damit nicht die böse Zunge Anlaß finde, welche die Gottesfürchtigen zu benagen pflegt, um selbst in ihren Sünden beruhigt zu sein.

Ueberall aber waltete, weise und liebreich ordnend, zurechtweisend, ermunternd, tröstend und führend, Paula, die Mutter der Mütter. Wenn eine Schwester zu saumselig zu den Psalmen kam oder zu träge in der Arbeit war, so behandelte sie dieselbe ganz nach ihrer Eigenthümlichkeit: war eine solche zum Zorne geneigt, mit sanfter, schmeichelnder Mahnung, war sie etwas unempfindlich, mit strenger Rede. Fand sie Streitende, so versöhnte sie dieselben mit dem zartesten, friedereichsten Zuspruch. War eine durch üppige Fülle jugendlicher Gesundheit inneren Versuchungen sehr unterworfen, so ordnete sie ihr häufiges, verdoppeltes Fasten an, indem sie sprach: „Besser Magenschmerzen, als Gewissensbisse.“ Sah sie eine zu sorgfältig auf den Schmuck des Leibes bedacht, so zog sie die Stirne zusammen und sagte betrübt: „Mein Kind, solcher Putz des Leibes und der Kleider wird der Seele zur Unzierde.“ In den Gesprächen forderte sie die größte Keuschheit im Ausdruck, eine durchaus jungfräuliche Sprache. Traf sie eine zungenreiche, geschwätzige, unverschämte, dreiste, so ermahnte sie dieselbe ernst und wiederholt, und erst wenn sie sich durchaus nicht bessern wollte, wurde sie öffentlich beschämt, indem Paula sie an die letzte Stelle, ja außerhalb

des Convents der Schwestern, an die Thüre des Speisesaals hinstellte, wo sie allein beten und abgesondert essen sollte. Die geringste Entwendung verabscheute sie wie ein Sacrilegium, und überhaupt war es ihre Ueberzeugung, daß in der Welt für leicht erachtete Fehltritte in den Monasterien schwere Vergehen seien. Wenn aber Schwestern krank wurden, war ihre Güte und Dienstfertigkeit unbeschreiblich; sie hegte und pflegte dieselben mit wundersamer Hingebung zu jedem persönlichen Dienste; für alle Linderungs- und Hilfsmittel war sie besorgt, und den Schwachen reichte sie auch Fleischspeisen. Nur wenn sie selbst krank war, sah man nichts von dieser Güte, gegen sich allein war sie hart auch in der Krankheit und machte so hierin den einzigen Unterschied zwischen sich und allen Uebrigen, wie sie denn überhaupt in der Enthaltsamkeit, auch zur Zeit da ihre Körperkraft gebrochen war und ihre Gesundheit schwankend, alle jüngeren Schwestern mit gesundem und blühendem Leibe übertraf. Ja, das war auch der Punkt, wo sie etwas zu sehr ihrem eigenen Sinne folgte, daß sie nämlich sich niemals schonte; auf keines Menschen Mahnung achtete sie hierin. Einst verfiel sie im Monate Juli während der größten Hitze in ein heftiges Fieber; die Aerzte gaben sie auf, aber durch Gottes Barmherzigkeit genas sie wieder. Da riethen die Aerzte, sie solle eine Zeit lang das viele Wassertrinken meiden und statt dessen etwas leichten Wein nehmen, es könnte sonst bei der großen Körperschwäche die Wassersucht noch entstehen. Sie befolgte den Rath der Aerzte nicht. Da steckte Hieronymus sich hinter den gerade anwesenden Bischof von Salamis, Epiphanius, den sie seit Jahren sehr verehrte. Doch klug und schlauen Blicks wie sie war, merkte sie gleich die List, als Epiphanius sein Zureden begann. „Ei,“ sprach sie lächelnd,

„ich höre durch des Epiphanius' Zunge des Hieronymus' Worte." Als jener hinausgegangen, trat dieser auch bald ein und fragte, was sie mit ihm verhandelt habe. „Nun," erwiderte sie, „ich habe so viel erreicht, daß der gute Greis beinahe überzeugt ist, ich solle doch keinen Wein trinken." Hieronymus bemerkt dazu, er billige das nicht, er führe es nur an, um ihren mächtigen geistigen Eifer und die Sehnsucht der treuen, gläubigen Seele nach der Vollkommenheit anschaulich zu machen. Es sei übrigens schwer, in Allem Maß zu halten. Nicht blos des Weines enthielt sie sich indessen, sondern auch der fetten Brühen, der Fische, der Milch, des Honigs, der Eier und aller eigentlich schmackhaften Speisen. Oel verwandte sie nur an Festtagen zur Würze ihrer Speise. Es war nämlich die Speise nicht für Alle ganz gleich; sie war in den drei Monasterien verschieden, und auch innerhalb derselben blieb noch eine gewisse, wenn auch beschränkte Wahl. Die äußerste Strenge wurde darin Niemandem aufgedrängt.

Die Monasterien Paula's waren bald berühmt. Nicht blos der Bischof von Jerusalem und Epiphanius besuchten sie, sondern sämmtliche Bischöfe Palästina's und Alle, welche das heilige Land besuchten, auch Priester und Diaconen. Und wenn auch Hieronymus als der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens bewundert wurde und die Besuchenden ihm ihre Huldigung nicht versagten, so war doch Paula die Schöpferin dieses heiligen Bundes edler und für das vollkommene Leben der Liebe in Christo begeisterter Menschen. Sie wurde als die gemeinsame Mutter und als die Seele des großen von lebendigen Bausteinen errichteten Tempels Gottes betrachtet, wie dies bei ihrem Tode sich kund gegeben hat, und wie wir es noch erfahren werden. Rom und ihr Palast daselbst lagen weit hinter

ihr wie ein seltsamer Traum früher Kindheit. Ob ihr Herz sie noch wohl im Geiste dorthin zurückführte? Ob es noch Bande der irdischen Heimath für sie geben mochte? —

---

## VII.

## Die Familie.

Paula hatte ihre Blutsverwandten und Verschwägerten zu Rom verlassen, war also von Vaterland und Familie geschieden. Dafür war sie nun Mutter großer Schaaren geworden. Die Schwärme (Turmen, wie sie genannt werden, oder agmina) der Jungfrauen und Männer in den Monasterien zu Bethlehem waren ihre Brüder und Schwestern nach der Anrede; doch hätte sie dieselben auch Kinder heißen können. Auch die Pilger, welche sie in ihre Herbergen aufnahm, und die Armen des Landes, welche bald in den Wohnungen Paula's die Stätte der Liebe, des Rathes, des Trostes und der Hilfe entdeckt hatten, waren wie ihre Kinder. Sie sorgte allenthalben mütterlich für Leib und Seele. Was sie noch besaß und das ganze Vermögen von Eustochium wurde aufgewandt zu dem, was die Handarbeit in den Monasterien neben dem eigenen Bedarf erwarb. In der Sorge für ihre zahllosen Kinder, damit sie alle Nahrung und Kleidung hätten und es ihnen genügte, war sie wie in der Strenge gegen sich selbst maßlos. Es staunten Alle, woher sie die Mittel nehme. Manchmal war es, als wäre über ihre Habe ein Elias-Segen gekommen, wie über den Mehlkasten und den Oelkrug der Wittwe von Sarepta; aber man traf sie auch an, daß sie

nichts hatte, und doch schaffte sie etwas und half sie in jeder Noth. Ihre Schatzmeisterin war ja die Barmherzigkeit Christi. Wenn sie einen Armen sah, so fühlte sie Mutterpflicht gegen ihn, und sie ernährte ihn; wo sie einem Reichen begegnete, ermahnte sie ihn zur Wohlthätigkeit. Solchen, die sich nur in augenblicklichen Verlegenheiten befanden, lieh sie Geld, und wenn sie selbst Alles hingegeben hatte und es kam noch ein Bettler, so machte sie für sich eine Anleihe, um keinem Bittenden eine Bettelmünze zu verweigern. Dem Hiernoymus wurde es einst zu arg; er trat vor sie hin mit tadelndem Worte und erinnerte sie daran, was der Apostel gesagt: „Es soll nicht Andern eine Erleichterung sein, euch aber Kummer; sondern nach billiger Ausgleichung soll in dieser Zeit euer Ueberfluß dem, was ihnen mangelt, abhelfen, auf daß auch ihr Ueberfluß dem, was euch mangelt, abhelfe." Und auch die Regel, welche der Heiland aufgestellt, hielt er ihr vor: „Wer zwei Röcke hat, gebe einen dem, der keinen hat," also nicht beide und fremde dazu. Ueberhaupt, meinte Hieronymus, müsse man auch Fürsorge treffen, daß man im Stande bleibe, das, was man mit Freuden thue, immer thun zu können. Sie hörte den Tadel mit der demüthigsten Bescheidenheit an, erwiderte aber in kürzester Vertheidigungsrede: „Gott ist mein Zeuge, daß ich Alles nur um seines Namens willen thue; ich habe Ihm nun aber das Gelübde gethan, als Bettlerin zu sterben, auch meiner Tochter Eustochium keinen Pfennig zu hinterlassen, so daß meinem Leichnam das Todtenhemd geschenkt werden müsse." Dann fügte sie mit dem ganzen Ausdruck ihrer Güte hinzu: „Wenn ich bitte, so finde ich Viele, die mir geben; wenn aber jener Bettler, für den ich Geld geliehen, von mir die Gabe nicht empfangen hätte, welche ich ihm von dem

Geliehenen darreichen konnte, und er wäre vor Hunger umgekommen: von wem würde sein Leben gefordert worden sein?" Ich wünschte, sagt Hieronymus, daß sie vorsichtiger mit ihrem Vermögen umgegangen wäre; aber sie hatte große Innigkeit des Glaubens und hing mit ihrem ganzen Gemüthe dem Erlöser an. Dem Herrn, der arm geworden um ihretwillen, folgte sie selbst arm im Geiste, vergalt ihm, wie sie Gutes von Ihm erhielt, indem sie nun auch ihrerseits arm um seinetwillen wurde. Sie hat übrigens ihr Ziel erreicht, ihr Gelübde gehalten. Als sie starb, hinterließ sie nicht nur keinen Pfennig, sondern sie befand sich in großen Schulden, wofür Eustochium verantwortlich blieb, die aber im Vertrauen auf die Barmherzigkeit Christi Alles noch zu bezahlen hoffte. Paula war aber nicht eigentlich verschwenderisch und unbesonnen im Geben, vielmehr erwog sie genau das Bedürfniß des Bittenden, um darnach die Gabe zu messen; aber sie ließ eben niemals einen Armen leer ausgehen. Und dabei dachte sie immer, daß die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen, daß das Almosen Sünden tilge, daß sie sich Freunde machen müsse von dem ungerechten Mammon, welche sie aufnehmen würden in die ewigen Wohnungen. Sie wollte ihren Reichthum nicht für diese Steine, welche mit der Erde und der Zeit vorübergehen, zum Bau von Palästen und Säulenhallen verschwenden; sondern sie verwandte ihr Geld für die lebendigen Steine, welche wandeln auf Erden, von welchen nach der Offenbarung des Johannes die Stadt des großen Königs erbaut wird, und welche nach der Schrift in Sapphire, Smaragde, Jaspis und andere Edelsteine verwandelt werden.

Aber indem Paula eine so große Familie durch das Band des Geistes und der Liebe in Christo übernommen

hatte und über die Kräfte für Alle sorgte, hatte sie die kleine Familie ihrer Blutsverwandten nicht vergessen, nicht aus dem Herzen entlassen. Sie konnte ihre Verwandtenliebe der Liebe Jesu Christi opfern; aber zuweilen nicht ohne einen Kampf, der ihr fast das Leben kostete. So sahen wir sie beim Tode ihres Mannes trauern bis zur Gefährdung ihres Lebens; nicht anders war es, als ihr Bläsilla entrissen wurde, obgleich sie damals schon in dem Leben der Entsagung geübt war. Hieronymus hebt diesen Zug der heftigen Verwandtenliebe als charakteristisch hervor. „Sie war in der Trauer weich," so schreibt er, „nachgiebig gegen sich, und so wurde sie beim Tode der Ihrigen, besonders ihrer Kinder, jedesmal niedergebeugt, wie gebrochen, und jedesmal, bei dem Entschlummern ihrer Töchter wie beim Hingange ihres Mannes, gerieth sie selbst in Lebensgefahr. Dann entstand ein großer Kampf in ihr. Während der Mutterschmerz ihr Angesicht erfüllte und sie in der Traurigkeit vor jeder Speise einen Widerwillen hatte, drückte sie sich häufig das Kreuzzeichen auf, um Linderung zu erlangen; aber ihr gläubiges Gemüth wurde von dem Mutterherzen in Verwirrung gebracht, und gelang es ihr endlich in der Kraft des Geistes obzusiegen, so brach sie körperlich zusammen; und hatte die Schwäche sie einmal ergriffen, so wurde sie lange Zeit davon beherrscht, so daß sie in Lebensgefahr kam und wir in ängstliche Besorgniß geriethen. Ihr selbst kehrte in diesem Zustande die freudige Hoffnung wieder und man hörte sie zuweilen sagen: „Ich armer Mensch, wer wird mich frei machen von dem Leibe dieser Sterblichkeit!"

Sie erlebte aber den Tod dreier erwachsener Töchter, der Bläsilla, der Rufina und der Paulina. Wie es mit der ersten ergangen, haben wir schon erfahren. Von Ru-

sina berichtet Hieronymus bei Gelegenheit der Fahrt Paula's nach dem gelobten Lande im Frühjahr 383, sie sei heirathsfähig gewesen und habe durch Thränen der Mutter die Bitte, sie möge doch ihre Hochzeit abwarten, nahe gelegt. Ob sie zur Heirath gelangt und wen sie in diesem Falle geheirathet, sagt Hieronymus nicht; er berichtet nur noch, sie habe durch ihren allzufrühzeitigen Tod das liebreiche Gemüth der Mutter niedergebeugt. Bollandus (II, p. 714.) erzählt, sie sei die Gemahlin eines vornehmen Mannes, Alethius mit Namen, geworden, und diesen habe der heil. Paulinus von Nola in einem Briefe (33.), der auch ihre Tugenden aufzähle, über deren Hingang getröstet. Allein schon Vallarsi hat bemerkt, daß die angeführte Quelle nichts davon enthalte. Dem sei, wie ihm wolle: gewiß ist, daß Paula von ihrem frühzeitigen Tode erschüttert wurde.

Paulina hatte den sehr vornehmen und gelehrten Jüngling Pammachius geheirathet. Dieser, aus consularischem Geschlechte, selbst als Senator unter den Ersten Roms, mit dem Purpur geschmückt, aber noch viel herrlicher durch Geistesgaben und Gesinnung, war wohl geeignet, Paulina glücklich zu machen und ein Schmuck der Familie zu sein. Aber auch er hatte einen Schatz an Paulina, die durch ein maßvolles, anspruchsloses und bescheidenes Benehmen sich auszeichnete. Nur Eines machte ihn traurig, daß Gott ihm keine Erben durch sie schenkte. Aber sie lehrte ihn selbst, ein Kind Gottes zu werden, um in den Armen zahllose Erben zu gewinnen. Sie entschlief in dem Herrn, wohl noch keine dreißig Jahre alt, im Jahre 395, und Pammachius wurde so ergriffen, daß mit Paulina seinem Auge die ganze Herrlichkeit der Welt entschwand. Er bekannte sich plötzlich zu dem Einsiedlerleben und wurde ein

Vater der Armen. Nach zwei Jahren schrieb ihm Hieronymus noch einen Trostbrief, der ein ebenso glänzendes Zeugniß für Pammachius enthält wie für die Heimgegangene. Der Verlust erscheint dem Tröstenden so groß, daß nach dem Hingange Paulina's Niemand, und wären seine Ohren noch so hart und sein Herz von Stein oder von der Milch der Tiger Hyrcaniens ernährt, den Namen nennen hören könne ohne Thränen. „Wer könnte sich auch des Weinens enthalten, da er sieht, wie die schwellende Rose, die eben ihre volle Schönheit zeigen will, bevor sie den vollen Blumenkelch gebildet, stolz leuchtend in der Fülle ihrer rothscheinigen Blätter, anfängt zu welken und hinzusterben?" „Zerbrochen ist die köstlichste Perle." Wenn so Hieronymus empfand und vom Schmerze aufgeregt wurde, wie mußte Paula fühlen? Es war eben einer von den Schlägen, die sie an den Rand des Grabes hinwarfen.

Wie aber stand es um Toxotius, den einzigen Sohn und Liebling der Mutter, der den Namen ihres Mannes trug und dessen Freude gewesen war? Einmal wurde Paula in Schrecken gesetzt durch die briefliche Nachricht, er sei schwer erkrankt. Anfangs verdüsterte die Angst ihre Seele, sie wurde verwirrt und stumm vor Schmerz. Da betete sie die Worte des 76. Psalmes: „Meine Augen durchwachen die Nächte, voll Unruhe bin ich und rede nicht mehr!" Aber sie faßte sich endlich und sprach heldenmüthig: „Wer seinen Sohn oder seine Tochter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht werth." Dann betete sie: „Besitze Du, o Herr, die Kinder Derer, welche täglich ihren Leib um Deinetwillen abtödten." Und sie fand ihre Ruhe wieder, eh' die Nachricht kam, Toxotius sei außer Gefahr und dem Leben wieder geschenkt. Dieser Liebling der Mutter reifte nun heran zum Jüngling und heirathete nach seinem Stande

die vornehme Läta. Sie gehörte zu der Familie der Gracchen, deren Glieder noch nicht alle der Kirche angehörten. Ein Verwandter von ihr, der auch den Namen Gracchus führte, erhielt als Heide im Jahre 378 die Präfektur der Stadt Rom. Dieser erhob sich plötzlich gegen allen in der ewigen Stadt noch festgewurzelten Götzendienst; er zerstörte die Mithras-Höhle, zerbrach und warf hinaus die mißgestalteten Bildsäulen, und nachdem er diese That gleichsam als Bürgschaft eingesetzt, empfing er die Taufe Christi. Ihr Großvater Albinus war noch heidnischer Pontifex gewesen und erlebte doch das Glück der christlichen Familie seiner Enkelin Läta und des frommen Toxotius. Auch ihr Vater war bei ihrer Hochzeit und in den nachfolgenden Jahren noch Heide. Ob er überhaupt Christ geworden, kann ich nicht berichten. Ihre Mutter aber war eine fromme Christin. Der heil. Hieronymus erinnert beim Anblick ihres Hauses an den Rath des Apostels: „Wenn ein gläubiges Weib einen ungläubigen Mann hat, und es ihm gefällt, mit ihr zu wohnen, so entlasse sie den Mann nicht, denn der ungläubige Mann ist geheiligt durch das gläubige Weib, wie auch das ungläubige Weib geheiligt ist durch den gläubigen Mann. Sonst wären eure Kinder unrein, nun aber sind sie rein." Er sagt, wenn vielleicht Jemandem bis dahin diese empfohlene Praxis als eine zu freisinnige, nicht der christlichen Sittenstrenge entsprechende vorgekommen wäre und der Rath des Völker-Lehrers als übereilte Nachsicht, so möge er das Haus der Eltern Läta's betrachten, in welchem der Vater, obgleich ein sehr hochstehender und gelehrter Mann, noch Heide sei, die Mutter aber Christin, und er werde erkennen, wie der Rath des Apostels hier den Erfolg gehabt, daß die Süßigkeit der Früchte die Bitterkeit der Wurzel aufgehoben habe, und daß die unedlen Zweige den köst-

lichsten Balsam ausschwitzten. Mit der süßen Frucht und dem köstlichsten Balsam meinte er aber die Tochter des Hauses, des Toxotius liebe Läta. Die Hochzeit scheint im Jahre 400 oder 401 stattgefunden zu haben.

Läta gelobte das erste Töchterchen, das Gott ihr schenken werde, dem Herrn. Ein Töchterlein war das erstgeborene Kind, welches wahrscheinlich im Jahre 402 das Licht der Welt erblickte. Es erhielt den Namen der Großmutter väterlicherseits, nämlich Paula. Gewiß ist, daß die kleine Paula im Jahre 403 schon Allelujah stammeln konnte, und daß der Großvater Albinus, wenn er gerade anwesend war und das hörte, sich herzlich freute und das der Jungfräulichkeit geweihte Kind auf seinen Schooß nahm und herzte. Das wurde nun auch nach Bethlehem an die Großmutter Paula berichtet. Es ist unbeschreiblich, wie diese sich freute und frohlockte, als sie die Nachricht las, daß die kleine Paula noch in der Wiege und mit der Kinderklapper beschäftigt, mit stammelnder Zunge Allelujah singe und die Namen der Großmutter und der Tante (Eustochium) in gebrochenen Sylben hervorbringe. Das fesselte nun ihr Interesse wieder ganz besonders an die Heimath. Sie hätte jeden Augenblick neue Nachrichten haben mögen, um zu erfahren, daß nicht blos die kleine Paula, sondern auch Toxotius und Läta der Welt entsagt hätten. Aber sie überlebte jene freudige Nachricht von dem Kinde nur ein Jahr.

Ihr eigentliches Pfand der Liebe aber, ihren Hauptschatz, hatte sie an Eustochium, die auf alle ihre Gedanken und Pläne und Intentionen mit wunderbarem Verständniß der Mutter einging. Sie nannte keinen Pfennig ihr Eigenthum, ihr mütterliches und ihr väterliches Erbtheil gab sie willig der Mutter zur Vertheilung an die Armen; dafür hatte sie

das unschätzbare und unveräußerliche Erbtheil der kindlichen Liebe, durch welche sie unermeßlich reich zu sein glaubte. Dafür schlief sie auch mit der Mutter in Einer Zelle und ruhte sie nie getrennt von ihr; dafür kam sie nie hervor ohne die Mutter und aßen sie auch immer zusammen: kurz, dafür waren die beiden unzertrennlich. Auch Paula lebte in Eustochium; es glühte ihre Liebe in dem Herzen der Tochter, und die Liebe der Tochter war weise in dem Herzen der Mutter.

---

## VIII.

## Freuden und Leiden.

Zu den Freuden, welche Paula's Herz erquickten, gehörte vor Allem das Wohnen im heiligen Lande. Für tiefere Gemüther ist überhaupt jeder historisch denkwürdige Boden erhebend; wo aber derjenige gewandelt, gekämpft und gelitten hat, in welchem Gott bei sich beschlossen hatte in der Fülle der Zeiten Alles zu vereinen, was in dem Himmel und was auf Erden ist, wo jener Menschensohn durch das Opfer seiner selbst ein neuer Anfang geworden, ein Stammvater der Kinder Gottes, dort ist der Boden, auf welchem das Herz wie von Gott gelehret zum Himmel erhoben wird. Das hatte Paula gefühlt, als sie zum ersten Male diesen Boden betrat, und darum ruhte ihre Sehnsucht nicht, bis sie dort wohnte, um die zweite Ankunft des Herrn für ihre Seele zu erwarten.

Als Paula und ihre Tochter mit grenzenloser Liebe und maßloser Ungeduld der Sehnsucht nach Marcella ver=

langten und sie brieflich zu bestimmen suchten, daß sie nach Bethlehem übersiedeln möchte, wissen sie keinen stärkeren Beweggrund ihr vorzuhalten, als den Werth des heiligen Landes für jeden Christen. Die Art und Weise, wie sie nun die heiligen Orte schildern, zeigt uns einfach, wie sie sich selbst daran gefreut haben. So betrachteten sie also Jerusalem in der Erinnerung seiner älteren Geschichte, aber auch im Lichte der Weissagung und deren Erfüllung. Daß der Heiland selbst den Ort geliebt, war ihnen gewiß, weil Er über Jerusalem geweint hatte; denn dies seien Thränen der Liebe gewesen. Sie gingen also öfter nach Jerusalem und besuchten jede denkwürdige Stelle. Mit heiligem Schauer stiegen sie jedesmal in das Grab des Herrn; dann sahen sie im Geiste ihn liegen in Leinwand gehüllt, aber im nächsten Augenblicke traf ihren Blick der Strahl der Glorie des Auferstandenen und sie sahen den Engel sitzen zu den Füßen. Auf dem Berge der Kreuzigung leuchtete ihnen vom Kreuzesstamm das Evangelium entgegen, von wo aus das Licht der Erlösung in die ganze Welt geströmt. Wenn sie auf dem Oelberge waren, kam es ihnen vor, als würden sie mit dem himmelansteigenden Herrn selbst emporgehoben im Geiste und auf den Flügeln der Sehnsucht. Die Fluth des Jordan sahen sie heller und reiner im Andenken an die Taufe des Herrn. Ein andermal lebten sie in der Erinnerung des alten Bundes, indem sie die denkwürdigen Stätten der Patriarchen, des Königs David und der Propheten besuchten. Dann hieß es wiederum: Heute wollen wir nach Nazareth gehen und diese „Blume Galiläa's“ sehen! Nicht weit davon wird sich Cana dem Blicke zeigen, wo das Wasser in Wein verwandelt wurde. Wenn sie auf den Thabor stiegen, vergegenwärtigten sie sich das Licht der Verklärung und bete=

ten sie die allerheiligste Dreieinigkeit an. Ein Fest war es, wenn sie an den See Genezareth gingen, welcher, wie die umliegenden Höhen, von den Wundern des Herrn leuchtete. Bald auch sahen sie Naim, oder das mit den Zeichen, die der Heiland gethan, so vertraute Kapharnaum, oder Silo und Bethel und die übrigen Stätten, wo gleichsam Siegesfahnen des Herrn errichtet sind. Wenn sie dann wieder heimkehrten zu ihrer Höhlengrotte in Bethlehem, dann mußten sie singen, häufig auch weinen, immer aber beten nnd verwundet von der Liebe des Erlösers einander zurufen: „Ich habe Ihn gefunden, den meine Seele liebend suchte, ich will Ihn halten und nie mehr von mir lassen!“

Unablässig aber war die Freude vor ihren Augen zu Bethlehem selbst, in der „Villula Christi“, in der „Herberge Maria's“. Die Empfindungen bei der geheimnißvollen Höhlengrotte, worein der wunderbare König, der Sohn des Allerhöchsten und des Menschen sich seine Wiege hingestellt, waren durch keine Sprache auszudrücken. Beim Anblicke jener Krippe, in welcher das wimmernde Kindlein geruht, konnte Paula, die beim ersten Besuche so beredtsam geworden, in der Folge nur mit schweigender Ehrfurcht zur Anbetung niedersinken, weil das Geheimniß sie immer mehr erschütterte, obgleich es so lieblich war. Aber, fragte sie sich dann zuweilen in stiller Betrachtung, wo sind die weiten Säulenhallen, wie sie doch sonst an den Palästen der Fürsten nicht fehlen dürfen? Wo sind die mit Gold getäfelten Decken? Wo sind die von dem Lösegeld der Unglücklichen und durch den Frohndienst der Sträflinge ausgestatteten und verzierten prächtigen Vor-, Mittel- und Nebengebäude mit dem Lustgarten? Wo sind die von dem Schweiße der Bürger erbauten Königspaläste,

worin ein Mensch seinen armseligen Leib einen kostspieligen Spaziergang machen lasse, und als ob es etwas Schöneres geben könne wie die herrliche Gotteswelt, lieber die Decken seiner Säulenhallen und Säle anschaue als den Himmel? Schau her, in dieser kleinen Erdenhöhle ist der Schöpfer der Himmel geboren worden; hier lag Er, in Windeln eingewickelt, hier sahen Ihn die Hirten, hier wurde Er von den Strahlen des Sternes kund gethan, hier wurde Er von den Weisen angebetet![1])

Rom war ihr auch lieb gewesen. Denn sie hatte dort die heil. Kirche, die Trophäen der Apostel und Martyrer, ein wahres Bekenntniß Christi, den von den Aposteln gepredigten Glauben, und während das Heidenthum in den Staub getreten wurde, sah sie den christlichen Namen sich von Tag zu Tage mehr erheben. Aber das Gepränge, die Macht und Größe der Stadt selbst, das Gesehenwerden und Sehen, das Gegrüßtwerden und Grüßen, das Loben und Ehreabschneiden, das Hören und Reden, das unfreiwillige Sehen einer so großen Menschenmenge: alles dieses war in Widerspruch mit der von ihr gelobten Einsiedlerweise und stillen Beschaulichkeit. Die vielen Besuche störten ihre Ruhe. Denn entweder nahm sie dieselben an, und dann mußte sie mit unnützem Gespräche die Zeit der stillen Beschaulichkeit verlieren; oder sie wies dieselben ab, und dann hieß es: das ist eine hochmüthige Person! Zuweilen mußte sie auch aus Rücksichten auf Stand und Sitte Besuche erwidern. Dann eilte sie zu den stolzen Pforten der Paläste, schritt durch die lästernde Dienerschaar und

[1]) Das Letzte ist im Sinne Paula's und des Hieronymus gesagt, welche der Ansicht waren, die Weisen hätten den Heiland noch in der Höhlengrotte gefunden.

trat ein durch vergoldete Thüren, — und davon hatte sie nichts als Zeitverlust und nicht selten Unruhe des Geistes. Das war nun in Bethlehem freilich Alles anders. Dort harmonirte Jedes mit Beruf und Leben. Auf diesem „kleinen Landsitz Christi“, wie sie es nennt, war Alles ländliche Ruhe und unterbrachen nur die Psalmen das Stillschweigen. Wohin man sich wandte, hörte man nur das Lob Gottes. Traf man einen Ackersmann, so vernahm man, während er die Pflugsterze hielt, aus seinem Munde den Gesang des Allelujah. Der Schnitter erholte sich bei der Arbeit im Schweiße des Angesichts durch Psalmengesang; so ließ auch der Winzer, der mit seinem krummen Messer den Weinstock beschnitt, ein Davidisches Lied den vorübergehenden Wanderer vernehmen. Man kannte dort keine andern Liebeslieder mehr; die Hirten auf ihren Flöten wußten keine anderen Weisen, und wer auf dem Acker sich beschäftigte, fand nur darin die Waffen gegen Ueberdruß und Ungeduld. Das war so ganz nach dem Herzen Paula's, das war ihre Freude, so oft sie aus ihrem Monasterium hervorkam.

Zu ihren größten und innigsten Freuden gehörte aber das erwähnte Studium der heil. Schriften unter Anleitung des Hieronymus. Besonders durch das unablässige Erwägen, Erklären und tiefere Erfassen des neuen Testamentes, welches sie überdies ganz auswendig wußte, gelang es ihrem regen Geiste und ihrer heil. Liebe, der Geschichte der Erlösung von der Verkündigung bis zur Himmelfahrt des Herrn wie ein Augen- und Ohrenzeuge zu folgen. Wohin sie geht und schaut, begleitet und sieht sie daher den Heiland; sie hört Ihn reden, wie Einer, der da Macht hat, wird Zeugin seiner Wunder und stimmt ein in das Gotteslob des wonnetrunkenen Volkes, daß seine Heimsuchung erkennt.

Freude gewährte ihr auch so mancher herzerquickende Besuch. Paula erzählte selbst, daß gerade Diejenigen, welche die Ersten, die Besten auf dem ganzen Erdenkreise seien, das heilige Land besuchten. Man könne die Bischöfe, die Martyrer und die Kirchenlehrer nicht zählen, welche seit der Himmelfahrt des Herrn nach Jerusalem und ins heilige Land gewallfahrtet seien, in der Ueberzeugung, daß ihre Religion, ihre Wissenschaft nicht vollkommen sei und ihre Tugend nicht vollendet, wenn sie Christum nicht an jenen Orten angebetet, von welchen aus zuerst das Evangelium des Kreuzes in die Welt hinausgestrahlt sei. Zu ihrer Zeit hatten diese Wallfahrten außerordentlich zugenommen; und unter den Schaaren der Pilger die Besten der Erde zu sehen, das sei, sagte Paula, mit ein Grund, warum sie zu Bethlehem ihr Zelt aufgeschlagen. Sie sah und verehrte die hervorragendsten Kirchenfürsten und Gelehrten und wurde hinwiederum von ihnen verehrt. Waren diese Besuche geeignet, zu erheben und mit hohem Muthe zu erfüllen, so setzten andere die zartesten Saiten des Herzens in die wohlthuendste Bewegung, z. B. der Besuch der vielgeprüften und vielgeläuterten Fabiola, deren Lebensbild wir noch werden kennen lernen.

Vor Allen pilgerten aber nach Palästina die zu der Zeit in allen christlichen Landen wie Bienenschwärme fast plötzlich auftauchenden Schaaren der Einsiedler. Paula sah in dem Chore der Mönche und Jungfrauen unter den Zierden der Kirche eine durch Schönheit ausgezeichnete Blume, einen der kostbarsten Edelsteine. Wenn nun aber irgend Einer von diesen in Gallien hervorragt, so eilt er, versichert Paula, hierher; wenn ein Britannier, von jenem Insellande, in der Religion voranschreitet, so verläßt er den Westen und sucht diesen Ort auf, den er nur durch

die Fama oder doch blos durch den Bericht der heil. Schrift kennt. Was soll ich erst aufzählen, ruft sie aus, die Armenier, die Perser, die Völker Indiens und Aethiopiens, dann das benachbarte an Einsiedlern selbst so fruchtbare Aegypten, Pontus und Kappadocien, Cölesyrien und Mesopotamien und alle die Schwärme aus dem Orient? Sie Alle strömen hier zusammen und zeigen uns von den verschiedenen Tugenden eine jede in ihrer Vollkommenheit. Da freute sich nun Paula an diesem mannigfaltigen Gotteslob, wenn die Schaaren so zusammentrafen. Klang und Wohllaut der Sprachen war dann sehr verschieden und tönte in vielfacher Dissonanz, aber es war der Ausdruck Einer Religion. So viele Völker, so viele Chöre der Psalmen singenden Mönche fand man dort. Noch erfreuter wurde sie durch den Einblick in das wahrhaft christliche Leben dieser Schaaren. Die erste Tugend unter Christen, die Demuth, war das Ziel ihres Wetteifers untereinander. Sie waren bei ihrem keuschen Wandel frei von aller Anmaßung und Ueberhebung. Der Letzte wurde als der Erste angesehen. In der Kleidung war Niemand wählerisch und wurde auch Niemand bewundert. Es konnte Jeder einhergehen, wie es ihm gefiel: er erfuhr deshalb weder Tadel noch Lob. Auch das Fasten erhob Keinen über den Andern; dem, der sich aushungerte, gab man dafür keine Auszeichnung, und den, der nach Bedürfniß sich sättigte, verdammte deshalb Niemand. Ein Jeder stand oder fiel seinem Herrn. Keiner richtete den Andern, damit er nicht selbst von dem Herrn gerichtet werde. Das Alles gefiel der guten Paula außerordentlich und gereichte ihr Tag um Tag zu großer Freude.

Aber gerade die ungezählten Schaaren der Pilger bewirkten auch nur zu bald, daß der großen Hausmutter

von Bethlehem die Vorrathskammern stets zu früh geleert wurden. Wenn sie, ihrem Gelübde getreu, von ihrem und ihrer Tochter Eustochium Vermögen keinen Heller übrig ließ, so folgte daraus nicht, daß sie nun für jeden armen Wallfahrer, dem die Reisemittel ausgegangen, oder der keine gehabt, so viel thun konnte, als ihrem Herzen es Bedürfniß war; und wenn sie auch Anleihen machte, so waren diese begrenzt, doch ihre Liebe und die Bedürftigkeit immer neuer Pilger waren unbegrenzt. Da erwuchs ihr denn oft Leid, wenn sie helfen wollte und nicht konnte. Im Jahre 397 wurde die Sorge übergroß, so daß Hieronymus an Pammachius schrieb: „Wir haben hier neben unserm Monasterium eine Herberge erbaut, damit, wenn Joseph und Maria kommen, sie nicht etwa keine gastliche Aufnahme finden. Aber nun werden wir von den Haufen der Einsiedler aus allen Welttheilen förmlich überfluthet, so daß wir das Werk, welches wir begonnen, nicht aufgeben, aber auch Lasten, die über unsere Kräfte gehen, nicht tragen können. Daher trifft uns fast jener Vorwurf des Evangeliums, daß wir ohne vorhergehende Berechnung der Kosten angefangen haben einen Thurm zu bauen, den wir nun zu vollenden nicht im Stande sind." Dieser Kummer traf Paula mit, denn sie hatte ja das ganze Unternehmen mit ihrem Vermögen getrieben, sie hatte das Monasterium des heil. Hieronymus sammt der Pilgerherberge erbaut und auch Unterhalt gewährt, so lange sie Geld erschwingen konnte, und dieser meint auch, wenn er „wir" sagt, Paula und Eustochium und sich selbst. Die Drei sind ja wie Ein Herz und Eine Seele. Diesmal, wo Paula rathlos war, schaffte der heil. Hieronymus Rath. Er schickte nämlich seinen Bruder Paulinian in seine Heimath (nach Dalmatien-Pannonien), damit er dort ihre halbzerstörten Land-

gütchen, soweit sie den plündernden Händen der einfallenden Barbaren entgangen und ihnen reservirt waren, und überhaupt das ganze Vermögen ihrer verstorbenen Eltern verkaufe und das Geld nach Bethlehem bringe, und sie von dem angefangenen Dienste der Heiligen nicht abzulassen brauchten und Verleumdern und Eifersüchtigen nicht Gelegenheit zu spöttischem Lachen gäben.

Im Jahre 395, in welchem Paula durch Paulina's Tod schwer betroffen wurde, hatte sie noch ein anderes Leid, einen großen Schrecken und viele Sorge und Störung. Sie hatten eben die große Freude des Besuchs der Fabiola, ja Aussicht, sie bei sich zu behalten, als der Einfall der Hunnen in Syrien ganz Palästina, welches damals von Truppen entblößt war, mit Angst und Entsetzen erfüllte. Fabiola floh zurück nach Rom. Paula aber und Hieronymus eilten mit der ganzen Schaar der Jungfrauen ans Meer und ließen die Schiffe zur Abfahrt bereit machen, damit sie jeden Augenblick in die See stechen könnten. Hier harrten sie nun, bis die Gefahr vorüber sein werde. Es traf sich auch noch gerade, daß anhaltende Stürme tobten und die Fahrt zur See ängstlich machten; allein dies hätte sie nicht abgehalten, da sie lieber den empörten Elementen der Natur als jenen Barbaren sich anvertrauen wollten. Sie kamen mit dem Schrecken davon; die Hunnen verschwanden wieder, und sie kehrten, Gott dankend und gewiß unter Thränen der Freude, zurück in ihre Monasterien, wo die tiefeingewurzelte Liebe zu der heiligen Stätte sie fesselte.

Sie wurde auch beunruhigt durch origenistische Irrlehrer. Einer nahte ihr einst mit sophistischen Fragen und Schlüssen um die Präexistenz der Menschen-Geister ihr darzuthun. „Was hat das Kind gesündigt, daß der böse Dämon sich seiner bemächtigt? In welchem Alter

werden wir auferstehen? In demjenigen, in welchem wir sterben? Dann werden nach der Auferstehung noch Ammen nöthig sein, nämlich für diejenigen, welche als Säuglinge sterben. Im andern Falle giebt es keine Auferstehung der Todten, sondern eine Verwandlung in Andere. Ferner: wird die Verschiedenheit des männlichen und weiblichen Geschlechtes fortbestehen, oder nicht? Wird sie fortbestehen, dann auch die Ehe; wenn aber nicht, so werden auch nicht dieselben Leiber auferstehen. Mit solchen und ähnlichen Fragen und Schlüssen suchte er Paula zu verwirren. Sie aber berichtete es dem heil. Hieronymus, welcher Jenen aufsuchte, zur Disputation in Gegenwart Paula's nöthigte und ihn verstummen machte.

Ich kenne einen Ohrenbläser (welche Menschenart das größte Verderben und Unheil anrichtet), so erzählt Hieronymus, der ihr einst, wie aus Wohlwollen die Mittheilung machte, daß Einige wegen ihres übergroßen Tugendeifers sie für verrückt hielten und behaupteten, ihr Gehirn müsse in ärztliche Pflege genommen werden. Auf diese kränkende Aeußerung erwiderte sie: „Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und den Menschen;" „Wir sind Thoren geworden um Christi willen, aber die Thorheit Gottes ist weiser als die Menschen." Dann tröstete sie sich damit, daß es dem Herrn nicht besser ergangen, und mit seinen Worten, die Er zu den Aposteln gesprochen: „Darum hasset die Welt euch, weil ihr nicht von der Welt seid; denn wäret ihr von der Welt, so würde die Welt euch als das Ihrige ja lieben." In der heil. Schrift, die sie auswendig wußte, hatte sie stets ihre Waffenrüstung angezogen, und Niemand fand sie ungerüstet. Gegen alle Unbilden aber, und besonders gegen den in blinder Leidenschaft sie verfolgenden Neid, bewährte sie eine unüberwind-

liche Geduld, durch welche sie die Wuth auch des Rasenden zu bezwingen die Macht hatte.

Einer aber verfolgte sie ohne zu ermüden. „Immer", sagt Hieronymus, „folgt den Tugenden der Neid und den hohen Bergen der Blitzstrahl. Unser Herr ist durch die Eifersucht der Pharisäer gekreuzigt worden, und alle Heiligen haben Neider gehabt, ja, im Paradiese gab es eine Schlange, durch deren Neid der Tod in die Welt gekommen ist. Es ließ Gott auch der Paula, wie dem Könige Salomo einen Edomiter Hadad, einen Widersacher aufstehen, der ihr Schläge gab, damit sie sich nicht überhebe." Es war ein Mensch, blaß und gelb vor Neid, den der Haß gegen sie rasend machte. „Er war ihr wie ein immer wiederkehrender Stachel der Versuchung, damit die Größe ihrer Tugenden oder die Fehler, welche den Frauen gewöhnlich eigen sind, sie nicht verleiteten, höher von sich zu denken, als sich geziemte, und zu glauben, sie sei erhaben über alles Menschliche hingestellt." Aber er machte es so arg, daß der heil. Hieronymus sogar, um der Qual ein Ende zu machen, selbst entweder auf Bethlehem oder auf Paula zu verzichten sich entschloß. Er rieth ihr, sie solle der Scheelsucht des Wahnwitzigen weichen und der Raserei Raum geben, sich auszutoben. Es sei ja auch Jacob vor seinem Bruder Esau, und David vor seinem hartnäckigen Feinde Saul geflohen. Aber sie erwiderte: „Du hättest Recht, wenn der Versucher gegen die Diener und Dienerinnen Gottes nicht überall kämpfte, wenn er nicht an alle Orte, wohin ich fliehen wollte, mir schon vorauseilte; Du hättest Recht, wenn ich nicht von der Liebe zu dem heiligen Lande gefesselt würde, wenn ich mein Bethlehem in einem andern Erdtheile finden könnte. Warum soll ich nicht den Neid durch Geduld besiegen? Warum soll ich nicht durch Demuth

den Stolz brechen und dem, der mir eine Wange schlägt die andere darbieten, nach dem Rathe des Apostels: Ueberwindet das Böse durch das Gute?" Und dann wies sie hin auf das Beispiel des Herrn und der Apostel. Wenn aber jener Widersacher ihr nahte und unverschämt mit Schimpfreden sie verfolgte, sang sie die Psalmesworte: „Ich bin wie ein Tauber und höre nicht, wie ein Stummer, der seinen Mund nicht aufthut." Und nie erwiderte sie jenem Menschen ein hartes Wort.

---

## IX.

## Paula's Heimgang.

Der Neid bewies nur, daß Paula beneidenswerth war. Sie hatte es verschmäht, in Rom geehrt zu sein; dafür wurde sie noch zu ihren Lebzeiten gefeiert von der ganzen Christenheit. Denn da die hervorragendsten Christen aus allen Landen nach Palästina wallfahrteten, so nahmen sie den Ruf von ihren Tugenden auch mit in alle Lande. Nicht blos das römische Reich kenne sie, sagt Hieronymus, sondern auch das Barbarenland. „Denn von welcher Nation kommen nicht Menschen zu den heiligen Orten? Wer aber findet an den heiligen Orten unter Menschen Bewunderungswürdigeres als Paula? Wie unter vielen Edelsteinen glänzt sie als der kostbarste Edelstein, und wie das Leuchten der Sonne die kleinen Sternenlichter verhüllt und unsichtbar macht, so hat sie die Tugenden und Kräfte aller Uebrigen durch ihre herrliche Demuth übertroffen. Sie ist die Kleinste unter Allen geworden, um größer als Alle zu sein; je mehr sie sich erniedrigte, desto mehr wurde sie

von Christo erhoben. Sie war verborgen und doch nicht verborgen. Indem sie den Ruhm floh, erwarb sie sich Ruhm, denn dieser folgt der Tugend wie dem, welcher der Sonne entgegengeht, der Schatten; die ihn ergreifen wollen, denen weicht er aus; die ihn verachten, denen folgt er begierig." Von Paula's Lob ist der ganze Erdkreis voll, sagt Hieronymus. Die Bischöfe bewundern sie.

Die Allgemeinheit und Größe der Verehrung, welche ihr zu Theil wurde, zeigte sich auch bei ihrem Tode. Es ist ergreifend und rührend, wie Hieronymus sich anschickt, davon zu erzählen. „Was thust du, meine Seele? Warum fürchtest du dich, zu Paula's Tode zu kommen? Ach, zu lang wird mein Buch, indem ich es vermeide, zum Schlusse zu kommen, als würde jetzt noch ihr Hinscheiden aufgeschoben, wenn ich nicht davon redete und vielmehr mit ihrem Lobe mich beschäftigte. Bis hieher sind wir mit günstigem Winde gefahren, und leichthin gleitend durchfurchte der Kiel des Schiffes die Meeresfluth: nun geräth die Erzählung in die Klippen, wie Berge schwellen die Wogen und der Schiffbruch droht uns, so daß wir rufen müssen: Herr, rette uns, wir gehen zu Grunde! Steh' auf, o Herr, warum schläfst Du?" Er kann es sich nicht denken, daß Jemand mit trockenen Augen von Paula's Tode zu erzählen im Stande sei. Es verhielt sich aber mit ihrem Heimgang also. Im Jahre 404 fiel Paula in eine schwere Krankheit, dessen Ausgang bald unzweifelhaft schien. Es war, sagt Hieronymus, was sie wünschte, nämlich die Vorbereitung, uns zu verlassen, um desto vollkommener mit dem Herrn vereinigt zu werden. Während dieser Krankheit sahen alle mit Staunen auf die Aeußerungen der kindlichen Liebe Eustochiums; man wußte wohl, wie innig sie die Mutter liebte, aber dennoch wunderte

man sich. Es hatte nie in Paula's Kreise zum Kapitel der Abtödtung gehört, die zartesten Bande, welche Gott selbst geschlungen, zu zerreißen, weil sie wohlthuen, ebensowenig wie man sich zu Tode hungern ließ, weil nach Gottes weiser Anordnung auch die schlechteste Speise, im Hunger genossen, Wohlgeschmack erzeugt. Die kindliche Liebe der Tochter hatte Paula nicht gestört, sondern gehegt, überzeugt, daß, wenn Verwandte gemeinsam dem Herrn dienen und friedlich bei einander wohnen, dies lieblich sei und ein Wohlgefallen Gottes. Als nun die Mutter scheiden wollte, wenn auch nur dem Angesichte nach, da wurde Eustochium sehr betrübt. Sie saß ohne Unterlaß an ihrem Krankenlager, wehrte mit einem Fächer die Insekten ab oder wehte in der Hitze der kranken Mutter Kühlung zu, hielt ihr das Haupt, rückte ihr das kleine Kopfkissen zurecht, rieb ihr die Füße, erwärmte mit der Hand ihr den Magen, ordnete ihr die weichen Decken und Matratzen, machte ihr das kleine Vortuch um, wenn sie essen oder trinken sollte, und wenn auch eine ganze Schaar dienender Jungfrauen zu allen Diensten emsig bereit war, so kam sie doch Allen in Jedem zuvor, und wenn eine andere etwas gethan hätte, würde sie es für eine Schmälerung ihres Verdienstes angesehen haben. Zuweilen aber mußte sie doch das Krankenbett verlassen, weil sie Leid und Thränen nicht mehr tragen und halten konnte. Dann lief sie in die Kirche bis in die heil. Grotte, und dort weinte, seufzte und flehte sie, der Herr möge sie einer solchen Zeltgemeinschaft, des süßen Zusammenlebens mit der Mutter nicht berauben; sollte diese sterben, so möge Er sie mitsterben lassen, damit sie auf derselben Bahre ins Grab getragen würden.

Unterdessen war Johannes, der Bischof von Jerusalem,

von dem bevorstehenden Tode Paula's benachrichtigt worden; auch zu den übrigen Bischöfen Palästina's und zu den zahlreichen Einsiedlern war die Kunde gelangt. Da eilten sie Alle herbei; bald umstand nebst Hieronymus und Eustochium ein Kranz von Bischöfen das Sterbelager; die Chöre der Jungfrauen und Mönche erfüllten das ganze Monasterium, das die Schaaren nicht faßte, und draußen harrte eine zahllose Menge, worunter auch Priester, Diaconen und Cleriker der verschiedenen Grade waren. Paula aber, beim klarsten Selbstbewußtsein und nie sich täuschend über sich selbst, erkannte auch jetzt, daß ihre Stunde da sei. Hände und Füße fingen an zu erkalten und abzusterben, der ganze Leib verlor allmählich die Wärme, aber in ihrer heil. Brust flammte gleich hell, wie in gesunden Tagen, die Gluth des Geistes; und wie wenn sie zu den Ihrigen in die Heimath zöge und nur die Fremde nach langer Sehnsucht verlasse, so flüsterte sie jene Psalmesworte: „Herr, ich liebe die Zierde Deines Hauses und den Ort, wo Deine Herrlichkeit wohnt! Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr der Heerschaaren! Es sehnt sich und es schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn. Lieber will ich stehen an der Schwelle des Hauses meines Gottes, als in den Zelten der Sünder wohnen!" Ueber eine Weile fragte Hieronymus sie, ob sie Schmerzen habe, aber sie antwortete ihm nicht; als er eindringlicher und lauter fragte, warum sie darauf schweige, begann sie ihre Antwort in griechischer Sprache mit einem Verse des Dichters Aelian: „Nichts macht mir Beschwerden, ich schaue Alles in Ruhe und Frieden." Darnach verstummte sie für diese Welt, deren Vergänglichkeit sie auch nicht mehr sehen wollte; denn sie schloß die Augen und wiederholte nur, dem Himmel zugewandt, jene Verse aus den Psalmen

bis zum letzten Athemzuge, aber immer leiser und leiser, daß man sie kaum noch vernehmen konnte, schon wie Worte aus der andern Welt. Dann hielt sie den Finger an den Mund und drückte das Kreuzzeichen auf ihre Lippen, ihren Leib besiegelnd für die Auferstehung. Der Athem hatte stille gestanden; nun holte sie tief auf, und ihre Seele, sich loszuringen strebend, wandte noch den letzten Laut, womit das Leben der Sterblichen schließt, zum Gotteslob. Sie hörte den Bräutigam rufen: „Steh' auf, komm mit, meine Freundin, meine Schöne, meine Taube; denn siehe, der Winter ist vorüber und weggezogen, die Regenzeit ist vorbei!" Und schnell und fröhlich sprach sie: „Die Blumen erblickt man am Boden, es nahet die Zeit des Gesanges." Und mit den Worten: „Ich glaube die Güter des Herrn zu schauen im Lande der Lebendigen", war sie entschwebt ins ewige Leben.

Die Kunde von ihrem Heimgange flog durch das Monasterium und hinaus unter die Schaaren. Und siehe, sofort hörte man die mannigfaltigen Chöre in verschiedenen Sprachen Psalmengesang erheben. Und nun begann ein herrlicher Zug. Mehrere der anwesenden Bischöfe legten den Leib der heiligen Frau auf eine Bahre, hoben die Bahre auf ihre Schultern, und indem andere Bischöfe mit Lichtern und Fackeln voran schritten, andere die Chöre der Sänger führten, trugen sie dieselbe in die Kirche der Grotte des Erlösers und stellten sie dort hin. Da strömten schaarenweise die Bewohner aller Städte Palästina's herbei, ihre Verehrung zu bezeugen; kein Einsiedler der Wüste lebte so verborgen, daß ihn seine Zelle hätte halten können; keine Jungfrau war so in ihr jungfräuliches Gemach zurückgezogen, daß sie nicht herbeigeeilt wäre; ein Jeder hielt es für eine Sünde, einer solchen Frau nicht die letzte Hul-

digung darzubringen. Wie es bei dem Tode der Dorcas, die Petrus auferweckte, geschehen war, so kamen auch hier Wittwen und Arme, welche die Kleider zeigten, die sie von Paula empfangen hatten. Die ganze Masse der Dürftigen rief weinend, sie habe ihre Mutter, ihre Ernährerin verloren. Die Psalmen hörte man unablässig singen in griechischer, lateinischer und syrischer Sprache, und zwar nicht blos drei Tage lang, bis die Beisetzung unter der Kirche neben der Grotte des Herrn erfolgte, sondern eine ganze Woche hindurch, indem Alle, die aus der Ferne gekommen waren, den Trauerfall als den ihrigen ansahen, und die üblichen Gesänge anstimmten und zu Ende führten. Und es war wunderbar, wie keine Todesblässe das Angesicht entstellte, sondern so sehr prägte sich in den Zügen Würde und feierlicher Ernst aus, daß man hätte glauben sollen, sie sei nicht todt, sondern sie schlummere. Die verehrungswürdige Eustochium, ihre jungfräuliche Tochter, gleichsam plötzlich ihrer Mutter entwöhnt, konnte von der theuren Hülle der Seligen nicht abgezogen werden: sie küßte immer wieder ihre Augen und hing an ihrem Antlitze; ja sie umfaßte den ganzen Leib und wollte mit der Mutter begraben werden.

Die feierliche Beisetzung erfolgte drei Tage nach ihrem Tode neben der Grotte der Geburt des Herrn.

Nicht lange darnach, noch im ersten aufgeregten Schmerze, schrieb Hieronymus ihr ein Epitaphium, einen Nekrolog, der ein wahres Ehrendenkmal ist. Er beginnt in überschwenglichen Worten: „Wenn alle meine Glieder sich in Zungen wandelten und aus allen meinen Gelenken die menschliche Stimme ertönte, so würde ich doch ein würdiges Lob der Tugenden der heiligen und ehrwürdigen Paula nicht auszusprechen vermögen ....... Wir trauern

nicht, daß wir eine so hohe Frau verloren haben, sondern wir sagen Gott Dank, daß wir sie gehabt haben, vielmehr noch haben; denn Alles lebt Gott, und was zum Herrn zurückkehrt, das rechnen wir zur Familie." Dann ruft er Jesum und seine Heiligen zu Zeugen an, und den Schutzengel, welcher der Hüter und Gefährte der wunderbaren Frau durch's ganze Leben gewesen, daß er nichts aus Vorliebe und Gunst, nichts nach Art der Schmeichler von ihr sagen werde; sondern, was er immer mitzutheilen im Begriffe stehe, das sei nur ein geschichtliches Zeugniß und bleibe immer hinter der Wirklichkeit und hinter Paula's wahren Verdiensten zurück. Darnach erzählt er Alles, was wir nun schon kennen. Am Schlusse wendet er sich an Paula, die er nun im Himmel sucht mit seinem Geiste: „Leb' wohl, Paula, und unterstütze Deinen Verehrer in dem Reste seines Greisenalters durch Deine Fürbitten! Dein Glaube und Deine Werke vereinigen Dich mit Christo; vor seinem Angesichte gegenwärtig, wirst Du leichter, um was Du bittest, erlangen. Ich aber habe Dir ein Monument gesetzt, welches dauerhafter ist als das Erz, welches kein Alter wird zerstören können. Deiner Ruhestätte habe ich eine Inschrift eingegraben, welche ich diesem Schriftchen hinzufüge, damit, wohin meine Rede gelangt, der Leser erkenne, daß Dein Ruhm verkündet worden und daß Deine Ruhestätte ein Bethlehem sei." Diese Grabinschrift ist sehr einfach, rühmt ihren Geburtsadel, ihre freiwillige Armuth im Christi willen und ihre Uebersiedelung in die Gefilde Bethlehems. Eine zweite Inschrift, auf der Fronte der heil. Grotte selbst, ist geistvoller:

„Schaust Du das enge, in felsige Wand gehauene Grabmal?
Paula's Herberge ist's, die im himmlischen Reiche mitherrschet.
Rom und Verwandte und Bruder und Vaterland, Reichthum und Kinder,

Alles verließ sie, die Hohe: nun ruht sie in Bethlehems Grotte;
Hier, o Christus, mein Herr! wo die Krippe Dir diente zur Wiege,
Könige sinnreich Dir Gaben, dem Kinde, dem Gotte geweihet."

Auf Eustochium blickte Hieronymus am Schlusse seines Nekrologs ebenfalls, mit Staunen und Besorgniß die reiche Erbin betrachtend, die statt des väterlichen und mütterlichen Vermögens Schulden geerbt und — eine unabsehbare Schaar von Brüdern und Schwestern, die zu erhalten fast unmöglich erschien, aber zu entlassen, lieblos. Aber er tröstete sie. „Sei unbesorgt, Eustochium, Du bist durch eine große Erbschaft reich geworden: Dein Erbtheil ist der Herr; und damit Du um so mehr Dich freuest, so wisse, daß Deine Mutter nach einem langen Martyrium nun gekrönt ist." Eustochium erhob sich in der Kraft Gottes und übernahm die Leitung der Jungfrauenschaar zu Bethlehem in dem Geiste ihrer Mutter und unter beständiger Sehnsucht nach ihr.

Hieronymus aber legte die Feder nieder und schwieg lange, trauernd über den Hingang der heiligen und ehrwürdigen Paula, durch welche so viel Trost und Erquikkung von der Erde gewichen war.

---

# Fabiola,

## die Einsiedlerin unter Kranken und Fremden.

---

## I.

### Adel der Geburt ohne Glück. — Bekehrung.

Fabiola durfte unter den Ersten zu Rom auf ihren Adel stolz sein. Ihre Ahnen liebten ebenso Kunst und Wissenschaft, wie das Forum und das Schlachtfeld. Maler, Philosophen, Historiker, Juristen, Consuln und Feldherren, Retter des Vaterlandes waren unter ihnen. Wer wüßte nicht zu rühmen den von Dichtern verherrlichten P. Fabius Maximus, den weise Zögernden, der dem Hannibal furchtbar wurde, fünfmal Consul war und für die Besonnenheit in der Gefahr sprüchwörtlich geworden ist? Die Familie der Fabier war auch in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, zu welcher Zeit Fabiola lebte, noch sehr angesehen und vornehm, und ihre sociale Stellung war von Gewicht wegen ihres unermeßlichen Reichthums. Als Erbin des Glanzes und der Schätze trat die kluge, feine Fabiola in die Welt ein.

Schon ihre Verhältnisse brachten es mit sich, daß sie, kaum dem Kindesalter und noch nicht dem Kindessinn entwachsen, Braut und Hausfrau wurde. Sie hatte natürlich einen hochadeligen und ebenfalls reichen Mann geheirathet, der ihr auch vor der Hochzeit alles Schöne mag vorgeredet und ihr künftiges Glück in strahlender Pracht

geschildert haben. Aber wie entsetzlich wurde sie aus ihrem seligen Jugendtraum nur zu bald aufgestört! Ihr Mann war ein Wüstling schlimmster Art. Er mochte seine weiße, purpurgestreifte Tunica recht schön getragen und den ringsum mit Purpur geschmückten Umwurf oder Mantel geschmackvoll geworfen und gehalten, auch in seidenen Gewändern sich vornehm und fein ausgenommen haben: allein unter der Pracht hatte das Elend gelauert. Dies brach nun hervor.

Fabiola war Christin, aber wie so viele vom hohen römischen Adel, nicht sehr unterrichtet; doch ihre angeborene jungfräuliche Scham flammte auf an der Seite dieses Mannes. Derselbe war so lasterhaft, daß auch ein gemeines, niedriges Weib ihn auf die Dauer nicht hätte ertragen können. Auch wurden seine unnatürlichen Sünden und Frevel notorisch, so daß das ganze Stadtviertel, in dem sie wohnten, offen davon redete. Nur Fabiola sprach kein Wort davon; aber sie machte von den ihr günstigen Bestimmungen des römischen Eherechts Gebrauch, trug auf Ehescheidung an und setzte dieselbe durch. Die bürgerliche Scheidung und Trennung wurde erkannt, rechtskräftig und ausgeführt. Sie ließ die Thatsachen reden, enthielt sich jedoch der Aeußerungen über ihren früheren Mann in edler Schamhaftigkeit.

Sie war um ihr Eheglück betrogen. Doch war sie noch sehr jung und empfänglich für Genuß, und an neuen Bewerbern konnte es ihr nicht fehlen. Sie heirathete wieder und diesmal glücklicher. Wer hatte ihr denn auch gesagt, daß die kaiserlichen Ehegesetze von denen des Evangeliums abwichen? Wo hatte sie gelernt, daß Papinian anders über die Wiederverheirathung der Geschiedenen bestimme als Paulus? Sie wußte nicht, ein wie großes

Geheimniß die Ehe sei in Christo und in der Kirche, kannte nicht das Gesetz der Unauflöslichkeit der Ehe, welches nur im Tode des einen Gatten in seiner Kraft erlischt. Und so geschah ihre zweite Heirath nach bestem Wissen und Gewissen. —

Das Glück der zweiten Ehe ging auch vorüber; es starb ihr zweiter Mann. Ob sie noch während der Verbindung mit diesem, oder gleich nach seinem Tode über ihren traurigen Irrthum aufgeklärt worden ist, erfährt man nicht. Das aber steht fest, daß sie plötzlich sehr ernst in sich ging, und von den gewöhnlichen vornehmen römischen Wittwen sich alsbald auffallend unterschied. Diese nämlich pflegten nach damaliger Sitte oft genug ihre Freude darüber zur Schau zu tragen, daß sie von dem Joche einer Art Sklaverei unter der Willkür ihrer Männer befreit worden seien. Dann benahmen sie sich freier, als es christliche Zucht erlaubte, gingen häufig zu den Bädern, schwärmten auf den Straßen, ließen ihre begehrenden Blicke umherschweifen und machten so von sich reden.

Auffallend war es auch, was Fabiola, auf die ohnehin alle Blicke gerichtet waren, that. Sie warf die Kleiderpracht von sich, zog eine härene Tunica an, löste ihre Haare auf, bedeckte Angesicht, Nacken und Hände mit Staub, und in diesem Aufzuge stellte sie sich unerwartet in der Lateranensischen Kirche[1]), als der Papst eben in An=

[1]) Diese Basilika war zur Zeit des Kaisers Nero Eigenthum des Plautius Lateranus, welcher in einer Verschwörung gegen den Kaiser verrathen und hingerichtet wurde. Sein Palast auf dem Mons Cölius wurde später eine Zeit lang vom Kaiser Constantin bewohnt, der denselben dann dem Papste Silvester schenkte. Silvester wandelte denselben in eine Kirche um, welche den Namen **Basilica Laterani** beibehielt. Ueber den Plautius Lateranus vergl. **Tacit. Ann. XV, 60.**

wesenheit des ganzen Clerus Gottesdienst hielt, in die Reihe der Büßenden. Die ganze Stadt gerieth in Erstaunen über die That der vornehmen und für die Freuden der Welt so empfänglichen Frau, welcher ein ungeheuerer Reichthum zu Gebote stand. Als der Papst, die Presbyter und das gläubige Volk sie so dastehen sahen, fingen Alle an mit ihr zu weinen, daß es jedes Herz erweichen mußte. Es war am Osterfeste.

Harte Sittenrichter, vielleicht solche, die in ihrem Leben, weil es an heftiger Versuchung und Gelegenheit gefehlt, keine schwere äußere Thatsünde begangen hatten, blieben hart und unversöhnlich wegen ihrer zweiten Ehe. Aber Hieronymus fragte kühn, welche Sünden solches Weinen nicht getilgt haben sollte? Petrus habe seine dreimalige Verleugnung des Herrn durch dreimaliges Bekenntniß wieder gut gemacht, dem Aaron sei Sacrilegium und Nachgeben im Götzendienst durch die Fürbitte seines Bruders verziehen worden; David habe den Mord eines heiligen und sanftmüthigen Mannes und Ehebruch dazu durch siebentägiges Fasten gesühnt. Selbst ein Achab habe Gnade gefunden und das Auge Gottes auf seine Buße gelenkt; Manasse habe Verzeihung und Reich wieder erlangt, das büßende Ninive Versöhnung gefunden und Rechtfertigung der Zöllner im Evangelium. Und mit Zuversicht betheuerte er, Fabiola habe sich auf Erden des Herrn nicht geschämt, den sie in so offener Bußübung als ihren Gesetzgeber und König bekannt, — Er werde sich auch ihrer nicht schämen in dem Himmel.

Der Papst dachte milde wie Hieronymus, oder vielmehr beide dachten barmherzig wie der himmlische Vater. Fabiola büßte, wie wenn zwischen ihr und einer Ehebrecherin gar kein Unterschied wäre. Sie zeigte ihre Wunde offen

allem Volke; das christliche Rom erblickte dieselbe, und weinte mit ihr. Geöffnet war ihr Herz, entblößt ihr Haupt, aber geschlossen ihr Mund. Sie wagte nicht in die Kirche des Herrn einzutreten, sondern sie blieb außerhalb mit Maria, der Schwester des Moses, und harrte, bis der Hohepriester sie wieder aufnehme unter die Heerschaar der Kinder Gottes. Sie stieg herab von dem Throne irdischer Wonnen, löste ab ihr goldenes Bindschuhwerk und ging hindurch durch die Fluth der Thränen. Das Antlitz, mit welchem sie dem zweiten Manne gefallen hatte, neigte sie im Reueschmerz, den Schmuck der Edelsteine verabscheute sie, die kostbare Leinwand konnte sie nicht mehr ansehen, vor allem Putze floh sie.

Wie sie öffentlich Buße gethan und Alle zu Thränen gerührt hatte, so nahm auch der Papst unter den Augen der ganzen römischen Gemeinde sie auf in die gnadenvolle Gemeinschaft. Dies milderte den Schmerz, änderte aber nicht den Ernst des Lebens. Sie hatte in der Welt einmal Schiffbruch gelitten, und wollte ihrer glatten Fläche sich nicht mehr anvertrauen. Es war ein guter Lebenstag für sie angebrochen; sie vergaß darüber der bösen Tage nicht, vielmehr suchte sie den durch sie angerichteten Schaden fortwährend zu ersetzen. Sie war wie eine öffentliche Sünderin gesehen worden; Gott wollte die Gedemüthigte, die sich so rückhaltslos selbst erniedrigt hatte, erhöhen, daß sie als eine öffentliche Wohlthäterin geehrt werde von der ganzen Christenheit. —

# II.

## Das Krankenhaus.

Der Reichthum der Fabier war unermeßlich, und so war auch das Vermögen der Fabiola entsprechend und zu einem fürstlichen Aufwande wohl genügend. Kinder hatte Gott ihr nicht geschenkt, wenigstens lebte ihr kein solcher Erbe, da sie Wittwe wurde. Mit der gewöhnlichen Verschwendung der Reichen für Luxus, Gastmähler und besondere Vergnügungen hätte sie ihre Mittel nicht erschöpfen können. Und nun hatte sie bei ihrer Bekehrung dieser Art von Verschwendung auch ganz und gar entsagt. Ueberhaupt war ihre Stellung zu dem Reichthum dadurch eine ganz andere geworden. Sie war nun eine Bettlerin am Throne Gottes und zeigte sich auch der Welt in Bettlertracht. Aber dabei war sie doch Besitzerin der großen socialen Mittel geblieben, ihren Adel hatte sie nicht verloren, sie war nur noch lebendig eingegliedert worden in jenes „königliche und priesterliche Geschlecht“, dessen Ursprung göttlich und dessen Dauer ewig ist. Und dieser neue Rang mußte den fürstlichen Gebrauch bestimmen, den sie nun von ihren großen Schätzen machen sollte. Der Reichthum ist eine Macht, Viele zu blenden, zu verlocken, zu quälen, zu schrecken und ins Unglück zu stürzen; aber auch eine Macht, zu erheitern, zu leiten, zu erquicken, zu beruhigen und zu beglücken, und nur diese Macht ist er in der Hand des wahren Christen. Es kann eines Königs Majestät sich zeigen in der Pracht des Reichsten unter den Reichen und in den Schrecken des Gewaltigsten unter den Gewaltigen; aber auch in der Milde des Gabenspendenden, des lieben-

den, allvermögenden Vaters der Hilfsbedürftigen, und nur die letztere Art der Erscheinung ist die des „königlichen und priesterlichen Geschlechts“ der Christen. Es läßt sich also wohl ahnen, welchen Gebrauch Fabiola von ihren Reichthümern gemacht habe.

Noch eine andere Erwägung lehrt uns ihre nächste Aufgabe begreifen. Die allgemeine Wohlthätigkeit ist wesentlich christlichen Ursprungs. Wer „die Gemeinschaft der Menschen entspringen und erwachsen“ läßt aus einem „sympathischen Zuge“, und behauptet, dieser sei „von vornherein in seinem Wesen lediglich psychischer Natur, werde zuerst die Grundlage und dann das höchste Princip der Ethik“,[1] der wird die Erklärung, warum die vieltausendjährige Geschichte des Heidenthums mit den mannigfaltigsten Culturperioden und Zuständen die allgemein menschlichen Wohlthätigkeits-Anstalten nicht aufweise, ewig schuldig bleiben. Daß die allgemeine Wohlthätigkeit in der christlichen Gesellschaft eine „erstaunliche Bedeutung“, selbst „rein äußerlich betrachtet“, erlangt hat, dies ist nicht im ursprünglich lediglich psychischen sympathischen Zuge begründet. Nicht dieser erzeugt die Gemeinschaft der Menschen, — es sei denn, daß hiermit blos die äußere Anerkenntniß und das factische Hervortreten der Gemeinschaft im Leben gemeint sei, was eine einseitige Richtigkeit haben könnte, — sondern die Gemeinschaft jenen. Die Sache verhält sich so. Die Gemeinschaft ist eine uranfänglich in dem Wesen des Menschengeschlechtes, das eben ein einheitliches ist, gegebene. Es ist eine einzige große Familie, in der Zwiespalt Bruderkrieg ist, und Ueberhebung und Unterdrückung Widerspruch gegen den göttlichen

---

[1]) Dr. Albert Jansen, „Die Idee des Fortschritts“, S. 86.

Gedanken, der in der Menschheit verwirklicht werden soll. Durch die wunderbare Verbindung von Geist und Natur im Menschen ist aber neben der Einheit des Geschlechts eine persönliche Selbständigkeit der Einzelnen gegenüber einander und dem Ganzen denkbar und von Gott gewollt und zu Grunde gelegt. Hier leuchtet uns die Idee der persönlichen Würde auf. Jeder Mensch hat eine persönliche Würde, in der er unverletzlich, heilig in dem Sinne der römischen Rechtssprache ist, sowohl dem Geschlechte, wie dem Einzelnen gegenüber. Sie besteht in seiner Gottebenbildlichkeit dem Geiste nach und wird erhöht durch gnadenvolle Verähnlichung und durch die Bestimmung, mit Gott im Himmel zu herrschen. Dadurch wird jeder Mensch ein Kleinod Gottes, seines eigentlichsten Königs und Herrn. Und wie werthvoll diese Kleinodien Gott seien, das heißt, wie lieb seinem Herzen, das hat die weltgeschichtliche, Himmel und Erde bewegende That der Erlösung sattsam kund gethan. Der sympathische Zug hat seine Wurzel in der objectiven Einheit des Menschengeschlechts; aber er kommt weder zur allgemeinen Wirksamkeit, noch wird er veredelt zu einer ethischen Kraft ohne die Erkenntniß dieser Einheit und andererseits der persönlichen Würde. Weil die Heiden ihren Fabeln von den Autochthonen nachhingen und von der Einen großen Familie der Menschen keine Erkenntniß hatten, war das Wort Fremdling so hart bei ihnen, drang es so schneidend und trennend durch die Herzen; und weil sie keine Ahnung von der persönlichen Würde eines Menschen hatten, war wohl das Institut der Sklaven bei ihnen im umfassendsten Maße und regelten Gesetze das Umbringen kleiner Kinder, konnten aber gastfreie Fremdenherbergen, Krankenhäuser, Armen-, Waisen- und Findelhäuser bei ihnen nicht entstehen, jedenfalls nicht gedeihen. Die

griechischen Xenodochien und die römischen Hospitalien hatten mit der Uebung der christlichen Gastfreundschaft nichts gemein. Die Krankenhäuser bei den Heiden, die mit den Tempeln des Aesculap in Verbindung stehenden, welche die einzigen waren, darf man nicht als Anstalten der Liebe und der Wohlthätigkeit betrachten; sie waren Kliniken für die Priester des Aesculap, in welchen diese gegen Weihegeschenke ihre Heilungen versuchten. Auch die Klinik auf der Insel Rhene für Mütter aus Delos hatte nur eine religiöse Beziehung ohne sociale Bedeutung. Die Thaten der christlichen Nächstenliebe, für die nicht nur der Unterschied zwischen Jude und Samaritan, sondern auch zwischen Jude, Grieche, Römer und Barbar wegfällt, haben, wie gesagt, ihre Motive in der Erkenntniß der Einheit des Menschengeschlechts und der persönlichen Würde des Einzelnen, und ihre besondere Weihe und Heiligung in der Erlöserliebe. Des Menschensohnes große Opferthat für Alle, des schuldlosen Dulders Uebernahme unserer Krankheiten und Wunden, die Hingabe seines Lebens um uns das Leben zu gewinnen, ist das Vorbild aller Liebesthat, und die Beziehung auf dieses Vorbild die göttliche Besiegelung eines jeden Liebeswerkes.

Seitdem ist „eine der ersten Grundbedingungen eines gedeihlichen bürgerlichen und staatlichen Lebens die christliche Charitas“.[1]) Mit dem Beginn der Kirche wurde die gegenseitige Hilfeleistung der Liebe als solidarisch in der Gemeinde aufgefaßt, und die Liebesdienste für Geist und Leib traten so auffallend im Leben der Christen hervor, daß der Ruf der Heiden: „Seht, wie sie einander

[1]) Vergl. hierüber die schöne Abhandlung Hefele's, „Das Christenthum und die Wohlthätigkeit“, Beiträge, I. S. 175 ff. Zuerst in der Tüb. Quart.-Schr. 1842.

lieb haben!" wohl begreiflich war. Die großartigen Anstalten der Wohlthätigkeit konnten freilich in den Zeiten der Verfolgungen nicht errichtet werden; sie erscheinen daher erst nach Kaiser Constantin, dann aber, um nie wieder von der Erde zu verschwinden. Kein civilisirter Staat kann heute der Wohlthätigkeits-Anstalten entbehren. Wie der Unglaube selbst an christliche Ideen gebunden ist, denen er niemals zu entfliehen vermag, so kann auch keine Bosheit mehr, kein Haß jene Zeugnisse der christlichen Charitas aus dem socialen Leben entfernen. Sie zeigen einen nicht mehr rückgängig zu machenden Fortschritt der allgemeinen Cultur an. Sie scheinen jetzt, nachdem wir daran gewöhnt sind, so natürlich und rein menschlich, daß man meint, es sei immer so gewesen; aber es war eine ungeheuere That, die erste Gründung solcher Liebeswerke, deren eben das ganze classische Heidenthum nicht fähig war.

Der Ruhm der ersten Gründung der christlichen Wohlthätigkeits-Anstalten, welche ins vierte Jahrhundert fällt, gehört der morgenländischen, der griechischen Kirche. Noch vor der Mitte des genannten Jahrhunderts ist der Anfang damit gemacht worden. Das zu Sebaste in Armenien erbaute Krankenhaus ist gewiß nicht das erste; Epiphanius, der dies erwähnt, weist darauf hin, daß fortwährend verschiedene Bischöfe mit Gründung solcher Anstalten beschäftigt seien. Es wurden aber die Anlagen bald schon so großartig, daß das von dem großen Metropoliten von Cäsarea in Kappadocien gegründete Hospital weithin durch seinen Umfang und durch die Größe seiner Wohlthätigkeit berühmt wurde. Es war ein Werk der Gemeinschaft, die begeisterten Gläubigen haben mit ihrem Bischofe gebaut und die Mittel dargeboten. Es gab keinen Unglücklichen, der darin nicht ein für ihn gerade bequemes Plätzchen gefun-

den hätte. Auch Kaiser Valens hatte reiche Mittel dazu hergegeben; aber genannt wurde das Asyl der Elenden und Armen nach dem Bischof Basiliade. Auch das Hospital des heil. Chrysostomus zu Constantinopel wurde sehr gepriesen. Es wurde diese Sache als so specifisch und doch allgemein christlich angesehen, daß die arianischen Bischöfe in der Gründung der Anstalten mit den katholischen in edlem Wettstreite rangen.

Merkwürdiger Weise blieb die abendländische Kirche das ganze vierte Jahrhundert hindurch hinter diesem Eifer der Liebe zurück. Ja selbst im fünften Jahrhunderte zögerte man, und im sechsten hatte das Abendland wenigstens noch keine christlichen Findelhäuser. Es geschah wohl im Einzelnen Vieles, aber das volle Werk der Gemeinschaft fehlte. Auch in Rom war der Anfang noch zu machen. Die griechische Kirche war hierin so weit voraus, daß die abendländische, als sie endlich dem Beispiele folgte, die griechischen Namen für jene Anstalten aufzunehmen gewissermaßen genöthigt war. Daher alle diese Namen: Xenodochia, Nosocomia, Ptochotrophia, Orphanotrophia, Brephotrophia, Gerontotrophia — Fremden-, Kranken-, Armen-, Waisen-, Findel- und Alterspflege-Häuser.

Fabiola war es nun, welche in dem christlichen Abendlande zuerst von Allen und zwar aus eigenen Mitteln, diese Liebesthat vollbrachte. Sie machte zunächst ihr ganzes Vermögen zu Geld. Das war nun nach heutiger Redeweise ein ungeheueres Capital, mit welchem sich bald ein ebenso unermeßlicher Capitalprofit oder Unternehmergewinn auf Kosten zahlloser Arbeitskräfte, die ihr um Sklavenlohn gedient haben würden, hätte erwerben lassen. Allein sie rechnete anders. Auf Gewinn hatte sie es gar nicht mehr abgesehen, sondern nur auf Verwendung, woraus

ihr freilich von dem Vater, der ins Verborgene sieht, ein ewiger noch unschätzbarerer Gewinn bereitet werden sollte. Doch hieran dachte sie nicht; sie dachte nur, was die Liebe beschäftigte; der sympathische Zug erstarkte in ihrem christlichen Herzen zu solcher Energie und Kraftäußerung, daß sie, weit über dies edelste römische Rechtsbewußtsein hinausgehend, jeden Unglücklichen, Obdachlosen, Entblößten, Kranken, Krüppelhaften, Verlassenen und Verachteten mit den Augen der Liebe ansah und sein Leid so tief empfand, als wäre es das ihrige. Sie sah in den Elenden plötzlich Brüder und Schwestern, und übernahm für sie die Sorge und Pflege. Was der heil. Basilius mit seiner Schaar der Gläubigen und dem Kaiser Valens für Cäsarea gethan, das unternahm Fabiola für Rom allein. Sie erbaute also das erste Krankenhaus, wofür der Name in der lateinischen Sprache noch so fremd war, daß der heil. Hieronymus im Jahre 399 das griechische mit griechischen Buchstaben (νοσοκομεῖον—nosocomeion) in den lateinischen Text seines Nekrologs einschaltete. Sie sammelte nun die Kranken für ihr weites Haus nicht blos aus den verborgensten ärmlichsten Hütten, sondern auch wörtlich von den Gassen und Straßen. Keine Classe von Kranken war ausgeschlossen, vor keiner ekelhaften Krankheit bebte sie zurück. Bald hatte sie Schaaren der Unglücklichen um sich, Menschen ohne Nasen, mit ausgestochenen Augen, mit halbverbrannten Füßen, mit erstorbenen Händen, mit angeschwollenen oder ausgedorrten Gliedern, auch solche, aus deren abfaulendem Fleische die Würmer hervorwimmelten.

Fabiola hatte nicht etwa blos das Geld gegeben und die Aerzte und Krankenpfleger bezahlt; — diese Art von Wohlthätigkeit, wobei man selbst in ausgesuchten Bequemlichkeiten bei delikaten Speisen sich reichlich bedienen läßt,

würde ihr nie genügt haben; — sondern sie war mitten unter den Kranken, die Erste ihrer Pfleger und Pflegerinnen. Sie selbst pflegte die Wunden, rieb und erwärmte die absterbenden und kranken Glieder, brachte Erfrischungen und erleichternde Mittel, tröstete die Betrübten und richtete auf die Entmuthigten. Wie oft sah man sie von der Gelbsucht erschöpfte oder im Schmutz verkommene Kranke auf ihren eigenen Schultern ins Krankenhaus tragen? Wie oft wusch sie auf's Sorgfältigste den zähen Eiter aus den Wunden, bei dessen Anblick Andere schon Uebelkeit spüren? Die Speisen reichte sie eigenhändig dar; so lange ein Sterbender athmete, war sie bemüht, ihn noch durch labende Tränkchen zu erquicken. Bald war die ganze Stadt voll des Lobes ihrer Liebe; denn die Kranken, welche genasen und das Haus verließen, wurden nicht müde, die herzliche Theilnahme und all' die Liebesdienste, welche sie erfahren hatten, allenthalben zu rühmen, so daß die Gesunden unter den Armen die Kranken beneideten. Krank sein und von Fabiola gepflegt werden, schien wünschenswerther, als gesund sein und dieser Pflege entbehren.

Aber das Krankenhaus mit seinen Bedürfnissen erschöpfte den Reichthum Fabiola's nicht. Sie war daher ebenso verschwenderisch freigebig gegen Cleriker, gegen Mönche und Jungfrauen. Besonders suchte sie die Monasterien auf, um ihrem Mangel abzuhelfen. Doch Rom war ein zu enges Gebiet für die Gaben ihrer Barmherzigkeit. Sie durchzog die Inseln und das ganze etruskische Meer, das Gebiet der Volsker und die verborgenen Meerbusen, um überall die Chöre der Mönche aufzusuchen, und persönlich oder durch zuverlässige fromme Gläubige ihnen reiche Geschenke zukommen zu lassen. Auch bekleidete sie Menschen aller Art, wo immer sie Entblößte fand.

Ihre persönliche Thätigkeit und Aufopferung bei alledem war so ungewöhnlich und über Menschenkräfte in den Augen der Vornehmen, daß man anfing, diese noch mehr zu bewundern als die Hingabe ihrer Schätze. Und bei dieser rastlosen Arbeit der Nächstenliebe, bei welcher sie in Plebejertracht oder Sklavenkleidung einherging, fastete sie wie eine stille, beschauliche Einsiedlerin. Sie that aber Alles in einem heiligen, glühenden Glaubenseifer, in der Nächstenliebe immer doch Gott über Alles liebend. Sie betrachtete die Unglücklichen als Brüder und Schwestern des Herrn, als Hausgenossen Gottes; im Hause Gottes aber war sie die treue Magd: was Wunder nun, daß sie Tag und Nacht diente im Namen des Herrn? Je mehr sie aber diente und Barmherzigkeit übte, desto näher kam ihr der Herr, desto süßer hörte sie ihn reden im Evangelium, desto mehr hatte sie Kindesfreude bei seinem Andenken. Da steigerte sich auch die Sehnsucht nach seinem Angesichte, und da sie das auf Erden nicht schauen konnte, nach den Spuren, wo er gewandelt. Sie sehnte sich plötzlich nach den heiligen Landen, bestellte ihr Krankenhaus wohl, traf Fürsorge für ihre Armen und eilte zum Hafen.

---

## III.

## Der Besuch im heiligen Lande.

Von Rom aus war der Ruf von Fabiola's heldenmüthiger Bekehrung und von ihrem wunderbaren Eifer in den Liebeswerken längst nach Palästina gelangt. Die Gründung ihres Krankenhauses hatte man mit Staunen vernommen. Paula und Eustochium kannten sie sehr wohl,

und haben sich gewiß innig gefreut, da sie ihren Namen so verherrlichen hörten. Da kam unerwartet — im Jahre 395 war es — die Nachricht, Fabiola sei im heil. Lande angekommen. Schaarenweise eilte man ihr entgegen und hieß sie willkommen in Verehrung. Wie im Triumphe wurde sie nach Bethlehem geführt, wo sie die gastliche Herberge Paula's bezog, um von hier aus, wie aus heimathlicher Wohnung, die einzelnen Ausflüge und Besuche der heiligeu Orte zu unternehmen.

Da zeigte sich nun, wie Fabiola nicht nur Martha war, sondern auch Maria. Als sie im Kreise des heil. Hieronymus und der heil. Paula den Reichthum der biblischen Theologie ahnen und dann kennen lernte, war es, als stillte sie einen Heißhunger. Als Hieronymus später daran zurückdachte, rief er aus: „Ich meine, ich sehe es noch, guter Jesu! mit welcher Gluth, mit welchem Eifer sie über den heiligen Büchern war! Durch die Psalmen, Propheten und Evangelien stürmte sie hindurch, überall Fragen aufwerfend und die Lösungen in dem Schreine ihres Herzens bergend.“ Sie las nämlich mit dem heil. Hieronymus, und ohne Zweifel waren Paula und Eustochium auch dabei. Und in dem Maße, in welchem sie ihre Erkenntniß mehrte, wuchs auch ihr Schmerz, denn sie blieb so lang sie lebte, eine Büßerin; wie wenn man Oel in die Flamme gießt, so mehrte sich die Gluth ihrer Liebe durch jede neue Erkenntniß der himmlischen Weisheit. Sie stellte aber dem heil. Hieronymus so viele Fragen, daß er sie nicht alle beantworten konnte. So z. B. verlangte sie eine allegorische Erklärung der zweiundvierzig Lagerstätten der Kinder Israels in der Wüste, worauf jener nicht vorbereitet war. Einiges gelang ihm zu ihrer Befriedigung; bei sehr vielen Lagerstätten aber gestand er einfach, er wisse keine geistige,

typische oder sinnbildliche Bedeutung. Da fing sie an, ihn noch mehr zu drängen und zu fordern, als wäre es dem Hieronymus, wie er selber darüber klagt, nicht erlaubt, nicht zu wissen, was er nicht wußte. Als sie sich aber sehr betrübte und meinte, sie wäre es allerdings nicht würdig, die Geheimnisse der heil. Schrift kennen zu lernen, da versprach er ihr, eine eigene Abhandlung darüber für sie zu schreiben, wie auch eine andere über die Bedeutung der hohenpriesterlichen Gewande. Letztere hat er ihr nach Rom gesandt; die erstere wurde erst nach ihrem Tode fertig und zu ihrem Andenken veröffentlicht. So also war sie plötzlich vertieft in die Studien der heil. Schrift. Hiervon und von dem Leben zu Bethlehem war sie so eingenommen worden, daß sie nahe daran war, den Entschluß, für immer dort zu bleiben, zu fassen. An Zureden fehlte es auch nicht, und schon schienen Paula und Hieronymus ihres Besitzes gewiß zu sein, als ein unerwartetes Ereigniß die Sache änderte. Es war der im Leben Paula's erwähnte Einfall der Hunnen in Syrien.

Von den Ufern des eisigen Tanais, nordöstlich vom See Maötis (Meer von Assow) her waren sie hergestürmt, die kaukasischen Thore gleichsam sprengend, d. h. durch die Engpässe des Taurus, welcher sonst leicht zur Schutzmauer gegen die wilden Völker befestigt und vertheidigt gewesen, hindurchdringend und die römischen Lande verheerend. Sie kamen in großen Schwärmen auf schnellen Rossen, wilde Reiter. Nach Herodot hatten sie schon zur Zeit des Mederkönigs Darius zwanzig Jahre lang den Orient mit Schrecken erfüllt und bis nach Aegypten und Aethiopien hin Tribut erhoben. Das Entsetzlichste war, daß sie immer ihrem Rufe vorauseilten und plötzlich an einem Orte auftauchten, wo Niemand sie geahnt hatte.

Und dann fand Niemand vor ihnen Erbarmen, keine Würde, keine Religion, kein Alter, nicht das wimmernde Kind in der Wiege. Sie belagerten schon Antiochien; Tyrus suchte sich durch's Meer zu schützen. Es hieß aber allgemein, sie hätten es auf Jerusalem abgesehen, weil sie dort viel Gold vermutheten. Die Mauern und Festungswerke von Jerusalem, welche während des Friedens vernachlässigt worden waren, suchte man eiligst auszubessern. Allein, was konnte das helfen? Palästina war von Truppen ganz entblößt. Im Jahre 394 hatte Argobastus in Italien nach Ermordung des Kaisers Valentinian den Eugenius zum Kaiser ausrufen lassen. Dies war das Signal zum Bürgerkriege gewesen. Theodosius war mit seinem Heere nach Italien geeilt, hatte alle Truppen an sich gezogen, und so den Orient den Einfällen der Barbaren preisgegeben. So stand die Sache noch im Jahre 395, als die Hunnen ihre verheerenden Züge unternahmen. Daher schien in Palästina nichts gerathener als die Flucht. Hieronymus und Paula zogen mit ihrer ganzen Colonie ans Meer und hielten die Schiffe bereit. Fabiola aber, die in Bethlehem noch immer als Gast gewesen, sich noch nicht eigentlich niedergelassen, vielmehr ihr Bündel leicht geschnürt hatte, kehrte in die Heimath zurück. Das geschah offenbar nicht ohne höhere Fügung. Sie sollte ihre Demüthigung in der Stadt, wo sie reich und weltlich gesinnt gewesen, fortsetzen und ihr Liebeswerk nicht unvollendet lassen. Sie nahm freilich die Sehnsucht nach dem beschaulichen Leben mit und verkehrte im Geiste unablässig mit Bethlehem. Und auch Hieronymus und Paula klagten, daß sie ein so kostbares Kleinod, wie Fabiola, hatten verlieren müssen.

## IV.

## Fabiola und Pammachius.

Bis dahin hatte Fabiola dem neuen Werke der Liebe zu Rom allein vorgestanden. Sie sollte nun Hilfe finden. Die vornehmen Heiden zu Rom hatten die Gründung ihres Krankenhauses und ihre Arbeit für dasselbe mit Staunen gesehen; als sie aber nach Jerusalem reiste, meinten jene, sie sei im Gutesthun ermüdet; denn Bibelstudium, Anbetung des Herrn an den heiligen Stätten und beschauliches Leben schien ihnen ein süßes Nichtsthun. Hieronymus freilich sah die Sache anders an: „Mögen Andere," sagt er, „die Werke der Barmherzigkeit, die Demuth, den Glauben loben: ich lobe mehr noch das heißliebende Gemüth." Als sie in Rom wieder erschien und sofort mit gleichem Eifer sich der Liebesarbeit unterzog, überführte der Augenschein die dreiste, verleumderische Zunge der Lüge.

Es gab nun auch Viele unter den vornehmen Christen, die sie bewunderten und liebten; und diese ihre Freunde riethen ihr dringend, sie möge sich bei den Werken der Barmherzigkeit beruhigen und Rom nicht mehr verlassen. Das war ihr aber sehr schwer. Sie hatte einmal gekostet von dem Brode des Lebens, von der himmlischen Erkenntniß, und darnach sehnte sie sich zurück ohne Unterlaß. Sie verlangte hinaus aus der Stadt, wie ein Gefangener aus dem Kerker. Das Einsiedlerleben war ihr gleichbedeutend mit der Freiheit. Sie hätte, uneingedenk ihres Geschlechtes und ihrer Gebrechlichkeit vor keiner Wüste zurückgebebt. Das Sendschreiben, welches Hieronymus einst an Heliodorus in dessen Jugend gerichtet hatte, um den=

selben zum Einsiedlerleben aufzumuntern, wußte sie ganz auswendig; und Worte wie diese: „Reich genug ist, wer mit Christo arm ist;“ oder: „O Wüste, blühend von Blumen Christi!“ waren immer vor ihrem Geiste. „Mit dem Leibe in der Wüste, wandelt man mit der Seele, mit seinen Gedanken im Paradiese,“ hörte sie Hieronymus rufen. Es schien ihr zu wenig, den Armen Gaben zu spenden; sie wollte auch, nach Hingabe ihres ganzen Vermögens selbst um Christi willen eine Bettlerin werden und Almosen empfangen. Sie machte auch solche Anstalten, daß ihre Verwandten und Freunde der Ueberzeugung waren, sie werde plötzlich abreisen.

Eines aber fesselte sie noch. Paulina war gestorben, und Pammachius, ihr Gemahl, dem Dienste Gottes ganz hingegeben. Dieser römische Senator, welchen wir aus dem Leben der heil. Paula bereits kennen, war ein feingebildeter Mann und so geistvoll und beredtsam, daß Hieronymus bei dem Gedanken, demselben einen Trostbrief zu schreiben, erröthete. Es kam ihm wie Großthuerei vor, einen so vollkommenen Mann belehren zu wollen. Er rühmt seine Weisheit und nennt ihn einen wahren Cherub; viele Weise, Mächtige, Adelige seien Mönche, sagt er; aber weiser, mächtiger und adeliger als Alle sei sein Pammachius, welcher der Große unter den Großen, der Erste unter den Ersten sei. Pammachius also, der Paulina, seine Gemahlin überaus geliebt hatte, sah sich um, nachdem Gott sie ihm genommen, wer der Erbe ihrer Liebe sein solle. Und er fand Paulina's Erben in den Armen, Kranken und Unglücklichen. Da ist ein Blinder, der um Hilfe ruft; lange hat er seine Hand ausgestreckt, wo Niemand war; aber es kommt Pammachius, erkennt den Erben seiner Liebe, ergreift die Hand, führt und tröstet. Die Lahmen, die Stummen, die

Tauben, die Kranken aller Art sind seine Erben. Der Palast des Senators verändert Zweck und Ansehen. Wo früher die Schaaren der reichen und vornehmen Besucher sich drängten, dort lagern jetzt als die Berechtigten alle Unglücklichen. Er nahm, um besser dienen zu können, statt der weißen Senatoren-Tunica mit den breiten Purpurstreifen, die gemeine dunkelfarbige Tunica der Armen, welche die Mönche trugen. Zwar lachten seine bepurpurten vornehmen Collegen, aber er schämte sich dessen nicht, lachte mit und hatte mehr Ursache als jene. Hieronymus zollte ihm seinen Beifall, und bemerkte, die erste Tugend des Mönches sei, das Urtheil der Menschen zu verachten und der Worte des Apostels stets zu gedenken: „Wenn ich noch den Menschen gefiele, so wäre ich Christi Diener nicht." Es leuchte die Perle auch im Schmutze und der Glanz des reinsten Edelsteines strahle auch im Kothe. Pammachius wich übrigens wo er konnte, selbst auf den Straßen, den Mächtigen und Vornehmen aus, nicht aus Furcht, sondern um nicht durch sie in seinen Liebeswerken gestört und um nicht Ehre empfangen zu müssen. Denn sowohl sein Adel als sein hoher Geist geboten, er mochte äußerlich erscheinen wie er wollte, immerhin Achtung. In seiner dunkelbraunen Tunica, mit nackten Füßen, im Aeußeren ganz den Armen gleich, ging er leutselig in die Hütten der Dürftigen, trug er Wasser, hackte er Holz und zündete er Feuer an; oder er war das Auge der Blinden, die Hand der Schwachen, der Fuß der Lahmen. Es war nichts Geringes, daß ein Mann von solchem Adel, von solcher Würde, von solcher Bildung und von solchem Reichthume sich unter die gemeinen Haufen mischte, mit den Bettlern wie mit Brüdern verkehrte, den Ungebildeten sich gesellte und aus einem Fürsten ein Proletarier wurde. Aber Pammachius

wurde innerlich nur um so vornehmer, sein Adel vor Gott, in dessen Dienste er Alles that, wurde erhöht. Denn indem er, von dem Heere der Unglücklichen gefolgt, diesen diente, pflegte er in ihnen Christum und wurde er selbst, mit ihrem Schmutze beschäftigt, hellweiß; indem er den Armen Feste gab, wurde ihm selbst ein ewiges Fest im Himmel bereitet. Während andere Männer auf die Gräber ihrer Gemahlinnen Veilchen, Rosen, Lilien und Mohnblüthen streuen und mit solchem Liebesdienste den Schmerz ihres Herzens beruhigen, träufelte Pammachius auf die heilige Asche und die ehrwürdigen Gebeine seiner Paulina den Balsam der Barmherzigkeit. Einmal sammelte er die Armen von Rom, so viele deren die alte Peterskirche fassen konnte, und gab denselben in der Kirche ein Gastmahl, welches der heil. Paulinus von Nola (Ep. 37.) mit großem Lobe beschrieben hat.[1])

Es war nun nicht zu verwundern, daß Fabiola und Pammachius bald einander zu gemeinschaftlichen Werken der Barmherzigkeit die hilfreiche Hand darboten. Der heil. Hieronymus erzählt in dem Leben Fabiola's: Während ich diese Frau lobe, steht plötzlich mein Pammachius vor meiner Seele. Paulina ist entschlummert, damit dieser wache; sie ist dem Manne vorangegangen, damit sie ihn Christo als Diener zurücklasse. Dieser ist der Erbe der Gattin: aber die Erbschaft haben Andere angetreten. Es wetteiferten ein Mann und eine Frau (Pammachius und Fabiola), wer von ihnen ein Xenodochium, ein christliches, gastliches Fremdenhaus, ein Hospital für Pilger insbesondere bei dem

[1]) Diese Sitte, die Armen in der Kirche zu speisen, war sehr alt, wurde aber von den hervorragendsten Bischöfen eben gegen Ende des vierten Jahrhunderts, z. B. von dem heil. Ambrosius und vom heil. Augustinus, mißbilligt und abgeschafft.

von Kaiser Claudius angelegten römischen Hafen an der Mündung der Tiber (um welchen die alte bischöfliche Stadt Porto erbaut wurde), errichten sollte. Der Wettstreit bestand hauptsächlich darin, daß beide einander in den menschenfreundlichen Gaben dazu übertreffen wollten. Beide siegten in dem Streite und beide wurden überwunden. Beide gestanden, daß sie Besiegte und Sieger seien, indem gegenseitig der Eine that, was der Andere wünschte. Sie einigten ihren Reichthum und ihren Willen, damit, was durch Eifersucht zerstört wird, das gute Werk, durch Eintracht wachse. Mit unglaublicher Schnelligkeit wurde ihr Plan ausgeführt. Sie kauften ein Haus, machten ein Fremden-Hospiz daraus, und sofort wurde es bevölkert. Die Ankommenden vom Meere wurden hier erquickt, und die zur Abfahrt Herbeieilenden, bevor sie zur See gingen, noch einmal in christlicher Liebe gestärkt. Was Publius einst auf der Insel Malta an Paulus und der Bevölkerung Eines Schiffes einmal gethan, daß er sie gastlich aufnahm und einige Tage bewirthete, das thaten nun Fabiola und Pammachius an allen Seefahrern häufig, und nicht blos an Armen und Schiffbrüchigen, sondern ihre Munificenz war freigebig gegen Alle. Im Frühling des Jahres 396 erfuhren Aegypter und Parther ihre Gastfreundschaft, und im Sommer bereits Britannier. So hatten die beiden von dem Baume Abrahams im Thale Mambre, unter welchem er die drei Engel aufnahm und bewirthete, einen Zweig an das ausonische Ufer verpflanzt. Und wie Abraham den Herrn bewirthete unter seinen Gästen, so übten auch sie die Liebe in jedem Fremdlinge an ihrem Heilande und hatten dafür auch ihre Verheißung. Abraham war reich an Gold, Silber, Heerden, Gütern; er hatte einen so großen Hausstand, daß er auf eine plötzliche Nachricht sofort ein Heer

von auserlesenen Jünglingen bewaffnen konnte, welche vier Könige, die fünf Könige geschlagen hatten, in Dan überwältigten; und dennoch überließ er den Dienst der Gastfreundschaft nicht seinen Knechten und Mägden, sondern, wenn Fremde kamen, war es, wie wenn er mit Sara eine reiche Beute gefunden, die sie eifersüchtig für sich allein behielten: er selbst wusch den Gästen die Füße, er selbst trug das fette Kalb von der Heerde auf seinen Schultern herbei, und stand wie ein Knecht vor den Mahlzeit haltenden Fremden, während Sara die Speisen auftrug. So dienten auch Fabiola und Pammachius selbst in dem Hause der Liebe, und darum nahte ihnen auch, wie einst dem Abraham und der Sara, mit übergroßem Lohne Gott selbst, der seine milde Hand aufthut und erfüllt mit Gütern Alles, was da lebet.

---

## V.

## Frühe Vollendung.

Fabiola sah unter allen Arbeiten im Geiste sich selbst immer noch, wenn nicht in Bethlehem, so doch in einer stillen, einsamen Zurückgezogenheit fern von der ewigen Stadt, die ihr gar zu sehr der Zeitlichkeit zugewandt schien. Die Ruhe der Wüste glaubte sie zu ihrer Vollendung zu bedürfen.

Da war es ihr plötzlich, als müßte sie eine weite, weite Reise antreten, und zwar bald. Dazu war sie aber noch nicht leicht gegürtet. Das Krankenhaus, das Fremdenhospital, die Monasterien der Mönche in den Buchten Italiens und auf den nahen Inseln des Meeres, und die Hüt-

ten der Armen in Rom hatten ihr Vermögen noch nicht erschöpft, zumal da sie in den letzten Jahren mit Pammachius in der christlichen Freigebigkeit sich getheilt hatte. Aber sie fühlte, daß es weise und nothwendig sei, die Last der Reichthümer gänzlich und eiligst abzulegen. Von den Ahnungen dieser Nothwendigkeit getrieben, schrieb sie den fernen Mönchen, sie möchten doch kommen und sie von der schweren Last, die sie mühselig noch nachschleppe, befreien; — sie wollte sich von dem ungerechten Mammon noch mehr Freunde machen, damit diese sie aufnähmen in die ewigen Wohnungen. Sie kamen und wurden ihre Freunde. Eben hatte sie alle Lasten abgelegt, frei war sie geworden von allem Besitz und arm in Christo, da erging der Ruf an sie, sich aufzumachen und die weite Reise anzutreten nach der ewigen Heimath. Da war sie denn bereit und leicht gegürtet, und indem sie die letzte Beschwerde, die leibliche Hülle, die entschlummerte, abwarf, flog sie leichten und raschen Fluges auf in den Himmel.

Es war im Jahre 399, als Fabiola in dem Herrn entschlief. Kaum hatte sie den letzten Athemzug gethan, so gerieth die ganze Stadt in schmerzliche Bewegung. Ihre Thaten der Liebe hatten so laut ihr Lob gerufen, daß keine Stimme des Tadels mehr vernommen werden konnte. Der Freunde, welche sie sich von dem ungerechten Mammon gemacht, waren zu viele, als daß ein Gegner noch zu Wort gekommen wäre. Sie war der Stolz, der Ruhm der Christen geworden, ein von den Heiden Roms angestauntes Wunder, der Trost der Mönche, und ihr Tod die gemeinsame Klage der Armen. Allgemeine Verehrung hatte ihr auch ihre liebenswürdige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit erworben. Diese ihre seltene Tugend bewundernd, sagt Hieronymus: „Wir können uns leichter von Gold und Edel-

steinen trennen als von unserm Hochmuthe. Denn wenn wir jene Schätze von uns geworfen haben, werden wir oft vom eitlen Rühmen erst recht aufgeblasen, und machen wir unsere freiwillige Armuth verkäuflich gegen den Beifall des Volkes. Aber die wahre Tugend, heimlich gehegt im innersten Bewußtsein, sieht blos auf das Urtheil Gottes." So war es bei Fabiola. Je mehr Gutes sie that, desto weniger merkte man eine Spur von Ueberhebung. Sie war die anspruchsloseste Magd des Herrn, die Ihm unablässig in seinen Armen diente mit Freuden. Daher der ungetheilte Beifall.

Daher strömte auch auf die Kunde von ihrem Tode die ganze Stadt vor ihrer Wohnung zusammen. Da hörte man tausend Stimmen einmüthig in ihrem Lobe. Die Einen rühmten ihre Tugenden, die Andern erzählten ihre Thaten. Hier hörte man Stimmen der Bewunderung, dort des Dankes, dort der Klage über ihren Verlust. Ihr Begräbniß glich einem Triumphzuge. So hatte auch nicht Furius über die Gallier, nicht Papirius über die Samniter, nicht Scipio über Numantia, nicht Pompejus über die Völker am schwarzen Meere triumphirt, wie Fabiola über die „böszüngige Stadt". Jene hatten die Leibesstärke besiegt, diese hatte die Bosheit der Geister niedergeworfen. Man sah an ihrem Begräbnißtage alle Bewohner Roms friedlich versammelt. Es war, als gäbe es keinen Streit mehr in der großen Stadt; an dem Ehrentage der glorreichen Büßerin schauten Alle einander versöhnlich und wohlwollend an. Unabsehbar waren die Schaaren, welche durch die Straßen zogen, uud die Zuschauenden faßten nicht die Straßen, die Hallen und die Dächer. Es kam auch die uralte Sitte der Christen, beim Tode des Gerechten sich zu freuen wie an seinem Geburtstage für's ewige Leben, zur Geltung;

denn durch den Psalmengesang der massenhaften Chöre tönte noch mächtiger aus den Schaaren das Allelujah, welches auch weithin widerhallte von den goldenen Dächern der Tempel.

Es war ein Triumph der christlichen, weltüberwindenden Liebe.

---

# Lebensbilder der Heiligen.

In der Ordnung des bürgerlichen Kalenders kritisch und historisch

dargestellt von

**Dr. Theodor Stabell,**

aus dem Stifte St. Peter in Salzburg.

Mit erzbischöflicher Approbation.

**In Lieferungen** à kr. 27. = Ngr. 7½. = L. — 90.

Die gewöhnlichen Heiligen-Legenden vernachlässigen zu sehr das historische Interesse; sie enthalten eine solche Fülle des Wunderbaren und Uebernatürlichen, daß das rein menschliche und natürliche Leben der Heiligen fast gänzlich entschwindet; sie stellen dieselben in eine unerreichbare Höhe, preisen und rühmen an ihnen alles als gut und vollendet, auch solche Thaten, die kaum mit dem Buchstaben, aber gewiß nicht mit dem Geiste des Evangeliums im Einklang stehen.

Solche Gebrechen zu vermeiden sucht nun das Werk, welches hier in den „Lebensbildern der Heiligen" geboten wird. Es behandelt das Leben der Heiligen nach der Reihenfolge des bürgerlichen Kalenders, von der es meistens nur abweicht, um auch diejenigen Heiligen, die von dem deutschen Volke besonders gefeiert, oder deren Namen häufig in der Taufe gegeben werden, aufzunehmen. Es wendet sich an die Gebildeten aller Stände — Geistliche und Laien — und will ihnen eine historische, den Geist erhellende, das Herz erwärmende Lectüre bieten. Der Leserkreis, den der Verfasser im Auge hatte, war ihm auch maßgebend für die äußere Form der Darstellung, die Sprache und den Styl; er wollte, daß diese „Lebensbilder" nicht nur durch den Gegenstand dem Gemüthe des frommen, sondern durch die Behandlung auch dem Geschmacke des gebildeten Lesers sich empfehlen. Die Lebensgeschichten der Heiligen sollen nicht Standbilder zu Ehren der Todten, sondern vielmehr Vorbilder zur Aneiferung der Lebendigen sein; daher sind hie und da moralische Anwendungen und Lehren eingestreut, aber nur, wenn sie sich ungesucht, von selber boten; und selbst dann sind sie nur kurz — jedoch genügend, um den verständigen Leser zu eigenem Nachdenken anzuregen, dem Prediger aber einen Wink zur weiteren Ausführung zu geben. Aber das Werk ist doch überwiegend historisch, mit kritischer Prüfung aus den besten Quellen geschöpft; insbesondere ist auf Namen und Zahlen die gewissenhafteste Sorgfalt verwendet, weil eben in diesem Punkte die älteren „Leben der Heiligen" arge Verstöße enthalten.

Der Titel „Lebensbilder" gibt die Art und Weise der inneren Behandlung des Gegenstandes an: der Verfasser rückt die Heiligen nicht in die geheimnißvollen Regionen des Wunderbaren hinauf, er sucht sie vielmehr nach ihrer geistigen und moralischen Besonderheit und Eigenthümlichkeit aufzufassen, sie in möglichster Treue und Anschaulichkeit als lebendige Bilder vor die Augen des Lesers hinzustellen, so daß sie ihm menschlich nahe seien, daß er sie leiden und dulden, streiten und ringen, arbeiten und wirken, fallen und aufstehen, mit Gottes Gnade siegend den Lebenslauf vollenden sehe. Zu diesem Zwecke schien es ihm auch geboten, bei einzelnen Heiligen die Umgebungen und Verhältnisse, in denen sie lebten und wirkten, etwas genauer zu bezeichnen.

So dürfte dieses Werk für Laien wie Geistliche eine willkommene Erscheinung sein: jenen gewährt es namentlich für die Familie z. B. an Namenstagen eine fromme Lectüre; diesen verschafft es über die hervorragenden Erscheinungen des Reiches Gottes auf Erden eine geschichtlich feststehende Darstellung, die sonst nur vereinzelt in gelehrten Werken zu finden, die ihnen aber auch für viele Fälle der Seelsorge von wesentlichem Werthe sein dürfte.

Das Werk ist auf zwei Bände von je ca. 50 Bogen 8. berechnet und erscheint im Laufe des Jahres 1864 in 12 Lieferungen zum angegebenen Preise.

# Allgemeine Weltgeschichte

von

## Cäsar Cantu.

Nach der siebenten Originalausgabe

für das

## katholische Deutschland

bearbeitet von

**Dr. J. A. M. Brühl.**

Sechster, der Geschichte des Mittelalters zweiter Band.

**Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage**

durch **Cornel. Will,**
Archivconservator des germanischen Museums in Nürnberg.

**4 Abtheilungen à fl. 1. 21. 24 Ngr.**

Wir verweisen auf die in einem Prospectus vereinigten Stimmen der anerkanntesten Journale, die sämmtlich Cantu's Werk als eine der ausgezeichnetsten Leistungen auf dem Felde der Geschichte begrüßt haben. Umfassende Forschungen und Quellenstudium vereinigen sich hier mit genialer Behandlung des Stoffes und dem edelsten Charakter. Diese neue gänzliche Umarbeitung trägt namentlich der deutschen Geschichte mehr Rechnung und stellt damit diesen Band auf die Höhe der heutigen Forschung.

Erschienen sind von dem ganzen Werke:

Bd. I—IV (wovon II—IV neu bearbeitet von Prof. **Weiß** in Gratz), **das Alterthum** enthaltend. fl. 12. Rthlr. 7. 15.

Bd. V—VIII (wovon vorerst Bd. VI einzig in neuer Auflage), **das Mittelalter.** fl. 18. Rthlr. 11. 7½.

Bd. IX—XI der Anfang der Geschichte **der Neuzeit.** fl. 10. 12. Rthlr. 6. 10½.

Die Fortsetzung ist unter der Presse. **Jede Buchhandlung ist in Stand gesetzt, die bereits erschienenen Bände in beliebigen Fristen zu liefern, wodurch die Anschaffung erleichtert wird.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

